Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Großer Volkskalender des Lahrer hinkenden Boten

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1882-1942

[Erzählender Teil]

urn:nbn:de:bsz:31-62042

Visual Library

Sepelebauers Mäus'.

Eine Kärntner Bauernschnurre von Hans Kerschbaum.

Hinten im Karnberger Graben, ganz zuletzt oben am Berghang, zunächst dem Wald, dort wo der Hund begraben liegt und die Füchse sich gute Nacht sagen, saß der Sepelebauer auf seinem Gütel.

War ein armes Hausen da hinten oben im Schattenwinkel des Ulrichsberges, das sah man schon gleich an der zerlemperten Keuschen und an den mageren Aeckern und den moosverfilzten, kurzgrasigen Bergwiesen, denen zu allem sonstigen Uebel auch noch der Wald arg zusetzte.

Der Wald griff den Sepelebauer in mehrfacher Weise an und überdies mit einem Tuck*), daß der sich seiner nicht zu erwehren vermochte. Ganz unauffällig bohrte er sein Wurzelzeug in Sepeles Grund und Boden hinein, so daß das windige Bäuerle, wenn es mit seinem mageren Oechslein den Waldleitenacker zu pflügen hatte, so oft die Pflugschar an eine der zähen Baumwurzeln geriet, hin und her geworfen wurde, als ob es betrunken gewesen wäre.

Das war eins. Das andere, was der Wald dem Sepelebauern Z'widerès antat, war das, daß er ihm den beflügelten Samen der Fichten und Föhren, der Buchen und Lärchen mit des Windes Hilfe weithin über Feld und Wiesen streute, was beim Mähen manchen Verdruß verursachte, weil alle Fingerlang die Sense stumpf ward vonwegen der Baumsprößlinge, so mit Saat und Gras herangewachsen.

Und solches mußte sich der Sepelebauer vom Wald ruhig gefallen lassen, denn der Wald war nicht sein, er war des Herrn Grafen Eigentum.

Und ein drittes war überdies: wenn des Sepelebauern Rüben und Kohlkraut schüchtern zu gedeihen anhuben, kamen des Herrn Grafen Rehe und Hasen, und das Bäuerle mußte dann schon seine ganze Findigkeit aufwenden, um für sich und seine Lebens- und Leidensgefährtin, die Sepelebäurin, von Rüben und Kohlkraut etwelches zu retten.

Jedoch ungeachtet aller Abwehrmittel und trotzdem daß der Sepelebauer zu kritischer Zeit mit seiner Frau Wache hielt, so daß abwechselnd einmal der Bauer, das andere Mal die Bäuerin als lebendige Krautscheuchen auf dem Acker standen und beim Herannahen ihrer vierbeinigen Feinde auf einer alten Feuerpfanne eine wilde Musik machten — trotz alldem war dem Uebel nicht beizukommen.

Also mußte anderswie nachgeholfen werden. Der Sepele ging zum Jäger Bertold nach Radweg und verlangte Wildschaden. Der Jäger Bertold kriegte natürlich jedesmal, so er von Wildschaden etwas hörte, einen Eselszorn, denn er hielt ohnedies jeden G'scherten, der so nahe am Herrenwald hauste, für einen abgefeimten Wilddieb, und das verschmitzte Bäuerle vom Karnberger Graben hatte er überdies im Verdacht, daß zumindest ebenso oft, als Reh' und Hasen Sepelebauers Kraut fraßen, das Bäuerle hinwiederum Reh' und Hasen zum Kraut verzehre.

Sei dem, wie ihm wolle. Entweder war der Sepelebauer ein rechtschaffener Ehrenmann und kein Wilddieb, oder er war wirklich abgefeimt; nachzuweisen war ihm nichts.

Jedoch viel schlimmer als der Wildschaden war für den Sepele das Uebel, das ihm die Mäuse verursachten. Wie oft hat er darüber nachspekuliert, woher die ungewöhnlich vielen Mäuse nur kommen mochten, die sich regelmäßig zu Winters Anfang in seiner zerlemperten Klause einquartierten und dann über Ostern hinaus in Saus und Braus auf seine Unkosten praßten, als ob er bloß der Mäuse wegen angebaut und geerntet hätte.

Bei solchem Spekulieren ist das Bäuerle allemal zu diesem Ende gekommen: der Ulrichsberg müsse hohl sein wie ein leeres Faß und in seinem Innern müsse es nach die Hundert oder gar Tausend Mausnester geben. Denn — sagte sich der Sepele — wie wäre es anders möglich, daß, kaum er fünfzig in den Fallen hatte, gleich wieder hundert andere zum Vorschein kommen könnten!

Vorhanden waren die Mäuse in allen einheimischen Arten, von der gefräßigen Waldmaus bis zum niedlichen Zwergmäuslein und von der fetten Großmutter bis zum splitternackten Urenkelmäuschen im Nest.

Ein Graus war's und dem Sepele stiegen darob vor Entsetzen manchmal schier die Haare zu Berge. Zu solch argen Zeiten beriet er sich ernstlich mit seiner Frau, ob sie nicht doch lieber das ganze Glump im Stich lassen sollten, bevor die Mäuse nachtschlafenderweile sie selber noch anfielen.

Und geholfen hat einmal nichts. Jede Katze, die das Bäuerle heimgetragen und welcher vermeintlich die Sepelebauernkeusche völlig ein Schlaraffenland hätte sein müssen, nahm flugs wieder Reißaus und ließ den Bauer in seiner Verzweiflung sitzen.

Doch als die Not am größten, war die Hilfe am nächsten!

Und das war am Palmsonntag, daß der

*) Tücke.

Sepelebauer mit seinem Palmbuschen nach Zweikirchen hinüberschnaufte und nebst mehrerlei frommen Gedanken auch einen unheiligen im Schilde führte, nämlich den, daß er sich heut justament beim Paulewirten einen „Geist“ kaufen müsse, damit er auf frohere Gedanken komme, denn die Welt war ihm wieder einmal arg zum Verdruß.

Zuerst aber ist er als gerechter Christ in die Kirche gegangen, hat seinen Palmbuschen in die Ecke gestellt und sein altes, dickes Betbüchel aus der Tasche genommen und sich in eine erbauliche Andacht versenkt. Das Drucklesen konnte der Sepele Gott sei Dank passabel; nur mit dem Schriftlesen, worunter er das Geschriebene verstand, haperte es. Geschriebenes zu lesen hat er nie erlernt und das Schreiben selbst, das ihm geradezu eine zauberische Kunst dünkte, hat er sein Lebtag nie begriffen.

Das Fertiglesen einer mehrseitigen Andacht ist ihm während des Gottesdienstes zwar auch niemals gelungen, trotz des gewaltig großen Druckes in seinem alten Betbüchel, jedoch focht ihn das nicht an; den Rest holte er am Sonntagnachmittag daheim nach.

Verwunderlich war nur das eine, daß der Sepelebauer ungeachtet der großen Mühsal beim Lesen mit einer seltsamen Gier nach jedem Papierblatt griff, auf dem etwas Gedrucktes stand. Vielleicht freute er sich seiner geringen Kenntnis des Lesens eben deshalb, weil es ihn etwas sehr Schwieriges dünkte, das gar viele seinesgleichen überhaupt nicht konnten.

Also verrichtete das Bäuerle vom Karnberger Graben seine Andacht, ließ sich indes seinen Palmbuschen weihen und ging darnach mit der Zufriedenheit und dem guten Gewissen des Gerechten zum Paulewirten, um vor dem Heimweg in den stillen Bergwinkel hinein ein Gläschen zu trinken.

Und beim Paulewirten lag auf dem Tisch, an dem der Sepelebauer sich niederließ, eine Zeitung, von welcher der Sepele nachträglich auf dem Heimweg annahm, daß die göttliche Vorsehung sie hingelegt haben müsse, denn diese Zeitung hat die Mäusesache in ein ganz neues Licht gerückt.

In diese Zeitung hat der Sepele eine hübsche Weile andächtig hineingeschaut und wiederholt mit seinem Kopf gewackelt, als ob es ihm kurios merkwürdig vorgekommen wäre, oder ob er's völlig nicht recht hätte glauben mögen, was da drinnen stand. Und es war ihm, als wäre der Waldheger-Franze, der zu diesem zweifelvollen Zeitpunkte zur Tür hereintrat, ein vom Himmel gesandter Engel. Wenn es der Franze nicht weiß, dann weiß es keiner! Soviel stand für den Sepele fest, und der Waldhüter weiß in allen Dingen Rat, denn der Franze ist ein heller Kopf, ein belesener Mensch, ganz ohne Zweifel, hat in seinen jungen Jahren ja gar einmal eine Zeitlang studiert, sollte Geistlicher werden, ist aber niemals gesalbt worden und dennoch mit allen Salben geschmiert gewesen.

„Grüaß Gott, Franze!“

„Grüaß Gott, Sepele!“

Sie kannten ja wohl einer den andern, und der Waldhüter setzte sich dem Bauern gegenüber.

„Du, Franze,“ sprach der Sepele vertraulich und hielt dem andern die Zeitung hin; „meine Augen seint schon schwoch, — geh, mogst du nix schaugn, wos afn Klognfurtner Morkt für ane Preise seint? . . .“

Der Waldhüter griff bereitwillig nach der Zeitung. „Gib lei her,“ sagte er, „wern mer lei schwind schaugn . . . Alstern: Roggen achte

„Was? Gulden?“ Der Sepele machte seinen Hals länger.

achtedreißig — Waz siebene vierazwanz'g — Hafer fünfe achtefuchzig — Brein sechzehne — Mais achte zwanzig . . .“

„Was? Gulden?“ Der Sepele machte seinen Hals länger.

„Acht Gulden zwanz'g Kreuzer,“ las der Waldhüter nochmals deutlich heraus. „Da steht's!“

„Wann es dort steht, werd's schon stimmen,“ entschuldigte das Bäuerle die Unterbrechung. „Aber du: wia werd verkaaft — Maß oder G'wicht?“

„Wia verkaaft werd? . . . Wern mer lei schwind schaugn . . . Alstern . . . aha — verkaaft werd per hundert Kilogramm . . .“

„Uh — verfluacht!“ rutschte es dem Sepele heraus. Und ein wenig verdrossen ließ er sich auf seinen Sitz nieder. „Teufi — das is viel!“

„Was is viel — der Preis?"

„Geld is es nix z'viel," bedauerte der Sepele. „Hundert Kilo seint halt viel!"

„Seint zwaa Zentn' . . ."

„Eben derwegen," meinte der Sepele und kratzte sich hinterm Ohr. „Soviel werd' i kaam z'samm'-bringen . . ."

Der Waldhüter wunderte sich: „Hast denn was zan verkaafen, du? Wachst ja eh lei nix af deiner Leit'n hinten!"

„Wohl — sege schon — host eh lei recht. Roggen hon i koan; Hobern aa nix; Brein hon i nia koan g'hobb . . ."

Und nun rückte der Sepele dem Waldhüter ein wenig näher.

„Aber — du, Franze," sagte er vertraulich, „du werst es wissen — sog m'r amol: za wos epan brauchen see z' Klognfurt ane Mäus' . . . haa?"

Der Franze hielt eben sein Glas in der Hand; er setzte es an und trank es leer und wischte sich nachher ein wenig umständlich den struppigen Schnauzbart und dachte sich: „Was? Mäus'? . . ."

„Was see ane Mäus' brauchen — manst? . . . Ja, non, za was denn epan sunsta, wia zan essen!"

Der Sepele spuckte unter den Tisch.

„So ane Schwein'!" meinte er verächtlich.

„Wiaso?" hielt sich der Waldhüter auf. „Hast g'wiß nia noch ane gegessen?!"

„Mecht aa koane — pfui Teufi!"

„Non, mein Liaber — sege derfst wieder nit verreden! In Kriagszeiten hamt see gar die Ratzen gegessen, und die seint noch damisch teuer g'west . . ."

„Sege hon i wohl amol verzähl'n g'hört," mußte der Sepele bestätigen.

„Non siagst! Der Hunger tuat halt weh . . . Und a Maus is mir decht mein Lebta no liaber wiar a Ratz, so a schiages Luader erst . . ."

Der Paulewirt, der dem Waldhüter das Glas gefüllt, wußte zu sagen, daß „gebochene Mäus' nix übel sollen schmecken".

Doch der Sepele blieb dabei: „I mecht koane — i nit, i!"

„Das macht aa gar nix," beruhigte ihn der Waldhüter. „Die Gusti und die Watschen seint verschieden. Die Hauptsach' is, daß see die Stadtleut' mög'n tan . . . früaher amal hätt' dir kan Mensch an Kreuzer geb'n für a Maus . . ."

„I gaab dir heint aa koan dafür . . . Wieviel hast g'sogg, Franze, daß see geb'n?"

„Achte zwanzig . . . Is a scheans Geld, wennst es betrachtest . . . Seint wohl a scheans Tschipele Mäus' aa . . . Aber 's Geld is nix zan verachten . . . Müassent ja a nix grad hundert Kilo sein. Sag'n mer: 's Kilo acht Kreuzer — is schon was, wenn du zwanz'g, dreiß'g Kilo haben tuast! . . ."

„Die bring' i z'samm'," versicherte der Sepele zuversichtlich. „Wohl, wohl — soviel schon. Und see waarn guat weg, die Luadern; hamb m'r im vergangen' Winter eh lei den ganzen Türken*) g'fressen."

„Alstern!" schürte der Franze, „nacher wernt see ja fein g'mästet sein . . . Muaßt lei schwind dazuaschaug'n!"

„Werd lebendes G'wicht sein — gel du?"

„Lebendes G'wicht — wohl, wohl — müassent ja ganz frisch sein!" erklärte ganz ernsthaft der Schelm. Der Paulewirt mußte indes beiseite schmunzeln.

Das einfältige Bäuerle aus dem Waldgraben heraus tat in dieser Sache noch manch ernsthafte Frage und der Waldhüter-Franze war gefällig genug, dem Sepele alles Wissenswerte ebenso ernsthaft zu beantworten.

„Und af die Ostern iatza," stachelte der Franze noch, „werd mangari a damisch G'riß sein um die Mäus' — muaßt schaugn, daß see bald einebringen tuast af Klognfurt."

„Werd' wohl, werd' wohl," erklärte der Sepele eifrig. Und, als könnte er schon etwas versäumen, beglich er seine Zeche. Im Aufstehen knöpfelte er sich seinen bockigen Lodenjangger zu, ergriff seinen großen Palmbuschen und mit einem treuherzigen „Fiat Gott, Franze" und „Fiat Gott, Wirt" ging er davon.

„Werst segn, Franze," lachte hintennach der Paulewirt, „der fangt seine Mäus' z'samm' . . ."

„Werd iahm nix schad'n," meinte der Waldhüter. „Und wenn er see alle fein z'samm'-fangt und fortliefert, das werd iahm a Nutz'n sein."

* * *

An diesem Palmsonntag ging der Sepelebauer den ganzen Nachmittag bei seinen im Berg verstreuten Nachbarn umher.

„Schiach is heuer, schiach!" beteuerte er überall. „Die Mäus' fressent mi mit Haut und Haar!"

In Anbetracht dieser unerfreulichen Aussicht für des Bäuerles Zukunft waren die Nachbarn schon so gut, dem Sepelebauern ihre verfügbaren Mausfallen zu leihen.

Und die nächsten Tage dann roch es in der Sepelebauernkeusche hauptsächlich nur mehr nach brenzeliger Brotrinde und dito Speckschwarte. Und dem Bauern und seiner Frau wuchsen von Tag zu Tag mehr und mehr die Grausbirnen über das ungeheuerliche Ergebnis des großen Mäusefanges.

Mit Schaudern sagte der Sepele: „Mei Liabe, die hätt'n uns g'fressen!"

Und sein Weib schlug die langen, dürren Hände über dem Kopf zusammen und rief entsetzt: „O Maria, o Maria! Iatza glaab' i's: die

*) Der Sepelebauer hatte keine Ahnung davon, daß die Feldfrucht, die in Kärnten allgemein „Türken" genannt wird, sonderbarerweise auch noch Mais (Kukuruz) heißt; daher sein Mißverstehen zwischen Mais und Mäus'.

Luadern hamb uns arm g'fressen . . . O Maria! So a Kotter Mäuf'!"

Und als am Gründonnerstag — vor Tagesanbruch schon — der Sepelebauer mit seiner Frau das Mostfassel, das für den Mäusetransport herhalten mußte, auf den Wagen hob, war er wohl besorgt darum, „ob nit anige hin sein wernt," „denn" — meinte er — „da drein geht's schiach um!"

* * *

In Klagenfurt tat der Sepelebauer so, wie der Waldhüter-Franze ihm angeraten. Mit seinem Wagen fuhr er auf den Alten Platz, wo schon einige Bauerngefährte standen, auf denen gleichfalls faßähnliche Behälter lagen.

„Bin schon z'recht," dachte sich der Sepele ahnungslos und war sehr froh darüber. Seinem müden Oechslein, das sich gleich behaglich zu Boden sinken ließ, legte er das Heubündelchen vor, er selber aber hockte sich auf das Wäglein und ließ seine kurzen Beine mit der mehrfach aufgekrempelten Hose und den tüchtigen Stiefeln über die Wagenleiter baumeln.

So harrte er in Geduld des Kommenden. Sein einfältiges Berglergesicht hat auch bald die Aufmerksamkeit eines alten, gemütlichen Herrn erregt, der an das Bäuerle die Frage richtete: „Non, Votale, was ham Sie denn für ane Fisch'?"

Weil der Sepelebauer nicht recht verstanden zu haben glaubte, fragte er seinerseits, indem er seinen Kopf vorneigte: „Haa? Wia moanen S'?"

„Was Sie für ane Fisch' ham?"

„Ah so — Fisch . . ."

„Ham Sie kane Forell'n?"

„Ah naa," sagte der Bauer ein bißchen verdrossen und beutelte mit dem Kopf. „Forell'n hon i koane."

„Ah nit? Ham Sie nachert an Most?"

„Wohl, wohl — Most hamer schon — weanig, weanig halt — nix viel worn fert'n."*)

Der alte Herr hat dem Bäuerle mitleidig zugenickt und ist langsam, wie er gekommen, seines Weges gegangen. Was da in diesem Fasse war, blieb ihm ein Geheimnis.

Eine Köchin, die sich von des Sepelebauern Einfaltsgesicht angezogen fühlte und sich davon wahrscheinlich einen vorteilhaften Kauf erhoffte, kam dem Geheimnisse — freilich durch ihre Schuld — auch nicht näher.

Zwischen ihr und dem Bäuerle kam es zu folgendem Zwiegespräch: „Wia geb'n Sie denn die Fisch'?" fragte sie so selbstsicher, als ob's überhaupt nichts anderes geben könnte als Fische.

Der Sepele stutzte. Und dann brummte er: „Was see lei alle mit die Fisch hamt! . . . Wo soll denn i in Berg Fisch' hernehmen?!"

*) fert'n = vergangenes Jahr.

„Na, was ham S' denn nachert da drin?" kicherte etwas belustigt das Frauenzimmer.

„Mäuf' — Mäuf' hon i drein . . ."

Jetzt hatte er sich's mit der Köchin vertan.

„Schau," sagte sie spitzig, „so a Mandle möcht' ein' aa noch foppen!"

Bald umstanden Sepeles Fuhrwerk eine Menge Leute.

Dem verblüfften Bäuerle warf sie noch einen unfreundlichen Blick zu und ging zu einem andern Wagen.

„D'ös müaßt's jo damisch sein!" grollte der Sepele. „Der ane will Forell'n ham und an Most — die mecht aa wieder ane Fisch' . . . D'ös Stadtdockern ü'branond!"

In seiner Unkenntnis der Sache hatte der Sepelebauer keine Ahnung, daß die Stadtleute gewohnt waren, auf diesem Platze Fische zu kaufen. Und die zwei Fischkundschaften hielt er für nicht recht gescheit.

Weil der Sepelebauer, dem schon bange wurde um das Wohlergehen seiner Mäuse, sintemalen sie im Faß verzweifelt rumorten, die Vorübergehenden mit den Worten ansprach: „Nix kaafen? Ane Mäuf' hon i da!" — konnte sich die Sache nimmer länger halten.

Bald umstanden Sepeles Fuhrwerk eine Menge Leute, und aus der Menge heraus war immer dasselbe, nur in verschiedenen Variationen zu hören: „Was hat er? — Ane Mäuf' hat er. — Was will denn der mit seine Mäuf'? — Verkaafen will er sie. — Der is wohl nix recht ban Kopf! Was brauch' ma denn mir ane Mäuf'? — A Fassel voll hat er, sagt er. — Um Gottes will'n, wann iahm die auskummen! — Was uns die Gscherten noch alles in die Stadt bringen! — Der Hascher is ja damisch — geht's bringt's iahm ins Irr'nhaus!"

Der Sepelebauer, dem in diesem für ihn unerklärlichen Wirrwarr beinah Hören und Sehen verging, hätte trotzdem bald ein Geschäft ge-

macht. Ein kleines Büblein, das gewaltig an seiner Mutter Kittelfalte zerrte, tschenste in einem fort: „Muatta, kaaf' mir a Maus — Muatta, kaaf' mir ane!"

Aber auch damit ward es nichts, denn plötzlich hat sich die Obrigkeit in Gestalt zweier Stadtwächter eingemischt und das Bäuerle zu seiner nicht geringen Verwunderung aufgefordert, seine Mäuse an die Glan zu fahren und sie dort zu ertränken. Und einige Stimmen aus der Menge heraus wünschten überdies, daß der Bauer wegen Tierquälerei eingesperrt werden solle.

Ueber diese unerwartete Wendung wurde der Sepelebauer nun doch fuchtig, und trutzig schleuderte er ihnen die Worte hin: „D'ös damische Dockern! W'rum druckt 's d'ös nachert in die Zeiting, daß die Mäus' acht Gulden zwanz'g Kreuzer kosten — haa? — wia denn dös nachert? Glaabt's d'ös, i loss' mi foppen von enk?! . . ."

Diese Rechtfertigung, aus der keiner klüger wurde — im Gegenteil —, half dem Sepele nichts.

Auf der Stadtwache ging man spaßeshalber der Sache auf den Grund. Man schaffte auch eine Zeitung mit dem ominösen Marktausweis herbei, denn man wollte den Verdacht der Fopperei auf den Stadtleuten nicht sitzenlassen. Als der Sepele triumphierend mit dem Finger auf jene Stelle des Zeitungsblattes tippte, wo es hieß: Mais acht Gulden zwanzig Kreuzer, und dabei ausrief: „Da steht's! Da schaugt's her, wenn d'ös nix glaabt's!" — Da war das Rätsel gelöst. Und sie ließen das Bäuerle mit dem entleerten Mostfassel ziehen.

Ueber das in Grund und Boden fehlgeschlagene Geschäft blieb dem Sepelebauern aber doch ein Trost: „Weg seint see guat, die Luadern," sagte er, und ein wenig grimmig knurrte er dazu: „So a Fallot, der Franze — so a Erzfallot!"

* * *

Dies Geschichtlein hat mir vor etlichen Jahren beim Straßenwirt an der Glan der Waldhüter-Franze selber erzählt und ich bin nun hergegangen und hab' die Schnurre aufgeschrieben, indem ich hoffen will, daß mich dieser alte Spaßvogel nicht etwa auch hineingelegt hat.

Omar Mustafa.

Eine Geschichte aus Kleinasien von A. Theinert.

Der lange, heiße Junitag geht dem Ende zu; die Verhandlungen gegen Omar Mustafa kommen zum Abschluß. Die einvernommenen Zeugen: Kurden und Yuruks aus dem Taurusgebirge mit stechenden, Falschheit und Grausamkeit verratenden Augen; turkomenische Weiber, denen jede Aussage Silbe um Silbe abgerungen werden mußte; geschwätzige Armenier und listige, schlaue Griechen, dürfen abtreten. Die schweißtriefenden Gesichter der im Hintergrunde der Halle zusammengedrängten Menge beleben sich, schäbig uniformierte Zapties treten dicht an Omar heran; mit einem selbstgefälligen Lächeln auf den Lippen mustert der armenische Gerichtsschreiber von seinem erhöhten Sitze aus die buntscheckige Versammlung, in der erwartungsvolles Schweigen herrscht.

Mit Einflechtung von Koransprüchen und rhetorischen Arabesken verkündet der graubärtige Kadi das Urteil: „Lebenslängliche Zwangsarbeit!"

Eine Weile haften Omars Blicke auf der zum Verlassen des Gerichtslokales sich anschickenden Weibergruppe, die Alte aber, die er mit den Augen gesucht hat, schaut nicht auf; den Yaschmak fester um den Kopf ziehend, schreitet sie mit den andern Frauen durch die Hauptpforte ins Freie, während die Polizeisoldaten den Verurteilten durch eine Seitentüre abführen.

Acht Jahre hindurch hat Omar Mustafa sein Unwesen getrieben in Karamanien, ist er ein Schrecken gewesen für reisende Kaufleute und für die Post- und Steuerbeamten des Sultans. Fabelhafte Geschichten erzählt man sich im Volke von seiner Bärenstärke und Tollkühnheit. Hat nicht er und seine Bande einmal am hellen, heitern Tage den frühern Kadi von Selefkeh dicht vor der Stadt gefangengenommen, in die Berge geschleppt, ihn dort mit Petroleum übergossen, mit brennenden Fackeln umtanzt und schließlich ein Lösegeld von fünfhundert türkischen Pfunden erpreßt. Haben nicht alle, die mit Ordnung und Gesetz in Konflikt geraten waren, bei Omar jederzeit Aufnahme und Schutz gefunden.

Jetzt ist's vorbei mit der wilden Freiheit; als der Bandit das Gerichtsgebäude verläßt, tragen seine Gesichtszüge den Stempel stumpfer Resignation.

Vier Zapties nehmen Omar in ihre Mitte, ihn zunächst nach dem eine halbe Stunde vom Gericht entfernten Bezirksgefängnis zurückzubringen. Dort soll er über Nacht bleiben und am nächsten Tage nach Konijah, der Hauptstadt des Vilajets, eingeliefert werden. Ihn zu fesseln hat man für unnötig erachtet, oder man hat's im gewohnten türkischen Schlendrian vergessen. Wie sollte er auch einen Fluchtversuch machen, wissend, daß bei einem solchen seine Wächter ihn ohne weiteres niederschießen würden!

Gefolgt von einem Volkshaufen erreicht der Gefangenentransport die bei Selefkeh den Kalikadnos überspannende Brücke, zwischen deren verwitterten Mauerpfeilern wirbelnd und schäumend die Wasser des Flusses sich durchzwängen, in dem, nicht weit von dieser Stelle, einst Kaiser Barbarossa ertrunken ist.

An der Brücke kehrt das Gros des Straßenpöbels um, nur etwa ein Dutzend Bummler

BLB Karlsruhe

läuft noch weiter mit, darunter ein schiefschultriger Kerl, der den Kopf mit einem schmierigen Tuche dicht umwunden und ein großes, schwarzes Pflaster überm linken Auge hat.

Jenseits des Flusses führt der Weg, knapp sechs Schritte breit, eine Strecke weit zwischen Uferrand und einer senkrecht aufsteigenden Felswand hin. Die Sonne ist untergegangen, die Dämmerung bricht an.

Der Schiefschultrige bleibt den Zapties auf den Fersen. Eine Weile schon hat er seine Kumpane mit faulen Witzen und allerlei Anzüglichkeiten gereizt, jetzt wird er so ausfallend, daß einer der Beleidigten mit geballten Fäusten auf ihn losstürzt. Ein paar andere der Kerle mischen sich drein, und hinter Omar und um ihn herum entspinnt sich eine allgemeine Rauferei.

Zwei der Zapties stoßen mit den Gewehrkolben in den Menschenknäuel hinein, der Gefangene aber erkennt und erfaßt die günstige Gelegenheit.

Rasch umschlingt er mit seinen starken Armen den Wächter zu seiner Linken, preßt ihn fest an sich und rollt mit ihm die steile Uferböschung hinunter in die über den versinkenden Körpern hochaufspritzende Flut.

Bestürzung der Wachtmannschaft, Wettern, Fluchen und Anschlagen der Gewehre.

Im Strome tauchen zwei Köpfe auf, nahe beieinander; drei Schüsse krachen; drei Kugeln fliegen; die Köpfe verschwinden und kommen für die darnach Ausspähenden nicht wieder in Sicht; die Dunkelheit der anbrechenden Nacht und über den Wasserspiegel huschende Nebelschwaden hindern den Fernblick.

Im Strome tauchen zwei Köpfe auf.

* * *

Mit Kap Amamur und Monte Amanus ins Meer hineinreichend, bildet hinter Selefkeh der Taurus ein riesiges Amphitheater. Keine Einzelgipfel überragen die Kammlinie des Gebirgsmassivs, das in Terrassen sich aufbaut bis zu dem das Ganze krönenden öden Plateau.

Wer von der Küste des Meeres kommend dieser unwirtlichen Höhe zustrebt, durchquert, ehe er sie erreicht, eine mit üppiger subtropischer Vegetation bedeckte Gegend. Da und dort, spärlich verstreut, ärmliche Dörfer mit Spuren von Anpflanzungen, sonst eine unbewohnte Waldwildnis.

Da hinein, in einen nur ihm und seinen Anhängern bekannten Schlupfwinkel hat Omar sich geflüchtet, nachdem es ihm geglückt, weit unterhalb der Stelle des ersten Auftauchens das jenseitige Ufer des Kalikadnos zu erklimmen und nach dem Berglande sich durchzuschleichen. Zwei der beim Erscheinen der Köpfe abgefeuerten Kugeln haben gefehlt, die dritte hat dem von Omar mit in den Fluß gerissenen Zaptie den Lebensfaden abgeschnitten.

In einer kleinen Höhle findet der Geächtete ein Obdach; hier gedenkt er zu bleiben, bis keine Streifpatrouillen mehr die Gegend unsicher machen. Länger als eine Woche werden sie nicht nach ihm fahnden, er kennt die Lässigkeit türkischer Behörden. Mit schmaler Kost hat er während der Untersuchungshaft vorliebnehmen müssen, jetzt sammelt er Wurzeln, Beeren und Pilze, den Forderungen des Magens zu genügen. Dann und wann gerät ein Vogel oder ein wildes Kaninchen in die mit kundiger Hand gefertigten Schlingen und Fallen, an frischem Quellwasser ist kein Mangel.

Am Abend des vierten Tages solch einsamen Buschlebens sitzt Omar, über Zukunftspläne brütend, vor der Höhle, als ein Geräusch ihn aufschreckt. Kein Zweifel, in der Tiefe unter ihm bricht ein größeres Tier oder ein Mensch sich Bahn durchs Dickicht. Näher und näher kommt das Rascheln und Knacken, und an lichter Stelle erscheint über einem Lorbeerbusch das Gesicht eines Mannes.

Omar hat sich geduckt und scharf ausgeschaut. Plötzlich springt er auf und dem Kommenden entgegen, der, keuchend von der Anstrengung des Steigens, an einem Baumstamme lehnt und den Schweiß von der Stirne wischt.

„Du, Dimitri!“ ruft der Geächtete. „Du, dem ich die wiedergewonnene Freiheit verdanke! — Kaum erkannt habe ich dich im Gerichtshause mit deinem falschen Buckel und dem großen Pflaster überm Auge. — Gut gelohnt hast du mir, was ich für dich getan damals, als ich zwischen die Wütenden gefahren bin, die dich steinigen wollten wegen der falschen Würfel. — Denkst noch daran?“

„Kann das Kind die Mutter, der Sklave den gütigen Gebieter vergessen?“ erwidert der Angeredete, ein schlanker, katzenartig geschmeidiger Grieche. „Aber sage, o Herr, wie bist du dem reißenden Strome entronnen und glücklich bis hierher gekommen?“

„Allah, der ewig Gütige, hat mich beschützt. —

Doch davon später, erst erzähle du, was nach meinem Entweichen sich zugetragen."

„Viel ist nicht zu berichten," beginnt der Grieche, nachdem die beiden sich gesetzt haben. „Dieweil die Zapties, das abermalige Auftauchen erwartend, flußabwärts rannten, im immer dichter werdenden Nebel aber nichts erkennen konnten, schlüpfte ich über die Brücke zur Stadt zurück und schlich in der Nacht nach dem Dorfe, in dem das Haus deiner Mutter steht. Sie kennt mich ja, sie weiß, daß sie mir vertrauen darf, und sie hat mir beschrieben, wo ich dich suchen sollte. — Dies hier schickt sie dir; nimm und möge es dir gesegnet sein!" Damit überreicht Dimitri einen Sack, gefüllt mit ungesäuertem Brot und gedörrtem Fleisch.

Omar fängt zu essen an, bald aber macht er eine Pause und mustert den Gefährten mit forschenden Blicken.

„Wie geht's meiner Mutter, Dimitri?" fragte er. — „Warum schweigst du? — Sprich!"

Der Grieche senkt den Blick. „Die Zapties sind ins Dorf gekommen," murmelt er, „der Bimbaschi hat deine Mutter verhört. — Er hat ihr den Schleier vom Gesicht gerissen, als sie keine Auskunft geben wollte."

„Weiter, weiter!" herrscht Omar den Zögernden an.

„Sie verharrte dabei, nichts zu wissen, und dann — dann übergab der ergrimmte Bimbaschi sie seinen Leuten."

„Und dann? — Ha! — dann wird man sie geschlagen haben!" knirscht Omar.

„Ja, geschlagen, mit Ruten gepeitscht haben sie deine Mutter!" bestätigt der Grieche mit gehobener, seiner Entrüstung Ausdruck gebender Stimme. „Geschlagen haben sie sie vor allem Volk, aber ihr Mund blieb geschlossen, stumm hat sie alle Unbill ertragen deinetwegen."

Eine Weile starrt Omar mit finster zusammengezogenen Brauen vor sich hin, dann schnellt er in die Höhe und ein Schwall der gräßlichsten Flüche und Verwünschungen strömt über seine Lippen. Bei allen Dämonen und finstern Mächten schwört der wie rasend sich gebärdende Mann fürchterliche Rache denen, die die grauen Haare seiner Mutter geschändet. Diese Hunde in seine Gewalt zu bekommen und den elenden Schuft, der ihn vor fünf Monaten an die Soldaten des Paschas verraten, das soll seine erste Aufgabe sein; nicht ruhen und rasten will er, bis sie gelöst.

Nachdem der Wütende ausgetobt, herrscht minutenlanges Schweigen, dann nimmt der Grieche wieder das Wort: „Höre jetzt, Herr, die Botschaft deiner Mutter: »Geh und sprich zu meinem Sohne in meinem Namen!« so hat sie's mir aufgetragen. »Siehe, ich bin geschlagen worden von den Schergen, und das Gesicht haben sie mir entblößt. Und der Bimbaschi hat gedroht, wenn ich nicht kundgebe deinen Versteck, ehe zehn Tage vergangen, dann soll ich eingekerkert werden an deiner Statt lebenslang. Komme nun du, mein Sohn, morgen um die Stunde des Sonnenaufganges zum Brunnen, der einen Steinwurf entfernt ist von der Felsgrotte über unserem Dorfe, dort wollen wir zusammentreffen und beraten. Die Soldaten streifen in den jenseitigen Bergen, aber morgen am Nachmittage werden sie wieder zurück sein.«

„So Herr, hat deine Mutter gesprochen, tue nun du nach deinem Willen."

Lange überlegt Omar, endlich ergreift er Dimitris Hände: „Schwöre," ruft er, „bei deinem Gott und der Liebe zu deiner Mutter, daß du wahr geredet, daß ich auf deine Treue bauen kann, sicher wie auf Felsgrund, daß du zu mir hältst wie ein leiblicher Bruder."

„So wie ich bisher zu dir gehalten," entgegnet der Grieche, „so tu ich's auch diesmal. Das schwöre ich bei meinem Gotte und bei der Liebe zu meiner Mutter."

Nur wenige Worte werden zwischen den beiden noch gewechselt, dann steigt der Grieche talwärts.

* * *

Der Mond steht tief im Westen, im Osten dämmert der neue Tag. Eine Gestalt, barfüßig und dicht eingehüllt in lange, weiße Gewandung, tritt aus der Türöffnung einer halbverfallenen Hütte des auf der ersten Bergstufe über Selefkeh gelegenen Dorfes und schreitet die von Unrat strotzende Straße entlang ins Land hinein. Kein anderes menschliches Wesen zeigt sich, alles bleibt still, nur da und dort hebt einer der halbwilden Pariahunde, die in allen Ortschaften des Orients hausen, schlaftrunken den Kopf und knurrt. Die Gestalt steigt, nachdem das Dorf hinter ihr liegt, aufwärts; ihr Ziel scheint der alte Brunnen zu sein, dessen graue Umfassungsmauern, beleuchtet von den letzten Strahlen des scheidenden Mondes, hell sich abheben von dem Hintergrunde der dunkelgrünen Büsche.

Hoch oben am Berghange ist zur nämlichen Zeit ein dunkles Etwas, das man für einen dort liegenden Baumstumpf hätte halten können, lebendig geworden. Zögernd bewegt sich's abwärts, bald kriechend, bald wieder ganz anhaltend, oder aber, wenn gute Deckung es erlaubt, rennend und springend, bis eine den Brunnen überragende Klippe erreicht ist.

Ein paar Minuten später schiebt sich über den Rand dieser Klippe ein von wirrem Haar umrahmter Kopf: Omar hat sich zu der von seiner Mutter verlangten Zusammenkunft eingefunden.

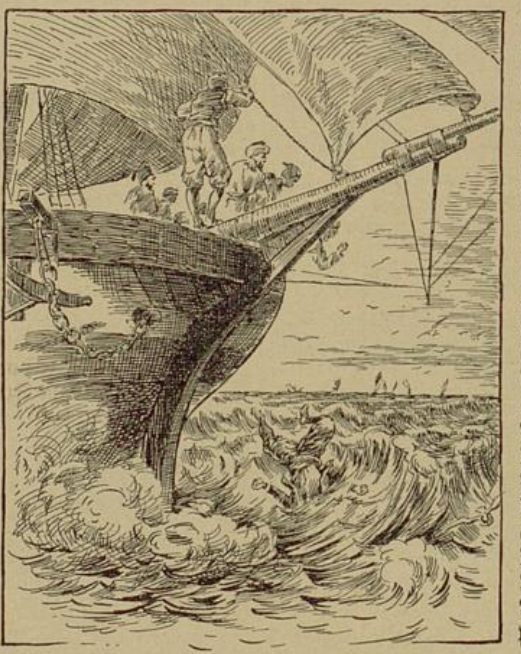
Die weiße Gestalt hockt regungslos am Brunnen; auf einen an ihr Ohr dringenden leisen Pfiff hin steht sie auf und bewegt sich winkend der nahen Grotte zu.

BLB Karlsruhe

Behend wie eine Ziege ist Omar an der Felswand heruntergeklettert und der Gestalt in die Grotte gefolgt. Dort will er sie, „Mutter, meine Mutter!“ flüsternd in die Arme schließen. Dabei verschiebt sich der weiße Schleier, und — Omar und Dimitri stehen einander Aug in Aug gegenüber.

Mit einem Fluch prallt jener zurück; in der nächsten Sekunde aber stürzt er wie ein gereizter Tiger auf den Griechen los. Der weicht geschickt dem Anprall aus, bückt sich blitzgeschwind, faßt den Gegner bei den Fußknöcheln und bringt ihn zu Fall.

Da tauchen aus einem Winkel der Grotte Zapties auf und werfen sich über den Gefallenen. Dem gelingt es mit Aufbietung seiner ganzen Bärenstärke, sich aufzuraffen und die nächsten Angreifer abzuschütteln. Den einen hat er mit der Rechten am Nacken gepackt und mit solcher Gewalt an die Felswand geschleudert, daß der arme Teufel mit zerschmettertem Schädel umsinkt. Doch die Uebermacht ist zu groß; ein Kolbenschlag streckt Omar besinnungslos nieder, und als er aus seiner Betäubung erwacht, sind ihm die Arme auf den Rücken und die Beine so gefesselt, daß er nur eben schreiten kann. Ein paar Zapties stehen am Brunnen und waschen sich das Blut aus den Gesichtern; ihnen ist im Handgemenge übel mitgespielt worden.



In einem unbewachten Augenblick sei er ins Meer gesprungen und versunken.

„So, dich hätten wir wieder, mein guter Freund,“ schmunzelt der Bimbaschi. „Ich denke, du bist zum letzten Male eingefangen, wirst uns keine Mühe mehr machen.“

„Und habe ich die hundert Medjies,“ wendet Dimitri sich an den Bimbaschi, „die Seine Exzellenz der Pascha mir versprochen hat beim Barte des Propheten, nicht ebenso redlich verdient, wie die fünfzig, die ich vor fünf Monaten dafür erhielt, daß ich die Verfolger auf Omars Spur gebracht? — Ihr, Herr, werdet nicht vergessen zu berichten, wie gut ich Wort gehalten.“

Der Offizier mißt den Griechen mit einem Blick unsäglicher Verachtung, dann winkt er einem seiner Leute heran und läßt sich von ihm ein rundliches Leinwandsäcklein reichen. Dimitris Augen leuchten vor Habgier, wie gebannt haften sie auf dem den Judaslohn enthaltenden Beutel.

„Mein hoher Herr, der Pascha,“ hebt der Bimbaschi an, „hat zu mir, seinem Diener, also gesprochen: »Wenn durch Allahs Gnade Omar, der Satan, wieder in deiner Gewalt sein wird, dann sollst du dem Giaur, der ihn verraten hat, hundert Medjies auszahlen.«

„So, hier ist das Geld, nimm und zähl's!“

Lüstern greift Dimitri nach dem Beutel, öffnet ihn und läßt die großen Silberstücke durch die Finger gleiten. Nachdem er sich von der Richtigkeit der Summe überzeugt hat, will er dem Offizier die Hand küssen, der aber wehrt ab mit einer Gebärde des Ekels und fährt fort: „Mein hoher Herr, der Pascha, hat noch weiter zu seinem Diener gesprochen: »Die hundert Medjies müssen dem Giaur behändigt werden, weil ich's so versprochen habe beim Barte des Propheten; doch ist mir bekannt die Verworfenheit der Seele dieses Griechenhundes, und ich weiß, daß er es gewesen, der am Abende des Gerichtstages dem Verurteilten zur Flucht verholfen. Wenn du mein Versprechen eingelöst hast, dann sorge dafür, daß solch stinkendes Vieh lebend die reine Luft Allahs nicht länger verpestet.«

„Faßt ihn, Zapties!“

Ehe Dimitri die Wendung der Dinge recht begriffen hat, ist er schon am nächsten Baume festgebunden.

Vier Zapties formieren Linie zehn Schritte vor dem sich windenden, laut heulenden Wichte.

Ein kurzes Kommando.

Ein zweites.

Eine krachende Salve.

Pulverrauch umschwebt den in Todeszuckungen daliegenden Körper.

„Nehmt das Geld von dem Kadaver!“ befiehlt der Bimbaschi.

„Den Gefangenen in die Mitte!“

„Marsch!“

* * *

Drei Tage später sticht das türkische Kanonenboot, das auf der Reede von Selefkeh vor

Anker gelegen hat, frühzeitig in See mit Omar Mustafa an Bord.

Gegen Abend kommt das Boot zurück ohne ihn.

In einem unbewachten Augenblick sei er ins Meer gesprungen und versunken, so heißt es; es ist aber auch ein Gerücht im Umlauf, daß der Todessprung kein freiwilliger gewesen.

Wie und warum der Toni wieder heimwärts zog.

Der Wagnerfried und Veve, sein ehrsames Eheweib, hatten nur ein Kind, und dieses war ein Bube und hieß Toni. Dieser Toneli nun war von Mutter Natur sowohl in körperlicher als geistiger Hinsicht sehr vernachlässigt worden. Er hatte unverhältnismäßig lange Flachfüße und Beine, die konsequent ein O bildeten, weil sie in der Mitte sehr nach außen sich bogen, unten aber in sehr intime Berührung kamen, zum Schaden aller Hosen, die immer ein abgewetztes Ansehen hatten. Wie die Beine waren auch die Arme zu lang für den gedrungenen Oberkörper, und das kleine Stumpfnäschen saß wie eine eingedrückte Nuß im breiten Gesicht mit den etwas blöde blickenden Augen. Die Haare allein entsprachen der Fassung des Gesichtes. Sie waren dicht, wollig und fielen von den Ohren bis in die Mitte der Backen hinunter und bildeten so ein Kotelettchen, wie es Kellner, Friseure und auch Engländer zu tragen lieben. So war der Toni körperlich, und geistig war er durchaus kein Hexenmeister. Der Herr Lehrer hatte sein Kreuz mit ihm, und so viele Mühe er auch auf Tonis Ausbildung verwendete, einen regelrechten Kulturmenschen konnte er nicht aus ihm machen; denn Toni begriff unendlich schwer, und hatte er heute mit Ach und Krach etwas kapiert, morgen wußte er's nicht mehr, und wenn die Leute im Ort die Beschränktheit eines Menschen recht anschaulich machen wollten, dann sagten sie: „Er ist grad wie der Wagnertoni!"

Günstiger beurteilte ihn seine Mutter, und welche Mutter hätte es nicht getan? Zwar konnte sie bei aller Liebe, die man zu einem einzigen Kinde hat, und bei allem guten Willen nicht behaupten, daß der Toni ein Adonis sei; die Beine bogen sich so stark und die andern Fehler waren so in die Augen springend, daß sie nicht wegdisputiert werden konnten. Aber die Mutter meinte, die krummen Beine seien der größte Fehler noch lange nicht, und wenn der Toni auch kein Doktor werde, ein Schuster oder Schneider, die ebenso notwendig seien, gebe er doch, und ein Herz habe ihr Toneli, das wert wäre, in Diamanten gefaßt zu werden, so treu und brav sei es.

Als der Toneli zur großen Freude seines Lehrers aus der Schule entlassen wurde, kam er zu Meister Kretzdorn, der seines Zeichens ein Schuster war, in die Lehre. Der Meister nahm den ungelenken Lehrjungen gehörig in die Kur, brauchte aber trotzdem viel Mühe, bis er ihm das Flecken und Sohlen beigebracht hatte, und ohne den Knieriemen, der als treuer Verbündeter des Meisters noch ein bißchen besser auf Tonelis Weichteilen einzog als des Herrn Lehrers Haselstock, wäre dieser nimmermehr ein richtiger Schustergeselle geworden. Nun aber war er doch so weit, daß er täglich drei Paar Schuhe sohlen konnte, wie sie die Bauern brauchen, massiv und derb.

Nach Ueberstehung der dreijährigen Lehrzeit, die dem Toni einen kleinen Begriff von der Dauer der Ewigkeit beigebracht hatte, sollte er hinaus in die Welt. So meinte der Meister, der sich nicht mehr länger mit ihm plagen wollte; so meinten auch die Eltern, die sich für den Toneli alle möglichen Vorteile von der Fremde versprachen.

Es war an einem Montag. Das Wetter ließ nichts zu wünschen übrig, der Himmel war blau, die Sonne schien golden, süßer Duft stieg aus Wald und Wiesen, die Vögel sangen und bauten ihre Nester. Also ist's mit der Faust zu greifen, daß es Frühjahr war, als unser Toni gestiefelt und gebügelt, bepackt und gegürtet, als ob er eine Reise um die Welt zu machen vorhätte, Abschied nehmend vor seinen Eltern stand. Die bisherige Sonntagsmontur, nach Schnitt und Stoff derb, hüllte die komische Figur ein, die Füße staken in ein Paar frisch gesohlten und dichtbenagelten Stiefeln, waren also auf eine lange Reisedauer berechnet. In der Hand balancierte, freilich etwas ungeschickt, ein gewichtiger Knotenstock, und an einem Riemen, der von der Achsel nach der Hüftengegend sich legte, hing ein zwilchener Proviantbeutel, den die vorsorgliche Mutter mit Speck und Brot bis zum Platzen gefüllt hatte. Ueber dem Brusttüchle lag eine schwere Kette von Similor, wie die Leute eine Komposition von Kupfer, Zinn und Neusilber zu nennen pflegen, und der hohe Bug, der bei der Westentasche sichtbar war, bewies, daß Toneli keinen Knopf, sondern eine Uhr und zwar eine gewichtige Spindel, auch Zwiebel geheißen, dranhängen hatte. Der kurze Hals aber war, damit der Toneli in den schönen Maientagen ja nicht erfrieren sollte, mit einem buntfarbigen, wollenen Cachenez umwunden, während das teure Haupt von einem breitkrämpigen, ehemals schwarz gewesenen, nun jedoch ins Gelbe schießenden Hute beschirmt und beschattet war. Auf dem Rücken aber saß der Tornister, in dessen tiefem Bauche eine neue, halbleinene Montur, etliche Hemden und Socken, Spiegel und Kamm, Zwirn

und Nadel ihren Platz gefunden hatten, während die Hämmer und Raspeln, die Wahrzeichen des Handwerks, außen, aller Welt sichtbar, aufgeschnallt waren.

„Also b'hüt Gott, Toni," sagte der Vater, diesem die Hand reichend, „b'hüt Gott und sei brav, und bleib nur immer hübsch auf der Landstraße, dann kannst du dich nie verirren und dann kann es dir nie schlecht gehen, weil du immer Menschen, Städte und Dörfer triffst."

Und wie der Vater, gab auch die Mutter tausend Weisungen.

Und wie der Vater, gab auch die Mutter tausend Weisungen, die sich von denen des ersteren nur insofern unterschieden, als sie im Geleite heißrinnender Tränen zum Ausdruck kamen. Nicht so bang war es dem Toni. Er fühlte sich flügge und schätzte sich glücklich, daß er der strengen Zucht des Meisters ausweichen konnte und nicht länger in der Nähe des unheimlichen Knieriemens bleiben mußte.

Stolz zog er in die Welt hinaus und verwunderte sich baß, daß ihn nicht, wie zu Hause, alle Leute kannten und bei Namen nannten, daß er überall fremd war. Seine Freude war daher nicht klein, als er einem Stromer begegnete, der sich indessen auch Handwerksbursche nannte, dem Toni kameradschaftlich Gruß und Hand bot und nach den nötigen Einleitungen allerlei Witze zum besten gab, so daß die Augen Tonis noch verwunderter als gewöhnlich in die Welt hineinglotzten.

„Ja," sagte der Stromer, „das Reisen ist wirklich hübsch, wenn man's versteht. Vor allem muß ein richtiger Kunde auf verschiedene Schliche und Kniffe eingeübt sein und jänisch dübbern können."

„Jänisch dübbern?" fragte der Toni, „was isch des für e Dorf?"

„Das ist kein Dorf, sondern die Kundensprache," belehrte der andere, „die Kunden, das sind die reisenden Handwerksburschen, bedienen sich in ihrer Unterhaltung anderer Wörter, damit sie nicht so leicht verstanden werden, und diese ihre Sondersprache heißen sie das Jänische. Sie essen Hanf und kein Brot, ziehen eine Staude, niemals aber ein Hemd an. Die Hosen heißen sie Buxen, die Schuhe Trittlinge und und den Hut Obermann. Sie kaufen nicht, sondern kündigen, und beim Fechten fürchten sie keinen Gendarmen und keinen Polizisten, haben aber Mores vor dem Butz, vor dem Schucker und dem Deckel, und werden sie von diesen ertappt, dann kommen sie zwar nicht ins Gefängnis, aber um so fester ins Kittchen. Und heute kommen wir in kein Dorf mehr, aber in ein Kaff, wo wir nicht im Wirtshaus, aber in der Penne übernachten. Hast du's verstanden?" fragte er den Toni, weil er blöder als je dreinschaute.

„He jo," entgegnete Toni, „i ha's verstande, aber die fremde Wörter cha-n i halt nit b'halte im Chopf."

„Na, du wirst's noch lernen," entgegnete der Kunde. „Nun aber wollen wir besser ausholen, damit wir ins nächste Kaff kommen. Schätze, du wirst einen Schoppen und etwas Eßbares bezahlen, weil wir jetzt so gute Freunde sind."

„E Schoppe," sagte der Toni, „will i scho zahle, aber du muesch mer e Schlofstube sueche, i bi's nit e so biwanderet."

Der Kunde erklärte sich bereit, und unter allerlei Gesprächen, die ihm einen immer besseren Einblick in Tonis Beschränktheit eröffneten, erreichten sie das Dorf und kehrten im „Pflug" ein, wo Tonis Begleiter sofort zwei Flaschen Bier und für jeden eine Cervelat mit Brot bestellte.

„Jänisch dübbern?" frag'e der Toni, „was isch des für e Dorf?"

„Das wär' g'schehn," sagte er nach Beendigung dieses Vesperbrotes, indem er den Mund abwischte und den Schnurrbart drehte. „Nun aber muß ich noch feste ans Klopfen, damit ich noch meinen Taglohn herausbringe."

„Ja, wer witt verchlopfe?" fragte verwundert der Toni, „es hett d'r jo niemes öbbis z'leid to!"

„Will auch niemand klopfen," entgegnete jener, „aber betteln muß ich, und da bist du wohl so gut und leihst mir deinen Tornister. Wenn man einen solchen nicht hat, sehen die Leute einen nicht für einen richtigen Reisenden an und die Bescherung fällt mager aus. Also, willst du mir den Tornister leihen? Ich finde auch eher eine nette Schlafstube für uns zwei." —

Und gutmütig und leichtgläubig, wie der Toni war, sagte er ja und schob dem „Freunde“ seinen schweren Sack hin, der ihn unter dem Versprechen, in höchstens einer Stunde wieder zurück zu sein, auf den Rücken schnallte und von dannen eilte. Der Toni aber saß und wartete, wartete eine, zwei und drei Stunden, dann aber überkam ihn die Angst, er legte die Arme auf den Tisch, hielt das Gesicht darüber und — weinte, weinte herzbeweglich.

„Wo fehlt es denn, Bürschle, daß du weinst?“ fragte teilnehmend die Wirtin.

„He, mi Kamerad isch furt goh e Schlofstube sueche, jetzt chunnt er nimmi, und ich weiß nit, wo-n i schlofe mueß und isch scho Nacht,“ sagte der Toni.

„Deshalb,“ erwiderte die Wirtin, „brauchst du nicht zu weinen, du kannst hier schlafen bei uns, und um den Kameraden brauchst du dich nicht zu kümmern; das ist ein Schlingel, der dich angelogen hat. Die Schlafstuben sucht man im Wirtshaus, und außer uns wirtet hier niemand.“

„Er hett aber doch gsait, er chöm wieder,“ erwiderte naiv der Toni, „und er mueß mer doch mi Tornister bringe.“

„Was, der Kerl hat deinen Tornister mit?“ fragte entsetzt die Wirtin. „Nun, dann warte erst recht nicht auf seine Wiederkehr. Der ist fort, und du siehst ihn niemals wieder. Wie kann man nur so dumm sein und einem wildfremden Menschen sein Gepäck anvertrauen?“

„He, er hett g'sait, er bring's wieder,“ sagte der Toni, sich entschuldigend.

Die Wirtin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und sagte: „Heiliger Florian, verschone unsere Häuser und zünd' die andern an! Hab' ich auch schon so was erlebt!“ Der Toni stützte abermals den Kopf mit den Händen und weinte bitterlich.

Die Wirtin fühlte menschliches Rühren; sie stellte dem armen Burschen eine gutgebrannte Mehlsuppe, ein Schweizerdutzend gesottener Kartoffeln und einen Topf Sauermilch auf, und als Toni diese gewohnte Nahrung versorgt hatte und die Wirtin ihm ins Zimmer leuchtete, wurde es ihm doch etwas heimeliger, und er sagte: „D' Lüt sinn doch au guet in d'r Fremdi!“

Als er aber ins Lager steigen wollte, kam er in nicht geringe Verlegenheit. Die Wirtin hatte ihm ein gutes Bett mit zwei Leintüchern, einem roten Kuvert, und einem weichen Plumeau angewiesen. Der Toni aber, der noch nie so komfortabel geschlafen hatte, wußte nun mit dem besten Willen nicht, was er mit dem Kuvert und dem zweiten Leintuch beginnen sollte. Seine blöden Augen starrten eine Weile dieses unbegreifliche Bett an, dann aber blitzte es im Gehirn auf. Der Toni hatte einmal beim Herrn Pfarrer daheim einen bunten Teppich vor dessen Schreibtisch liegen sehen. Er meinte nun, das Kuvert gehöre ebenfalls auf den Boden, und nach dieser seiner Meinung handelte er. Es wurde fein säuberlich auf dem Boden ausgebreitet, mit dem zweiten Leintuch aber der Tisch gedeckt, denn daß es zu diesem Zweck da sei, war beim Toni selbstverständlich.

Am andern Morgen hatte die Wirtin schon vier Stunden gearbeitet, die Uhr zeigte auf neun, aber der „Logisherr“ ließ sich nicht blicken. Besorgt, daß ihm was Menschliches begegnet sein könnte, begab sie sich hinauf, um nach ihm zu sehen. Wer aber beschreibt ihr Erstaunen, als sie den Toni erwartungsvoll am leintuchbedeckten Tisch sitzen sah und ihr feines Kuvert, verstiefelt und verspornt, auf dem Boden bemerkte? Sie wußte wirklich nicht, sollte sie lachen oder schimpfen. Da aber tat Toni den Mund auf und sagte: „Worum bringe-n er d' Mehlsuppe-n und die präglete Herdöpfel nit. I sitz scho zwo Stund do und wart druf!“ Die Wirtin schlug die Hände über dem Kopf zusammen und lachte, lachte, daß die Rippen krachten, und sagte: „Herr, vergib ihnen, sie wissen nicht, was sie tun,“ und sich an den Toni wendend: „Komm runter, du sollst deine Suppe haben, denn solche, wie du einer bist, schneit's nicht alle Tage, und drum muß man hübsch Sorge haben zu dir!“

Sie führte ihn, damit er sich nicht etwa in den Gaststall verirrte, wie ein Kind in die Stube, dann ging sie in die Küche, um ihm sein Mahl zu bereiten. Toni aber beeilte sich, ihr neue Freuden zu machen.

Die Frau hatte drinnen auf dem Tisch noch den kupfernen Spülkessel stehen, worin sie die Gläser zu reinigen pflegte. Da nun Toni daheim beim Meister immer in dem Kübel, worin das Leder geweicht wurde, sich gewaschen hatte, sah er auch den Spülkessel für ein solches Instrument mit ähnlicher Bestimmung an und glaubte, der Kessel stehe urextra für ihn da. Als die Wirtin mit der Mehlsuppe hereinkam, tauchte er schon zum fünftenmal seinen Wollkopf in das Spülwasser.

„Heiliger Gott,“ schrie die Wirtin, „jetzt wäscht sich der Mensch in meinem Spülkessel! In Gottes Namen, Bursche, wo bist du her? Hoffentlich kein Deutscher, du würdest das ganze Reich blamieren mit deiner bodenlosen Dummheit!“

„Nai, e Dütsche bin i nit, i bi vo Binze deheim,“ sagte der Toni.

„Von Binzen? Hat's noch mehr solche bei euch?“ fragte die Wirtin.

„Nai,“ entgegnete er, „i bi d'r einzig Bueb deheim und mi Vatter isch d'r Wagnerfried.“ —

„Ein Wagner ist dein Vater? Na, die Kutschen möcht' ich auch sehen, die der macht!“ lachte sie. „Doch komm, setz dich und iß in Gottes Namen, das ist ja doch das einzige Geschäft, das du fertig bringst.“

Und mit dem Ausdruck der Freude im Gesicht setzte sich Toni vor die dampfende Suppenschüssel und vor die prägelten Erdöpfel und ließ es sich wohl schmecken, sintemalen der Mensch gewöhnlich um so mehr Appetit zur körperlichen Nahrung hat, je weniger er der geistigen bedarf.

Dann, als der Toni von Binzen seine Mahlzeit beendet hatte, faßte er, gekräftigt und erquickt, energisch nach dem Knotenstock. Er sagte: „Adieu und b'hüt Gott," und die Wirtin: „Gottlob, daß der fort ist," als sich hinter ihm die Türe ins Schloß legte. „Der hätte mir noch weiß was angestellt in seiner Dummheit. Es ist nur gut, daß niemand hier war, als er seinen Wollkopf in den Spülkessel tauchte. Die Gäste würden alle ausbleiben, wenn sie's wüßten!"

Auf der Landstraße begegnete er wieder einem Kunden, der noch defekter als der gestrige aussah. Aus den Schuhen schauten die Zehen, die Hosen waren parzelliert und wiesen die buntesten Flecke auf. Der Rock aber war fadenscheinig und gelb, ein Beweis, daß er schon lange mit Sonne und Regen um die Existenz gestritten hatte. Im Gesicht des Kunden aber lagen der Ausdruck der Schlauheit und das Siegel der Verdorbenheit.

„Grüß Gott, Bruder!" sagte, dem Toni die Hand reichend, der Gutedel. „Wohin die Reise?"

„I weiß es selber nit," entgegnete ehrlich der Toni. „I bi e Schuehmacher und lauf halt, bis i Arbet ha." Und weiter erzählte er dem Burschen seine Erlebnisse vom gestrigen Tage.

„Das war aber ein Halunke," sagte dieser mit geheuchelter Entrüstung, „der dir mit dem Tornister durchbrannte. Fürwahr, der gehört an Galgen und Rad," innerlich aber bedauerte er, daß ein anderer ihm zuvorgekommen war, daß es für ihn keinen Tornister mehr beim Toni zu stehlen gab.

„Aber, was ich fragen wollte: hast du keinen Imbiß bei dir, ich habe heillos Kohldampf, und du wirst deinen Brotbeutel nicht umsonst haben?"

„Kohledampf? Wo hesch du Kohledampf?" fragte Toni.

„Im Magen, lieber Freund, hab' ich Kohldampf oder Hunger, wenn du den besser kennst."

Der Toni hatte ein gutes Herz. Er setzte sich mit seinem „neuen Freund" unter einen schattigen Nußbaum und teilte brüderlich die noch im Proviantbeutel befindlichen Lebensmittel, Speck und Brot, mit ihm. Dieser ließ es sich trefflich schmecken und nebenbei stellte er seine Betrachtungen an über den Unterschied, der zwischen seiner und Tonis Kleidung bestand, und fand heraus, daß die letztere ihm denn doch besser stehen müßte.

„Weißt du was?" sagte er nach Verzehrung des Specks, „es ist schon ziemlich heiß heute, und ein kühles Bad könnte uns nichts schaden. Also, komm mit, dort drüben, wo die Haselstauden und Weidenbüsche sich hinziehen, murmelt ein Bach. Nix wie hinein in die Flut!"

Der Toni folgte wie ein Lamm, zog, als sie bei besagtem Bach ankamen, die Kleider aus und tappte in das nicht sehr tiefe Wasser, während der „Freund" noch seine Zehennägel stutzte und mit dem Ausziehen gar nicht so pressant hatte, den Toni aber zum Wasserstampfen aufmunterte, so daß dieser weit den Bach hinaufwatschelte.

„Ist aber doch no e weng chalt, des Wasser," rief er zurückkommend nach der Stelle hin, wo der Freund gesessen hatte, bekam aber keine Antwort. Der Freund war auf und davongegangen, hatte aber auch Tonis Kleider samt dessen Schuhen mitgenommen.

„O je, o je!" heulte Toni, als er diese Wahrnehmung machte. „O, Mueter, wenn du des wüßtest. O, was fang' jetz ich a? I ha keini Chleider, kei Hämm und keini Schueh meh. O je, o je!"

Und fürwahr, die Lage war kritisch. Da stand er nun als zweiter Adam und war noch schlimmer dran als der erste; denn ohne Zweifel war jener begabter als der Toni, wandelte in der behaglichen Temperatur des Paradieses und verfügte noch überdies über eine Schürze aus Feigenblättern, während Toni gar nichts mehr hatte, seine Blöße zu decken, am ganzen Körper zitterte und zum Flechten einer Blattschürze zu ungeschickt war.

Wenn aber die Not am größten ist, ist gewöhnlich die Hilfe am nächsten; das sollte auch der weinende Toni von Binzen erfahren. Ein Landwirt, der am Säen gewesen war und nun heim zum Mittagessen wollte, hörte auf seinem Wege jemand weinen. Er lenkte seine Schritte nach den Haselstauden des Baches, woher die verzweifelten Töne ihm zu kommen schienen, und traf dort den Toni in seiner verzweifelten Lage.

„Da hört aber denn doch schon verschiedenes auf," sagte er, als Toni ihm den Sachverhalt weinend erzählt hatte. „Es gibt aber doch Spitzbuben, die Gottes Sonnenschein nicht wert sind, und," fügte er bei, „Leute, mit denen man Riegelwände einstoßen könnte. Aber was nun? Dableiben kannst du in diesem Kostüm nicht, und in deiner Blöße unter ehrliche Christenmenschen laufen, — das geht auch nicht. Doch halt — ich hab's." Er schnitt oben ein Loch in den leeren Fruchtsack, der an seinem Arm hing, und streifte ihn über den Toni, so daß von diesem nichts mehr zu sehen war als seine krummen Beine und sein Wollkopf, der zu der eben eingeschnittenen Öffnung des Sackes herausguckte und verwundert der Dinge harrte, die noch kommen sollten.

„Komm," sagte der Bauer, „bis ins Dorf

geht's schon, und dort wirst du wieder Kleider bekommen," und geduldig wie ein Lamm folgte Toni, so gut sein Kostüm, das bis zu den Knien reichte und etwas eng war, es zuließ.

Das Gaudium, das die Leute im Dorf hatten, als der Bauer diesen sonderbaren Heiligen in Sack und Asche mit den nötigen Erklärungen vorstellte, läßt sich nicht beschreiben, das muß jeder sich selbst ausmalen. Genug, unter dem Nachlauf der ganzen Gemeinde wurde er zum Bürgermeister gebracht und dieser dekretierte: „Mariann (das war seine Frau), gibst dem Burschen eine alte Zwilchhose vom Jörgle und ein Paar von meinen Schuhen, und droben in der Rumpelkammer hängt mein alter Langschößer mit den talergroßen Messingknöpfen, den kann er auch haben, und ein Hemd; dann ist er wenigstens wieder angezogen, wenn auch nicht nach Pariser Mode, es tut's doch. Du aber," wandte er sich an den Ortsdiener, „führst ihn morgen, da er keine Papiere hat — sie waren in der gestohlenen Kleidung gewesen — auf das Bezirksamt, weil man immerhin nicht wissen kann, wie man dran ist mit ihm."

Das Gaudium, das die Leute im Dorf hatten, als der Bauer diesen sonderbaren Heiligen vorstellte.

So geschah es. Der Toni wurde wieder ausstaffiert und sah in seiner neuen Montur aus, wie eine Erscheinung aus vergangenen Jahrhunderten. Die alten Zwilchhosen, die der Flecke viele aufwiesen, waren nicht nur viel zu weit, sondern auch einen Viertelsmeter zu lang, so daß sie gigerlmäßig umgestülpt werden mußten. Die Schuhe waren ebenfalls zu groß und machten vorn einen Schnabel wie ein französischer Holzschuh. Der Langschößer aber mit den talergroßen Messingknöpfen, dessen Kragen weit hinauf über Tonis Ohren stieg, schlug beim Gehen mit der Regelmäßigkeit eines Perpendikels an Tonis Waden an.

In diesem Karnevalskostüm brachte ihn der Ortsdiener andern Tags aufs Bezirksamt, wo er den sonst so ernsten Herren ein homerisches Lachen, wie sie es heißen, abnötigte. Daß sie es hier mit keinem schlechten, sondern mit einem sehr beschränkten Menschen zu tun hatten, wurden die Herren bald gewahr.

Nachdem sie mit Mühe seine Personalien festgestellt hatten, schrieben sie an seine Eltern und brachten zu deren Kenntnis, daß sie ihren Herrn Sohn zwar gesund und heil, aber in bezug auf seine Kleidung in einem so defekten Zustand bekommen und in Verwahrung genommen hätten, daß ein baldiges Heimholen desselben nötig erscheine und man daher der Ankunft der Eltern zu diesem Zweck entgegensehe. Weiterreisen könne man den Toni mit gutem Gewissen nicht lassen, weil man befürchten müßte, daß ihm bei Gelegenheit noch die Nase gestohlen werden könnte.

Und Tonis Eltern kamen, sahen und staunten und nahmen ihn wieder heim, weil die Lorbeeren, die er auf seiner zweitägigen Tour gepflückt, denn doch einen zu bittern Geschmack hatten, und der Profit, den er gemacht, just nicht zum Weiterwandern aufmunterte.

Seither sitzt der Toni, da ihn sein Meister absolut nicht mehr haben wollte, auf seiner Eltern Stube und sohlt Schuhe und Stiefel, und das ist für unsern Toni das gescheiteste.

Der zwiefache Feind.

Von L. vom Vogelsberg.

Das Jahr 1812 ging seinem Ende zu. Der Winter war hart gewesen von allem Anfang an, auch in dem kleinen Dorfe Werdenberg im Land der untern Elbe. Zwar die Kälte hätte man ertragen, daran war man gewöhnt, weil's in früheren Jahren auch nicht viel anders gewesen war. In dem Dorf war seither noch niemand verhungert, aber jetzt waren sie nicht mehr allzuweit davon. Denn die Franzosen lagen im Land seit Monaten, und Werdenberg hatte sein gestrichen Teil davon. Wenn's noch deutsche Rheinbundtruppen gewesen wären, so hätte man wohl ein übriges getan, weil's deutsches Blut war. Die aber hier lagen, waren schwarzhaarige, gelbhäutige Kerle aus dem innersten Welschland, freches, anmaßendes Pack, denen die ehrlichen Bauern je eher je lieber die Schädel verdroschen hätten.

Das war freilich leichter gehofft als getan. Denn die Franzmänner saßen noch zuhauf im Land, trotzdem ihr Kaiser sie in Massen nach Rußland geschleppt hatte, um sie seinen Hirngespinsten zu opfern. Die hier aber mußten im

Lande bleiben, denn deutsch und welsch war nun einmal zweierlei, und wenn die Sache im Reiche des Zaren schief ging, dann mochten wohl die Fäuste der Elbbauern nur allzu rasch auf französischen Rücken tanzen.

Eine klingende Kälte lag über dem Land und die zwei Stunden entfernte Elbe hatte an den Ufern eine Eiskruste angesetzt. Es war Neuschnee gefallen über Nacht, nicht viel höher als zwei Finger; aber er blieb liegen auf den Dächern und den ratzekahlen Ländern und schuf mit dem grauverhangenen Himmel ein wenig tröstliches Bild.

Auch das größte und stattlichste Haus im Dorfe, dem Amtmann David Christian Pilatus gehörig, lag unter der weißen Decke mitsamt seinem Garten, der sich, von einer hohen Mauer umgeben, zur Seite des Hauses hinzog. Trostlos leer lag das hübsche achteckige Gartenhaus mit seinem Gitterwerk aus dünnen Latten, und von den Beeten, auf denen im Sommer Goldlack, Rosmarin und Ringelblumen eine artige bunte Gesellschaft bildeten, war kaum etwas zu sehen.

Vom Kirchturm herunter dröhnte rostig und verdrossen die dritte Nachmittagstunde. Es gab einen seltsamen Klang, fast schien es, als blieben die Töne in der kalten Luft stehen und nähmen nur stockend ihren Weg weiter bis zur Elbe hinüber.

Mit dem letzten Schlag tat sich die Tür am Hause des Amtmanns auf und Herr David Christian Pilatus erschien auf der obern Stufe mit einem jungen Mann. Die zwei waren in ihrem Aeußern himmelweit voneinander entfernt: der Herr Amtmann stattlich, behäbig und mit einem Gesicht, das bei aller Selbstzufriedenheit auch ein gut Teil Selbstsucht auszudrücken schien. Denn obzwar Herr David Christian sein recht wohlhäbiges Auskommen hatte, glaubte er doch, daß die Pflichten gegen das eigene Ich die höchsten seien. Zu dieser Auffassung schien auch der schöne tiefblaue Frack mit den dunkelgrünen Hosen und den weißseidenen Strümpfen zu stimmen, denen man es auf den ersten Anblick ansah, daß sie die Hüllen eines respektablen Mannes waren.

Der Junge, der da vor ihm stand, hatte nichts gemein mit ihm. Er steckte in einem billigen, bräunlichen Anzug und die Dürftigkeit schien immer mit ihm zu sein. Auch die Gestalt war mager, schlank, wenn auch lang und breit in den Schultern. Schön war das Gesicht des jungen Menschen mit den kurzgeschnittenen, schwarzen Haaren und dem kleinen Bärtchen nicht, wenigstens für den flüchtigen Beschauer. Sah aber einer genauer hin, dann taten's ihm die Augen an, diese großen, braunen, schwärmerischen Augen, aus denen ab und zu ein bald begeistertes, bald drohendes Feuer brach; diese Augen, die ein wahrhafter Spiegel der Seele dieses langen Menschen zu sein schienen.

Dieser Mensch war der Studiosus der Medizin Johann Gottlob, genannt Hans Wildling, der Einzige des wackern Schulmeisters von Werdenberg.

Die Gasse war leer, als die beiden oben auf der Treppe standen; dennoch sah sich der stattliche Amtmann vorsichtig ein paarmal nach allen Seiten um, ehe er dem Studenten die Hand reichte.

„Gehab dich wohl, Hans," sagte er dabei mit einer Art väterlicher Mahnung, „und halt den Schnabel. Die Herren im Land verstehen keinen Spaß in solchen Dingen . . ."

Mit einem heftigen Hinausschieben der Schultern unterbrach der lange Studiosus den freundlichen Rat.

„Allen Respekt vor Euren Worten, Herr Amtmann, aber wer ist hier Herr im Land? Die preußische Majestät, denk' ich! Aber Gott sei's geklagt, daß manche Lumpen ehrliche Deutsche eines Bessern oder Schlechtern belehren wollen!"

Heftig erschrocken faßte der Amtmann mit beiden Händen nach dem Zornigen.

„Hans, du Haimonskind, denk doch an deinen alten Vater! Und zu ändern ist ja da doch nichts."

„Mein ehrlicher Vater denkt um kein Haar anders als ich!" knurrte Hans Wildling. „Und was das andere angeht, so wird der Herrgott schon seine Pläne haben mit uns. Und, mit Verlaub, Herr Amtmann: Euch könnt's nicht schaden, wenn Ihr Euch einmal das Büchlein von dem Professor Fichte angucktet. »Reden an die deutsche Nation« heißt das."

Er brach ab und sah finster die Dorfstraße hinunter; dort tauchten zwei Menschen auf. Der eine war ein französischer Offizier in der Uniform der Linienregimenter, ein Mann kaum von Mittelgröße, aber dennoch ein schöner Mann mit fast zigeunerbraunem Gesicht und blauschwarzem Haar. Er schien ganz Galanterie, ganz Beweglichkeit, die nur eine Ergänzung des unstäten, wenig aufrichtig erscheinenden Blickes seiner schwarzen Augen zu sein schien.

Der Offizier war der Kommandant der in Werdenberg liegenden Truppenabteilung, der Kapitän Michel de Fronsac, der sein Quartier im Hause des Amtmanns bezogen hatte; und das Mädchen neben ihm war Ilse Pilatus, die Aelteste David Christians.

Der Amtmann trat unruhig von einem Fuß auf den andern, aber der Studiosus beachtete die Mahnung nicht. Er blieb stehen und betrachtete finster die Näherkommenden.

Als sie heran waren, begrüßte der Kapitän den Amtmann mit einer lässigen Handbewegung. „Bon jour, Monsieur Pilatus! Nix Neues?"

Herr David Christian verneinte mit verlegenem Händereiben und einem noch verlegeneren

BLB Karlsruhe

Lächeln. Seine Tochter aber senkte errötend das schöne blauäugige Gesicht und sah interessiert auf die Stufen der Treppe.

Da wandte Hans Wildling dem Franzosen das Gesicht zu und in seinen Augen funkelte es.

„Neuigkeiten wollen Sie wissen? Ich kann Ihnen welche sagen!“

Einen verächtlichen Blick warf der Kapitän auf den langen Menschen, dann betrachtete er ihn spöttisch lächelnd von oben bis unten.

„Ah, Er weiß Neuigkeit? Très agréable!“

In des Studenten Gesicht zuckte der grimmige Spott.

„O ja, angenehm ist das schon, wenn auch nicht für Sie: es gibt keine »Große Armee« mehr!“

Und ohne ein Wort weiter zu sagen, wandte er sich um und ging gemessen seines Weges.

Die drei Menschen auf der Treppe aber standen wie vom Donner gerührt, bis der Kapitän anfing zu lachen.

„Ce crétin! Dieser Narr! Was er wünscht, das glaubt er, daß es ist. Aber er soll sein Maul halten, sonst . . .“

Dem Amtmann und seiner Tochter aber schienen die rätselhaften Worte in die Glieder gefahren zu sein. Keines sagte ein Wort und die drei gingen in bedrücktem Schweigen ins Haus.

* * *

Hans Wildling war unterdessen seines Weges gegangen, mit finster zusammengezogenen Brauen und gesenktem Kopf. Französische Soldaten begegneten ihm, lachend, schwatzend und in der gut deutschen Winterkälte frierend und klappernd. Vor den letzten Häusern rief ihn eine Stimme an. Nachlässig wandte er den Kopf.

Da stand vor der Tür eines mäßig großen Hauses ein Bauernbursch, hünenhaft von Gestalt, mit hellem Flachshaar und wasserblauen ruhigen Augen. Trotz der Kälte stand der Bursch in Hemdärmeln, die Daumen in die Hosenträger gehängt.

Als der Studiosus stehenblieb, ging er auf ihn zu, auf den Fußspitzen, als habe er eine große Heimlichkeit, und seine breite Brust arbeitete mächtig. Den Hans Wildling faßte er am linken Arm und zog ihn herüber.

„Du, Hans, red ein Wort: sag, ist es wahr?“

Und als der andere keine Antwort gab, wurde er dringlicher: „Mit den welschen Kerlen und den Russen?“

Hans Wildling nickte.

„Ja, Peter, ich hab's läuten hören, aber vorläufig schweig still: Moskau soll verbrannt sein, der französische Menschenschinder ist geschlagen, sein Heer liegt in Rußland!“

Der Peter Rieß gab ihm einen Puff, daß ihm Hören und Sehen verging, drehte sich auf dem Absatz dreimal im Kreis und schrie vor Vergnügen, daß dem andern die Ohren gellten.

Doch plötzlich hielt der Hüne wie in heftigem Erschrecken inne, sah sich scheu um und lief ins Haus. Hans Wildling aber ging mit stillem Lächeln nach dem letzten Haus, in dem er verschwand.

Der seit Jahren verwitwete Schulmeister Wildling saß an seinem einfachen Tannenschreibtisch und ließ eifrig den Kiel über das Papier gleiten. Beim Eintritt des Sohnes hob er den klugen, feinen Kopf und reckte den leichtgekrümmten Rücken.

„Nun, Hans?“ sagte er, indem er den Federkiel beiseitelegte und seinen langaufgeschossenen Sprößling erwartungsvoll ansah.

Der Studiosus zuckte leicht die Achseln und stellte sich mit dem Rücken vor den Ofen, obgleich in dem Zimmer eine sehr behagliche Wärme herrschte.

„Nichts, Vater, es sind alles nur Hoffnungen und Wünsche, aber keine bestimmten Nachrichten.“

Der alte Wildling wiegte nachdenklich den Kopf.

„Doch, Bub, es muß so sein. Vorhin war der alte Kienast von drüben hier. Der sagt, daß sie überall Siegesnachrichten ausposaunen und — der Kaiser ist in Paris . . .“

Dem Studiosus gab es einen Ruck.

„Also doch!“ Ein starkes Rot stieg in seine hagern Wangen und er begann mit hastigen Schritten in der Stube auf und ab zu gehen. „Also doch! Und nun gebe Gott, daß sie die Zeit und den Weg erkennen!“

Der Alte stand auf und trat neben den Sohn, den er an Körperlänge nicht erreichte. Und seine hellen Augen begannen zu strahlen und zu leuchten, als er sagte: „Sieh, Hans, du hast nicht mehr weit zum Doctor medicinae, und die Zeit, die dazwischen liegt, ist mir sauer geworden, arg sauer, denn hier in dem Nest, so lieb es mir ist, hat noch keiner mit dem Bakel ein Vermögen erworben. Und es mag die Zeit kommen, wo alles Sorgen und Mühen und Hoffen vergeblich gewesen ist; die Zeit, Bub, wenn — dein König ruft . . .“

Eine Weile sahen sich Vater und Sohn stumm an; es verschlug ihnen etwas die Rede und in ihren Augen stand das helle Wasser, bis sich endlich der Junge über die Greisenhand beugte.

„Hab Dank, Vater, daß du mir das von der Seele genommen hast, denn hundertmal hab' ich dich fragen wollen und den Mut nicht dazu gefunden. Jetzt aber, Vater,“ — er reckte sich hoch auf, um gleich darauf wieder in sich zusammenzusinken — „und wenn der König nicht ruft?“

Der Greis schüttelte den Kopf.

„Das gebe Gott, daß er's tut. Und er wird es tun. Es gärt im Volk gewaltig. Wie ein Pulverfaß ist das Preußenland, dem nur noch der zündende Funke fehlt. Und dann, mein

BLB Karlsruhe

Kind, sollst du nicht fehlen, denn du kämpfst gegen einen zwiefachen Feind!"

Ernst sah er dem Sohn ins Gesicht und der senkte den Kopf, traurig wie ein Geschlagener.

„Du hast recht, Vater. Aber was wär' dabei, wenn's ein ehrlicher Feind wär' und ein ehrlicher Kampf. So aber . . . Und wenn ich den Strauß wage, bleibt mir nicht auch beim Sieg der Makel? Ein deutsches Mädchen und ein Welscher . . . Ich wollt' ihr das Glück gönnen, wenn's eins wär. Aber er meint's ja nicht ehrlich, der Schuft. Und das verblendete Kind rennt mit offenen Augen ins Verderben, geleitet vom Vater . . ."

Der alte Gotthelf Wildling wiegte nachdenklich den Kopf.

„Mach dir keine trüben Gedanken, Bub! Kommt Zeit, kommt Rat. Ein bißchen obenaus ist die Ilse Pilatus von allem Anfang an gewesen, sie war keine von meinen Besten. Da hat der Amtmann auch sein Teil Schuld dran. Aber schlecht, nein, das glaub' ich nicht. Und über kurz oder lang werden ihr die Augen aufgehen."

Der lange Mensch atmete schwer.

„Mag sein, Vater, daß es so kommt. Aber eins will ich dir sagen: ich will's ihr verzeihen, wenn's eine Kinderei bleibt; kommt es weiter, dann denk' ich dran, daß ich Deutscher bin, — ich will kein Franzosenlieb!" Und die Fäuste gegen die Augen pressend stieß er hervor: „Es ist eine Schmach . . ."

Begütigend legte ihm der Alte die Hand auf die Schulter. „Beruhig dich, Bub! Du hast ja so recht. Will sie nicht, dann such dir ein deutsches Mädel, — blühen ihrer genug im Land!"

Hans Wildling nickte trübe; er hatte ja so recht, der Vater, aber dennoch . . .

Mit einem schweren Seufzer wandte er sich um und sah in die sinkende Nacht hinaus. Der alte Schulmeister aber holte eine Kerze, und bei ihrem blassen Licht begann er wieder eifrig zu schreiben. Es sollte ein kleines Buch geben mit dem Titel „Die Franzosenplage in Werdenberg."

Es klopfte und stampfte auf einmal draußen vor der Tür, und ohne die Einladung abzuwarten, stürmte eine vermummte Gestalt in die Stube, eine Gestalt, lang, krumm und schief gezogen und in einen Haufen Hasen-, Fuchs- und andere Pelze eingewickelt, die wohl auch nicht auf Grund ehrsamer Jagdgerechtigkeit erworben waren.

„Kienast? Ihr schon wieder?" rief Gotthelf Wildling aufs höchste überrascht und ließ vor Erstaunen die Feder fallen, die er eben erst sorgsam zurechtgeschnitten hatte.

Der Landläufer, Wilddieb und Tausendsassa Jeremias Kienast ließ sich ächzend in einen Stuhl fallen und schnaubte wie ein Sterbender: „Wenn Ihr einen Korn hättet, Herr Magister!"

Und während der Schulmeister ging, um hastig das Verlangte in ein nicht allzu kleines Glas einzugießen, schälte Herr Herr Jeremias Kienast sein rotes, halb gutmütiges und halb pfiffiges Gesicht aus der Pelzkapuze, strich den langen, grauen Knebelbart glatt und tat einen tiefen Atemzug, währenddem er nach dem Schnaps hinüberschielte. Dabei fiel sein Blick auf Hans Wildling.

„Ah, guck an," sagte er offenbar erfreut, „der Herr Medikus ist auch hier?" Er dämpfte die Stimme. „Ihr wißt wohl schon, Meister Hans?"

Indem er das Glas hinuntergoß, schielte er aufmerksam nach dem Studiosus hinüber; daß dieser den Kopf schüttelte, erfreute ihn offensichtlich. Mit einer großartigen Bewegung hielt er daher dem gütigen Geber das leere Glas hin.

„Ich dächte, das, was ich euch zu sagen hab', ist zwei Schnäpse wert!"

„Was Neues?" fragten Vater und Sohn wie aus einem Munde.

Der Landläufer ließ das gebrannte Wasser über die Zunge laufen, als sei es flüssiges Gold. Dann schwieg er eine Weile und betrachtete nachdenklich das leere Glas; offenbar aber widerstrebte es ihm, ein drittes zu fordern, wenigstens vorläufig, und deshalb sagte er: „Jawohl, etwas Neues! Ich war schon halb zu Hause, da hab' ich's gehört; dänische Schiffer haben's gebracht, brühwarm, und wahrhaftig, kein Zweifel ist erlaubt . . ."

„Was?" kam die Doppelfrage wieder, ungeduldig und drängend.

Der alte Spitzbube fuhr sich behaglich mit der Zunge über die Lippen, sah die beiden vor Erwartung Brennenden pfiffig an und sagte mahnend: „Nun spitzt die Ohren und brüllt nicht gleich Hurra: die Russen haben die Große Armee an der Beresina zerschmettert! . . ."

Es gab kein Hurra, gar nichts. Totenstill blieb's in der Stube. Endlich tat der Alte einen tiefen Atemzug und sagte: „Bub . . ."

Und der Junge flüsterte: „Vater . . ." Dabei klang's, als wollte ihm der Jubel die Brust zersprengen, bis sich Gotthelf Wildling über die Augen fuhr und meinte: „Gott hab' sie selig, die zwanzigtausend Preußen, die dabei waren."

Diesen Nachruf jedoch begleitete Herr Jeremias Kienast mit einem gemütsrohen Lachen. „Laßt die Gefühle beiseite, Herr Magister, und gebt mir noch einen — dann sag' ich Euch etwas, daß Ihr vor Wonne an die Decke springt!"

In seiner Hast vergoß der alte Wildling etwas von dem kostbaren Naß; Kienast leckte daher erst in aller Gemütsruhe den Rand und die Außenwände des Glases ab, ehe er sich des Inhaltes selbst annahm. Dann setzte er es mit einem melancholischen Blick auf die Ofenbank, strich sich den Bart und maß voll Zufriedenheit seine Zuhörerschaft.

BLB Karlsruhe

Wann soll **Sanatogen** gebraucht werden?

1. Bei allen Krankheiten. Hier hilft Sanatogen dem Arzte, den Organismus des Patienten so zu stärken, daß er sich gegen das Uebel zu wehren imstande ist;
2. nach allen Krankheiten und Operationen. In der Genesungszeit ist Sanatogen das beste Mittel, dem Körper seine frühere Frische zurückzugeben;
3. in Zeiten besonderer Aufregungen oder Anstrengungen, während der Schwangerschaft usw. Sanatogen schafft einen Kräftevorrat, aus dem jeder Mehrverbrauch an Nerven- und Körperkraft ersetzt werden kann.

Seinen Zweck erreicht Sanatogen, indem es dem Organismus gerade die Stoffe in reinster Form zuführt, aus denen sich die Körperzellen und das Nervengewebe bilden und ersetzen.

Näheres über Wesen, Wert und Wirkung des Sanatogens, sowie das Urteil der Aerztewelt erfährt man aus Druckschriften, die von den Sanatogen-Werken, Berlin 48 C 6 Friedrichstr. 231, jedem kostenlos und portofrei zugesandt werden, der durch Postkarte darum ersucht.

Siehe Rückseite.

BLB Karlsruhe

Mehr als 20000 Aerzte

darunter die bedeutendsten Forscher und Hochschulprofessoren, haben

Sanatogen

in Abhandlungen und schriftlichen Mitteilungen glänzend begutachtet und empfohlen. So schreibt z. B.

Seine Exzellenz Professor Dr. von Tobold, Berlin:

„Sanatogen hat sich bei meinen Patienten, welche in der Ernährung wesentlich gelitten hatten und körperlich heruntergekommen waren, in hervorragender Weise bewährt. Der Appetit steigerte sich merklich, und darauf trat eine erfreuliche Zunahme des Körpergewichtes ein"

Über die Wirkung des Sanatogens auf das Nervensystem urteilt Herr Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Neißer, Breslau:

„. . . . . Meine bisherigen Erfahrungen mit Sanatogen, namentlich bei schlechten Essern und Neurasthenikern, waren sehr günstig."

Wie segensreich Sanatogen in solchen Fällen wirkt, wo der Körper durch Operationen geschwächt war, darüber schreibt u. a.:

Herr Prof. Dr. Dührssen in Berlin:

„Sanatogen hat mir zur Kräftigung des geschwächten Organismus vor und nach Operationen wertvolle Dienste geleistet."

Auch bei Frauenleiden hat sich Sanatogen als Kräftigungsmittel glänzend bewährt.

Herr Hofrat Dr. M. J. Wehle in Dresden berichtet:

„. . . . Ich habe bei mehreren Patientinnen, die an nervöser Schwäche und Anämie (Blutarmut) litten, mit der Darreichung von Sanatogen sehr gute Erfolge erzielt."

Kurzum, Sanatogen ist eben in den mannigfachsten Schwächezuständen das richtige Kräftigungsmittel, weil es, wie gesagt, das Übel in seinem Ursprung bekämpft. Das kommt auch in zahlreichen ärztlichen Äußerungen zum Ausdruck. So schreibt

Herr Geh. San.-Rat Dr. Oscar Mylius, Rathenow:

„Es steht fest, daß Sanatogen ein ganz vorzügliches, leicht verdauliches, gut bekömmliches Mittel ist und nicht allein bei schwacher Magenbeschaffenheit, sondern auch allgemein auf Blutbildung und Ernährung so vorteilhaft wirkt, wie kaum ein anderes Präparat."

Wem daher daran gelegen ist, im Daseinskampfe nicht zu unterliegen, der unterrichte sich näher über Wesen und Wirkung des Sanatogens.

Die Sanatogenwerke, Berlin 48 C 6 Friedrichstr. 231, versenden völlig kostenlos aufklärende Schriften über:

Sanatogen als Kräftigungsmittel

1. bei Nervenleiden
2. bei Schwächezuständen aller Art
3. bei Magen- und Darmleiden
4. bei Lungenleiden
5. bei Bleichsucht und Blutarmut
6. bei Kinderkrankheiten
7. bei Frauenleiden
8. bei Ernährungsstörungen

ferner 9. Merkblatt für werdende Mütter und Wöchnerinnen

Sanatogen ist erhältlich in jeder Apotheke und in jeder Drogerie in Packungen zu Mk. 1.65 bis zu Mk. 15.— Wer Sanatogen noch nicht kennt, verlange von der oben bezeichneten Firma mittels Postkarte direkte Zusendung einer Gratisprobe.

BLB Karlsruhe

„Jetzt, Landsleute, haltet den Atem an: die zwanzigtausend Preußen liegen nicht in der Beresina — die sind mit dem General Yorck vorher zu den Russen hinüber . . .“

Er konnte nicht weiter, die zwei Wildling, der alte und der junge, schrien wie besessen Hurra, daß die Wände wackelten. Und da Herr Jeremias Kienast nichts Besseres zu tun wußte, schrie er eben mit. Schön klang dieses Terzett nicht, aber den drei Menschen war das Herz so voll Jubel, daß ihnen die eigenen Stimmen wie Engelsmusik klangen.

„Der Yorck!“ sagte der alte Wildling, als sich der Sturm gelegt hatte, und seine Stimme war wie ein Liebkosen.

Jeremias Kienast aber rüstete sich zum Aufbruch. Und der alte Wildling nahm die Flasche, in der ohnehin nicht mehr viel des edlen Trankes war, und schob sie dem Landläufer in den Ranzen, woraufhin Kienast versprach, sie demnächst wieder zurückzubringen, leer natürlich.

Als er draußen war, stellte sich der Magister Gotthelf zitternd vor seinen Sohn.

„Geh, Bub, nun sag's den andern! Die Freude tragen wir nicht allein.“

Und während Hans Wildling in den kalten Winterabend stürmte, murmelte der Alte hinter ihm her, zärtlich wie eine Mutter: „Der Yorck ist zu den Russen, der Yorck, der Yorck . . .“

Wie ein verhaltenes Zittern ging's an diesem Abend durch das Dorf; die Augen glühten und die Hände ballten sich zu Fäusten, daß den einquartierten Franzosen ganz unbehaglich zumute ward. Sie wußten nicht, was da geredet wurde, aber aus den nicht eben freundlichen Blicken konnten sie entnehmen, daß sie keine geringe Rolle dabei spielten. Nur ein Wort verstanden sie, das hundertfältig wiederholt wurde: „Der Yorck . . . der Yorck . . .“ Und dabei leuchteten die Augen und die Arme zuckten.

Es schlug zehn, als Hans Wildling wieder nach Hause eilte. Alles flog an ihm vor Freude; statt sich zu beruhigen, war er nur noch erregter geworden. Nun stand er vor dem Hause des Amtmanns Pilatus, und die Freude verflog. Dort saß er, der zwiefache Feind . . .

Wie einer plötzlichen Eingebung folgend, öffnete er das Gartenpförtchen und trat in den hellschimmernden Garten. Er kannte hier jeden Fuß breit Landes; hatte er doch oft genug in seinen Kinderjahren mit der Ilse hier herumgetollt.

Nun schlich er an die Rückseite des Hauses; er hatte sich nicht getäuscht: die Läden waren noch nicht geschlossen und er konnte in das hellerleuchtete, zu ebener Erde gelegene Wohnzimmer blicken. Wie behaglich das da drinnen aussah. Da saßen sie um den runden Tisch: der Herr Amtmann und die Frau Amtmännin, dann die Ilse, doppelt schön mit dem von Wärme und Licht rosig überhauchten Gesichtchen — und neben ihr der Herr Kapitän. Er ballte die Fäuste, als er dieses trauliche Nebeneinander sah. Früher hatte er oft genug den Platz des Welschen eingenommen . . .

Ein toller Entschluß blitzte in ihm auf, mit ein bißchen Bosheit darunter. Leise trommelte er ans Fenster; man hörte ihn nicht. Da klopfte er stärker. Erschrocken hob man drinnen die Köpfe und der Amtmann stand auf und kam mißtrauisch und mit zögernden Schritten auf das Fenster zu.

„Ich bin's!“ flüsterte der Studiosus.

Da öffnete der Amtmann und tat eine erstaunte Frage. In Hans Wildling aber glomm wieder die Freude auf.

„Herr Amtmann,“ wisperte er, „schlagen Sie nicht Kobolz vor Vergnügen: die Große Armee liegt in der Beresina und der preußische General Yorck ist mit seinem Korps auf und davon!“

Und fort war er. Hinter ihm klirrte das Fenster.

Hans Wildling lief heim. Dort in der kleinen, bescheidenen Stube saßen sie noch zusammen und auch der Peter Rieß kam noch dazu. Hundert Pläne schmiedeten sie und verwarfen sie wieder; dabei tat's ihnen der Alte in allen Dingen zuvor. Sein gut deutsches Herz befand sich in einer ständigen Wallung der Freude, und seine Hoffnungen stiegen ins Ungemessene.

Da fiel auf einmal die Frage, ob sie nun der Gotthelf Wildling tat oder der Peter Rieß: „Der Hans muß ja doch bald wieder nach Berlin zu den Professoren, da ist er ja am nächsten dran, sich anwerben zu lassen.“

Es gab eine plötzliche Stille und der Hans wurde ganz blaß und biß die Zähne zusammen. Der Alte sah ihn erschrocken von der Seite an und sein Herz krampfte sich zusammen: ob sein Bub mit der Begeisterung doch nur Komödie gespielt hatte? Und ob's die blasse Furcht war, die ihn auf einmal so dasitzen ließ?

Der Peter Rieß gab die Lösung. Zwar war er sonst mit den Fäusten viel weiter voran als mit dem Hirnkasten, aber in diesem Augenblick traf er den Kern. Mit einer Art Zärtlichkeit legte er die gewaltigen Hände auf die Knie des Freundes und bat: „Du Hans, laß doch die Franzosendirne . . .“

Gotthelf Wildling tat einen tiefen Atemzug: also das war's! Und dann stellte er sich hinter seinen Buben und faßte mit beiden Händen seinen Schopf: „Auch ich bitt' dich, Hans; es tut kein gut!“

Doch der Studiosus schüttelte nur mechanisch den Kopf. „Sie ist nicht so, wie ihr denkt, sie tut nur so. Und ich hab' sie lieb, so lang ich sie kenne.“

Der Peter Rieß rieb in der Verlegenheit seine großen Fäuste gegeneinander; dann räusperte er sich und nahm einen Anlauf.

„Doch, sie sind alle so, der Alte vorweg, der ist ganz französisch; der tut, als wenn er ein Mann wär', und ist doch keiner. In Ruh' soll man ihn lassen, damit seine Behaglichkeit nicht gestört wird; derweil kann daheim und draußen alles drunter und drüber gehen."

Das letzte griff Hans Wildling auf.

„Darum sag' ich ja: das Mädel kann nichts dafür, der Alte gibt keine acht auf sie und sie geht ihre eigenen verschrobenen Wege, bis einer kommt und ihr den Weg weist."

Aber weder der Vater Gotthelf noch der hellhörige Bursch waren zu überzeugen.

„Hans, ich will's dir sagen: er hat versprochen, sie mit nach seinem Welschland zu nehmen, und das glaubt sie dem Lügner aufs Wort. Und der Amtmann stimmt zu. Ich hätt' ihn prügeln können." Der Peter Rieß stand auf. „Will's ja hoffen, dir zulieb, daß die Sach' noch klar wird, eh's zu spät ist. Und nun muß ich gehen. Gute Nacht, beiderseits!"

Mit schweren polternden Schritten stapfte der Hüne aus der Tür. Lange hörte man ihn noch draußen pfeifen; es war ein Spottlied auf Napoleon.

Dichter und dichter fiel der Schnee; und keine Kunde kam von draußen in das Dorf. Auch der alte Kienast blieb fern. Daß aber etwas im Werk war, sah man daran, daß der Kapitän de Fronsac trotz des Schnees eifrig mit seinen Leuten exerzierte. Das heißt, er exerzierte nicht im Schnee, sondern er hatte wohlweislich eine Anzahl Einwohner gepreßt, die den Platz gründlich fegen mußten. Und seine Tapferen waren den letzteren gegenüber anmaßender denn je.

Die Bauern verhielten sich ruhig, weil sie mußten. Denn in der Umgegend waren die Truppen verstärkt worden und ein Losschlagen wäre Unsinn gewesen. Es war eine dumpfe, drückende Zeit; keiner wußte, wie die Dinge standen, und das nahm ihnen den Mut. Wohl war zu hoffen, daß man drüben im Kirchdorf Neues erfahren würde; aber der Schnee lag so hoch, daß selbst am Neujahrstag der Besuch des Gottesdienstes drüben unmöglich war.

Aber vierzehn Tage später waren die Wege ziemlich frei. Es hatte Tauwetter gegeben, der Schnee ging fort und bald darauf fror es wieder. So zog denn am folgenden Sonntag das halbe Dorf hinüber zur Kirche.

Gedrängt voll war das schlichte, weißgetünchte Gotteshaus; viele standen, und alle vermeinten, es sei ihnen noch nie so feierlich zumute gewesen. Von den Franzosen war niemand da; einmal verstanden sie ja doch die „barbarische" Sprache nicht, und dann hockten sie lieber beim Spiel.

Tiefe Stille lag in dem Haus, als der silberhaarige Prediger auf die Kanzel stieg. Er glich so gar nicht äußerlich dem frommen Gottesmann. Auf den breiten festen Schultern saß ein scharf gemeißelter, stolzer Kopf mit glattrasiertem Gesicht und hellen, scharfen Augen, denen man nachsagte, daß sie jedem Nichtsnutz im Kirchspiel bis auf den Grund seines verstockten Herzens sähen. So soldatenhaft stramm sah dieses Gesicht aus, daß es mehr als einmal nicht zu Unrecht mit dem eines friderizianischen Generals verglichen worden war.

Tief und voll klang das Organ des Geistlichen durch den Raum. Hell und scharf fielen die Worte des Schrifttextes vom Sieg Gideons über die Philister. Wie sie unten die Ohren spitzten und lauschten, auch die auf der ersten Bank, die Familie des Amtmanns, ohne die Amtmännin, und die beiden Wildling!

Drohend scholl es herunter von der Kanzel: von denen, die den Frieden der Völker stören und die Menschen in Not und Elend stoßen. „Wer Menschenblut vergießt, des Blut soll wieder durch Menschen vergossen werden! Auge um Auge, Zahn um Zahn! War das die Lehre des Erlösers?

Dort unten bebte die Erregung. Ja, das war sie, aber ein Deutscher kündete sie; einer, der mit seinem Volke fühlte und litt, der zum heiligen Kampfe rief wider die Gewalt und die Schmach.

„Gott ist die Hoffnung, und die Hoffnung ist ist mit euch. Mit Mann und Roß und Wagen hat sie der Herr geschlagen! Der Frühling naht, der Welt und den Menschen! Glaubet und hoffet, — Gott verläßt keinen Deutschen!"

Brausender Jubel durchhallte das Haus. „Gott mit uns! Gott mit uns!"

Dröhnend strömten die Orgelklänge um die Menschen, die mit nassen Augen ein frommes Kirchenlied sangen. Und in ihrem Herzen war es ein Kriegslied und ein Flehen um den Sieg.

Vor dem Altar stand der Geistliche und hob segnend die Hände. Dann strömten sie aus der Kirche, erschüttert, heiß bewegt. Mit flackernden Augen standen die beiden Wildling vor dem Geistlichen. Und der hielt die Hand des jungen Studiosus in der seinen mit festem Druck.

„Geh, Hans, und Gottes Segen mit dir! Denk immer daran, daß du deutschen Stammes bist, und deutsch bleibe, innen und außen!"

Langsam, ganz langsam hatten sich die Werdenberger auf den Weg nach ihrem Dorf gemacht. Vor der Kirche wartete der Amtmann Pilatus auf den Schulmeister. So gab sich's, daß der Hans neben Ilse kam.

Stumm gingen sie nach kurzem Gruß eine Weile nebeneinander her. In der Brust des jungen Mannes wogte das Erlebnis des Gottesdienstes noch gewaltig auf und ab, so gewaltig, daß er sich fast schämte, neben dem „Franzosenlieb" daherzugehen. Wie Haß keimte es in ihm auf; dort oben im Norden reckte das Volk die Glieder und stählte die Arme zum verzweifelten

Kampf um die Heimat, das Vaterland. Und die hier neben ihm empfand nichts dergleichen; kein Wort, nichts deutete darauf hin, daß auch sie seines Stammes war.

Sie hatten schon fast den halben Weg zurückgelegt, da fragte Ilse Pilatus unvermittelt: „Warum bist du eigentlich neulich ans Fenster

„Geh, Hans, und Gottes Segen mit dir!“

gekommen statt ins Haus? Der Vater fand das sehr merkwürdig!“

Er blieb stehen und sah sie von der Seite an, mit zornbrennenden Augen.

„So, das fragst du mich?! Weißt du nicht, daß sich ein guter Deutscher niemals in solcher Gesellschaft wohl fühlt?!“

Mit einem kaum merklichen spöttischen Lächeln zog sie die Schultern hoch.

„Auf einmal? Hast ja doch früher nie an uns Anstoß genommen!“

„Von euch ist nicht die Rede,“ sagte er ruhig; „das weißt du so gut wie ich. Und ich wünschte wahrhaftig manchmal, du dächtest noch an früher.“

„Das tu ich ja auch noch,“ meinte sie leichthin, „deshalb kann ich aber doch Herrn de Fronsac als angenehmen Gesellschafter finden!“

Sie waren während des Gesprächs unwillkürlich immer rascher gegangen; jetzt blieb Hans Wildling mit einem plötzlichen Ruck stehen, mit bleichem Gesicht.

„Du, Mädel,“ sagte er und faßte mit hartem Griff ihr Handgelenk, „du, was hast du, was willst du von dem Welschen?!“

Offenbar belustigt betrachtete ihn Ilse.

„Was ich von ihm will? Nichts. Aber er, er will mich zur Frau!“

Da geschah's, daß der lange Mensch den linken Arm um die Schultern des jungen Mädchens schlang und zu ihr sprach, wie ein gütiger Mahner: „Kind, gib dich doch nicht selbst verloren. Liebtest du ihn, gut, ich würde dir recht geben; aber du kannst ihn nicht lieben, denn er ist schlecht, und an dich denkt er nicht mehr, sobald er und seine Bande auch nur über die Elbe gejagt ist. Und dann ruht auf euch die Schmach, auf dir und deinem Vater, ein Jahrhundert lang. Franzosenfreunde — das ist mehr als ein Schimpf!“

Else hatte geschwiegen dazu, nur manchmal ging es wie ein unwilliges Zucken um ihre Schultern. Und nun machte sie sich los.

„Was hilft das alles? Ich mag ihn nun, er ist ganz anders wie ihr, immer höflich, immer liebenswürdig. Das ist doch Kultur; aber ihr, ihr seid so täppisch wie die jungen Hunde.“

Hans Wildling nickte trübe.

„Ja, das Lügen und Betrügen ist uns nicht gegeben. Wir können unsere Gefühle nur in einfache Worte kleiden und in ehrliche Handlungen.“

Betroffen sah ihn das Mädchen an.

„Wie meinst du das?“

Er aber winkte ab.

„Laß das Fragen, es hat keinen Sinn.“

Schon kamen die ersten Häuser von Werdenberg in Sicht, da blieb Hans Wildling noch einmal stehen und sah das Mädchen an mit klarem Blick.

„Sag, Ilse, und wenn nun dein Liebster fiele?“

Mit weitaufgerissenen, entsetzten Augen starrte sie ihn an, dann bekam sie einen roten Kopf und senkte den Blick.

„Mein Liebster ist er nicht, so wie du das meinst! Und dann: gegen wen sollte er fallen?“

„Gegen ein Volk, das sich auf sich selbst besonnen!“

Sie schauerte zusammen unter den seltsamen Worten. Er aber sprach weiter, ruhig und sicher.

„Siehst du den klingenden Frost? Der deutet auf ein eisernes Jahr. Und in diesem Jahr wird alles niedergetreten, was undeutsch und falsch und unwahr ist. Hüte dich, Ilse!“

Er reichte ihr die Hand zum Abschied, sie aber sah ihn an mit lachendem Gesicht.

„Der wahre Prophet! Wenn nur alles so kommt!“

„Geb' es Gott!“

Der alte Wildling und der Amtmann waren inzwischen herbeigekommen. Forschend betrachtete Gotthelf Wilfling den Sohn und das Mädchen, dann kniff er die Lippen ein und nahm Abschied. Aber ehe er noch gehen konnte, tauchte neben den vieren eine über und über in Pelze gehüllte Gestalt auf: Jeremias Kienast. So erhitzt und aufgeregt war er, als hätte er zehn „Korn“ auf einmal getrunken. Nichtsdestoweniger hatte er heute noch nicht einen einzigen genossen.

„Meine Herren,“ sagte er hastig und nestelte

an dem grauen Knebelbart, „ich hab' nicht lang Zeit, aber ich will euch was Schönes sagen: der Yorck hat sich mit dem russischen Kaiser verbündet und der Preußenkönig sucht freiwillige Jäger!"

Er machte eine komisch-respektvolle Verbeugung vor dem sehr betreten dastehenden Amtmann und machte Miene, sich schnell zurückzuziehen, als einige französische Soldaten in der Nähe auftauchten. Ob nun ein alter Gegensatz zwischen dem Landläufer Jeremias Kienast und der grande nation bestand oder etwas Ähnliches, genug, die Franzosen, unter denen sich ein Sergeant befand, fingen sogleich an zu gestikulieren, als sie den Pelzumhüllten sahen, und schrien ihm zu.

„Ah, voilà le misérable! Halte Sie da! Steh Sie, Verräter!"

Der Jeremias strich sich in herkömmlicher Weise den Bart und besah sich mit zwinkernden Augen die aufgeregten gelben Kerle.

„Schießeisen haben sie nicht!" sagte er befriedigt. Dann drehte er sich um und setzte sich in Trab, die uniformierte Meute hinterher. Aber da zeigte sich zu aller Erstaunen, wie wegefertig der gepolsterte Landläufer war. Er rannte und rannte und ließ die andern weit zurück, bis auf einen; das war der ruppige Sergeant, der wie ein hochbeiniger Windhund hinter ihm herschoß.

„Steh Sie, Elender!"

Aber der Jeremias lief. Da hörte er das Schnauben des Franzmanns dicht hinter sich. Mit einem Ruck blieb er stehen, so daß der Sergeant unvorbereitet einige Schritte über den Verfolgten hinausrannte, dann aber sofort Kehrt machte und mit vor Zorn grünem Gesicht auf den Schnelläufer zustürzte, indem er das Seitengewehr herausriß.

„Ergeb' Sie sich, infâme!"

Aber mit einer blitzschnellen Bewegung griff Jeremias Kienast in seine Pelzsammlung, für einen Augenblick funkelte etwas in der Sonne und dann krachte es dem Sergeanten entgegen. Der warf die Arme in die Luft und fiel um wie ein Klotz. Als die andern heran waren, war der Landläufer verschwunden, als habe ihn die Erde verschlungen.

Die andern kamen hinzugelaufen, Soldaten, Bauern, der Amtmann und Ilse und die beiden Wildling. Aber dem Sergeanten tat kein Zahn mehr weh; kaum, daß man etwas Blut sah. Mitten ins Herz war er geschossen.

Der Sergeant warf die Arme in die Luft und fiel um wie ein Klotz.

Während die Soldaten den Toten nach dem Dorf zurücktrugen, ging der Amtmann mit verstörtem Gesicht neben seiner Tochter. Wenn er auch selbst unschuldig war, so wußte er doch, was nun kommen würde: eine ungeheure Erpressung, Vernichtung von Eigentum und neue Plagen der Werdenberger. Und dann kam für ihn persönlich noch die Angst vor dem Kapitän, der seiner Tochter so eifrig den Hof machte. Der unglückselige Vorfall konnte dessen Gefühle vielleicht erkalten lassen, und das dünkte ihn das Schlimmste an der ganzen Geschichte.

Noch am Mittag begann eine große Streife auf den verwegenen Landläufer. Aber so viel man auch suchte, Jeremias Kienast war und blieb verschwunden.

Da kehrte sich die Wut der französischen Banden gegen das unglückliche Dorf, das an der ganzen Sache nur insoweit beteiligt war, als die Tat in seiner Gemarkung geschah. Monsieur de Fronsac befahl die Aufbringung einer Summe binnen zehn Tagen, die das Dorf zum Ruin bringen mußte. War nicht alles auf Heller und Pfennig beisammen bis zum bestimmten Termin, so sollte der rote Hahn einer Anzahl von Häusern aufs Dach gesetzt werden.

Alle Bitten, alle Vorstellungen fruchteten nichts. Der Tyrann blieb unerbittlich; gleichzeitig ließ er durch seine Söldner die Leute schinden und placken, daß es eine Art hatte.

Es lag wie ein Alp über dem Dorf, und Hans Wildling insbesondere brütete gegen seinen zwiefachen Feind. Er war bleich und mager geworden in diesen Tagen; Ilse sah er nicht mehr. Der alte Pilatus schien sich und die Seinen nach jenem Vorfall geflissentlich von den Wildling fernzuhalten, als betrachtete er sie als mitbeteiligt an der üblen Geschichte.

So kam allmählich der letzte Tag von dem Zahlungstermin heran und noch war nicht mehr als ein Viertel der Summe zusammengekommen. Die unglücklichen Bewohner begannen aus ihren Häusern die wenigen Habseligkeiten zu räumen, um bei mitleidigen Nachbarn Aufnahme

BLB Karlsruhe

zu finden. Nachts um zwölf Uhr sollte das Feuer auf die Dächer fliegen, weil sich die Herren Franzosen zu dieser Stunde ein besonders ansprechendes Schauspiel versprachen.

Die beiden Wildling saßen um die Dämmerstunde zusammen in ihrer bescheidenen Stube und besprachen zum hundertsten Male das kommende Elend. Da flog die Tür auf und der Peter Rieß stürmte herein.

„Auf, Hans, nimm den Weg zwischen die Beine: die Welschen suchen dich!"

„Mich?"

Der Bursch wurde ganz aufgeregt.

„Ja, dich! Mach schnell!"

Der Studiosus besann sich nicht lange; hastig warf er einen Mantel über, stülpte den Hut auf und küßte den Vater auf beide Wangen.

„Die Zeit ist da, Vater!" sagte er ernst. „Gehab dich wohl, und auf Wiedersehen, — ich geh' zum König von Preußen!"

Der Alte kämpfte schnell das aufsteigende Weh nieder.

„Recht so, Bub!"

Die Stimme brach ihm; er wandte sich ab. Als er sich wieder umdrehte, waren die beiden fort.

Der Peter Rieß hatte sich draußen von dem Freund getrennt und Hans Wildling schlich durch die kahlen Hecken, die sich um das Dorf zogen. Plötzlich verhielt er den Fuß, — aus dem Ort klang das Signal zum Sammeln. Er duckte sich und lauschte; es dauerte eine ganze Weile, ab und zu flog ein Kommandowort zu ihm herüber, bis auf einmal der Marschschritt der Soldaten hörbar wurde. Und nun sah er sie durch eine Lücke zwischen zwei Häusern, — es waren die Franzosen, die in der Richtung nach der Elbe abmarschierten.

Er sprang auf und lief weiter, bis er vor der hintern Seite am Hause des Amtmanns Pilatus stand. Scharf lugte er nach den Fenstern hinüber, von denen zwei matt erleuchtet waren. Das eine davon kannte er nur zu genau: es gehörte zum Zimmer Ilses. Ein Schatten ging und kam dahinter; mit einem mächtigen Satz schwang er sich über den Zaun und klopfte an das Fenster. Es wurde hastig geöffnet und Ilse erschien in dem hellen Rahmen.

„Du?" sagte sie, und er merkte ihr die Enttäuschung an.

„Ja, ich!"

„Was willst du denn?" Er merkte, wie sie Miene machte, das Fenster wieder zu schließen.

„Was ich will? Abschied nehmen!" sagte er trotzig.

Sie nagte an ihrer Unterlippe.

„So, und warum kommst du so heimlich?"

Der Zorn bäumte sich in ihm auf.

„Weil ich kein Franzosenfreund bin, und nur deinetwegen komm' ich." Seine Stimme wurde plötzlich weich und bittend. „Ilse, liebe Ilse, wie fremd sind wir uns geworden . . ."

Das Mädchen zuckte die Achseln und schwieg. Da reichte er ihr die Hand zum Fenster hinauf.

„Leb wohl, Ilse, ich seh', es soll nicht sein. Gebe Gott, daß du den richtigen Weg gehst!"

Als ob diese Worte ein besseres Gefühl in ihr ausgelöst hätten, so drückte ihm Ilse Pilatus die Hand.

„Warum willst du denn fort? Sei doch kein Starrkopf und bleib!"

Hans Wildling schüttelte traurig den Kopf.

„Nein, Ilse, zum Lumpen will ich nicht werden. Mich ruft die Not meines Volkes und — deines Volkes. Leb wohl!"

Noch ein Druck der Hand, dann war er wieder auf freiem Feld. Ilse aber stand noch lange am Fenster und sah in die Dunkelheit, nach dem Weg, den er gegangen war.

* * *

Die Franzosen waren elbabwärts gezogen; Werdenberg war befreit von ihnen. Freilich rechnete man mit ihrer baldigen Wiederkunft. Große Heerhaufen sammelten sich diesseits und jenseits der Elbe, nur von den Preußen sah und hörte man nichts.

Im Hause des Amtmanns Pilatus herrschte eine gedrückte Stimmung. Seit der Kapitän fort war, war ihnen allen nicht mehr recht wohl. Wohl grüßten ihn die Bauern noch, aber es war nicht mehr die alte Achtung; und gar seine Tochter, die sah keiner mehr an. Die tröstete sich freilich mit den Briefen, die ihr der Kapitän ab und zu sandte, aber bald blieben auch die aus. Den Liebesboten mochte es vor den Fäusten der Bauern nicht mehr recht geheuer sein.

Schon gingen die Vorfrühlingswinde über die Felder und der April war nicht mehr weit, da galoppierte eines Morgens ein Reiter in das Dorf, der ein paar große Pakete an seinem Gaul hin und her baumeln hatte. Auf seine Frage nach dem Amtmann wies man ihn nach dessen Haus.

„Ist Er der Amtmann Pilatus?" fragte der Reiter, indem er eines der Pakete losband.

Gekränkt ob dieser formlosen Frage bejahte Pilatus, worauf ihm der Reiter das Paket gab.

„Im Namen Seiner Königlichen Majestät von Preußen befehle ich Ihm, die hierin enthaltenen Flugblätter sofort unter die Bewohner verteilen zu lassen!"

Der Amtmann starrte bald den Reiter und bald das Paket an; endlich ermannte er sich und sagte: „Soviel mir bekannt, sind wir noch nicht aus dem Verbande der Untertanen Seiner Majestät des Kaisers der Franzosen losgelöst . . ."

„Herr, ist Er besoffen?!" schrie der Reiter, blaurot vor Zorn. „Weiß Er nicht, daß Er einen königlichen Kurier vor sich hat?! Aber Er scheint mir einer zu sein, — ich will's Ihm gedenken!"

Er riß den Umschlag vom Paket und hielt dieses den Bauern, die sich angesammelt hatten, entgegen. „Wer von euch will's tun?"

Ein Dutzend Hände streckten sich danach aus und rissen ihm die Blätter aus der Hand. Einer sprang auf die oberste Treppenstufe, daß er gerade neben den bestürzten Pilatus zu stehen kam, und schrie: „Leut', gebt acht, das kommt vom König!"

Im Nu flogen die Mützen von den Köpfen und Totenstille herrschte. Und von der Treppe herunter klang die markige, langsame Bauernstimme, jedes Wort wägend: „An mein Volk!" Stumm und ergriffen lauschten sie: „Gott und unser fester Wille werden unserer gerechten Sache den Sieg verleihen, mit ihm einen höheren glorreichen Frieden und die Wiederkehr einer glücklicheren Zeit."

Atemlos stand alles. Da rief einer: „Das ist der Krieg!" Und wie ein Orkan brauste mit einem Male der Jubel los, donnernd, alles verschlingend: „Hurra, hurra, — der Krieg, der Krieg gegen Napoleon!" Wie ein Taumel kam es über sie; die Menschen, deren Gemüter so lange unter unsagbar schwerem Druck gelegen hatten, sie warfen die Last ab, daß die Freude hervorströmte aus den Herzen wie ein reißender Bergstrom. Die schweren, steifen Bauern, sie fielen sich um den Hals und tauschten Zärtlichkeitsbeweise aus, wie sie's als Braut und Bräutigam nicht getan hatten. Und darüber der Jubel und das Lachen: der Krieg, das ist der Krieg!

Der rauhbeinige Reiter sah das und lachte mit dem ganzen Gesicht. „Euch hat's das Herz nicht nach der andern Seite gedreht, Leut', daran wird man denken!" Und mit einem grimmigen Blick auf den völlig verdutzten Amtmann galoppierte er davon.

Der Krieg war da . . .

Drüben im Kirchdorf hatte der Pfarrer auf der Kanzel gestanden mit leuchtenden Augen und an die Opferpflicht gegen das Vaterland gemahnt. Und wer noch etwas zu geben hatte, der gab. Aber zu geben hatten sie alle. Das Letzte, das Teuerste wanderte zum Altar des Vaterlandes; was Jahrhunderte hindurch geheiligtes Erbe gewesen, es wurde freudig hingegeben. Das Beste und Edelste aber gaben Väter, Mütter und Frauen: sie gaben die Söhne und Gatten.

Das Volk stand auf, der Sturm brach los . . .

Der lange Peter Rieß war der erste, der seine gewaltigen Knochen davontrug, und die andern folgten, kaum flügg Gewordene und Männer, die schon die Würde des Großvaters trugen. Nur was die Arme nicht mehr recht regen konnte, das blieb in Werdenberg zurück.

Auch von dem Hans Wildling kam Kunde von irgendwoher ins Dorf geflogen. In die Truppe des Majors von Lützow sei er eingetreten, als Jäger oder als schwarzer Reiter. Und eine Charge habe er auch schon. Mehr war nicht zu erfahren, aber dem alten Gotthelf Wildling schlug das Herz in mächtiger Freude. Nun stand sein Einziger gegen den Feind, den zwiefachen. Und mit dem einen würde der andere fallen, so hoffte er.

Den Amtmann Pilatus und seine Tochter mieden sie im Dorf. Die Tochter vollends. Nichts hatten sie gegeben zum Kampf für die Freiheit, und das Mädel ging kaum mehr aus dem Haus. „Franzosenlieb!" hatte ihr von irgendwoher ein halbwüchsiger Bengel nachgerufen und zum erstenmal war ihr das Wort wie brennendes Feuer ins Herz gefallen. Sie fühlte auf einmal die Acht und die Schmach. Dennoch rührte sie keine Hand. Der Mädchentrotz begehrte in ihr auf; jetzt, wo sie ihr den Fremden alle neideten, jetzt wollte sie erst recht zu ihm halten.

Ganz Werdenberg zupfte Scharpie; der alte Schulmeister Wildling lehrte seine unbändige Schar nicht mehr die Kunst des Lesens und Schreibens, er gab nur acht, daß die kleinen eifrigen Fingerchen ihr gemessenes Quantum des begehrten Wundverbandmittels alltäglich zuwege brachten.

Auch bei dem Amtmann Pilatus war er einmal gewesen und hatte ihm in seiner freundlichen, verständigen Art zugeredet. Aber seine Worte hatten keinen Boden gefunden und nichts weniger als freundschaftlich waren sie geschieden.

Wieder flog die Kunde ins Land: hinter dem König von Preußen steht ein Heer von einer Viertelmillion. Und dann: die Russen haben die Franzosen aus Hamburg hinausgeworfen und Yorck hat sie bei Möckern auf das jämmerlichste verprügelt. Es waren Jubeltage ohnegleichen.

Dann aber kam die Trauer, die Schlachten von Bautzen und Großgörschen. Und in den Augusttagen standen die Franzosen wieder auf dem rechten Elbufer und der Kapitän de Fronsac lag wieder in Werdenberg. Mit triumphierendem Gesicht ging der Amtmann Pilatus herum, aber seine Ilse war blaß und mager geworden. Doch, so schien es, noch einmal wollte die alte Leidenschaft für den Kapitän wiederkehren.

Da brach das Unglück herein über das Dorf: die im Winter verhängte Kontribution sollte gezahlt werden. Wenn nicht, dann verfiel das ganze Dorf dem Feuer.

Nirgends hörte man eine Klage, der Jammer hatte die Menschen stumm gemacht. Viel zu verlieren hatten sie nicht mehr, ihr Bestes hatte ja das Vaterland.

So kam der zwanzigste August heran; in der Morgenfrühe wurden die Bewohner aus den Häusern getrieben, in den leeren Stuben Holz und Reisig aufgeschichtet. Mit brennenden

BLB Karlsruhe

Augen sahen die Aermsten auf das letzte, das ihnen geblieben war, ihre Heimstätten, die schon der Vorväter Lust und Leid geborgen hatten. Aber sie weinten nicht, — auch das war ein Opfer für das kommende deutsche Reich.

Nur eins sahen sie mit halbem Staunen: daß um das Haus des Amtmanns Pilatus eine Soldatenkette gezogen wurde, mit Löschgerätschaften. Da erkannten sie, was gemeint war; es war der Dank des Kapitäns für die treu gewahrte Franzosenfreundschaft, dieses Haus sollte dem allgemeinen Verderben entrinnen.

Auf dem freien Platz vor der Schule stand das Halbregiment in Reih und Glied; Sergeanten gingen umher und teilten die Pechkränze und die Fackeln aus. Das Werk mußte bald getan sein, denn die Kunde kam, daß die Preußen nur noch wenige Tagemärsche entfernt seien.

Eine heiße, brütende Nachmittagsstille lag über dem kleinen Platz; es war, als sei die Natur selbst vor dem Frevel verstummt.

Die Unteroffiziere waren fertig mit ihrer Arbeit; mit höhnischem Lächeln musterte der Kapitän noch einmal die Giebel der dem Untergang geweihten Häuser. Dann richtete er sich auf: „En avant, mes braves . . .“

Da — was war das?

Ein jubelndes Hornsignal und dann:

„. . . und gellende Hörner schallen darein,
Und erfüllen die Seele mit Grausen.
Und wenn ihr die schwarzen Gesellen fragt:
Das ist, das ist Lützows wilde verwegene Jagd.“

Wie schwarze Schatten huschte es daher, brach klappernd und rasselnd durch Hecken und Zäune, brauste die Dorfstraße herunter mit blitzenden Klingen und schäumenden Rossen.

„Hurra! Hurra!“

„Die Preußen! Die Preußen! Der Lützow!“

Da waren sie unter den Mordbrennern. Hei, wie die Säbel flogen und krachend auf die Franzmänner niedersausten.

„Die Preußen sind da, die Preußen!“

Mit Mistgabeln, Beilen und Sensen stürmte das Bauernaufgebot heran, in grenzenloser Wut. Ein furchtbares Gemetzel hob an; was flüchten wollte, wurde zurückgetrieben, den Lützowschen Reitern in die Klingen. Da war's zu Ende mit dem Widerstand der Franzosen; sie warfen alles fort, was nach einer Waffe aussah, und baten mit aufgehobenen Händen um Gnade.

Die Gefangenen wurden zusammengetrieben und hielten scheu wie eine Herde Schafe zusammen. Ein Bauer schleifte den Kapitän de Fronsac am Kragen aus einem Haus und stieß ihn mit mächtigem Schubs vor den Führer der schwarzen Reiter.

Dieser, ein junger Leutnant, hielt auf seinem schwarzen Gaul und hatte den Zipfel seines Taschentuches mit den Zähnen gefaßt, um eine Wunde am linken Unterarm zu verbinden. Der krumme Säbel baumelte, um das rechte Handgelenk gehängt, auf den Sattelknopf herunter.

Nun war er fertig und musterte prüfend die Schar seiner Gefangenen. Als er den Kapitän erblickte, glitt ein befriedigtes Lächeln über sein mageres Gesicht. Im nächsten Augenblick aber sprang er blitzschnell aus dem Sattel und lief zu dem alten Schulmeister Wildling hinüber, der sich mittlerweile auch eingefunden hatte.

„Vater, lieber Vater!“

Der alte Wildling tat, als sähe er einen Geist. Dann aber warf er dem schwarzen Offizier die Arme um den Hals und schluchzte: „Mein Bub, du mein lieber Bub . . .“

Es war der Hans Wildling, der in das Lützowsche Freikorps als Offizier eingetreten war. Nachdem er sich längere Zeit mit den

„Mein Bub, du mein lieber Bub,“ schluchzte der Alte.

Franzosen herumgeschlagen hatte, bildete seine Schwadron jetzt einen Teil der Vorhut des Generals Yorck; und nun war ihm seltsamerweise der Auftrag geworden, gerade sein Heimatdorf Werdenberg mit einer Handvoll Leute von den Franzosen zu säubern.

Der alte Wildling konnte sich gar nicht fassen vor Freude, und scheu drängte sich einer nach dem andern an den jungen Reiterführer, um ihm die Hand zu drücken oder ihn doch wenigstens zu bestaunen.

Nur das Haus des Amtmanns Pilatus blieb still und verschlossen, als beherberge es einen Toten.

Ein Befehl, ein Trompetensignal, und mit der flachen Klinge trieben die Reiter die ge-

BLB Karlsruhe

fangenen Franzosen zusammen. Hans Wildling reichte seinem Vater vom Pferde herunter die Hand.

„Leb wohl, Vater, wir gehen nun über die Elbe. Will's Gott, sehen wir uns wieder!"

Der alte Wildling sah, wie in des Sohnes Auge eine ungesprochene Frage brannte. Und leise sagte er: „Ich weiß nicht, Bub, wie das ist; der eine sagt, sie bereut's, und der andere meint das Gegenteil."

Der Leutnant nickte und lächelte bitter.

„Was verschlägt's, Vater? Mag's kommen, wie's mag. Ich hoffe, ich bin darüber hinweg!"

„Gott geb's!" flüsterte der Schulmeister, dann preßte er des Sohnes Hand. „Auf Wiedersehen, und mach dem Vaterland weiter Ehre!"

Langsam wandte Hans Wildling sein Pferd und befahl den Abmarsch, als vom Dorfeingang her ein Husar herangaloppiert kam und vor dem Leutnant salutierte.

„Der Herr Leutnant sollen Seine Exzellenz, den Herrn General von Yorck hier erwarten, — hier wird Quartier bezogen!"

Schon schmetterten die frischen Klänge eines Reiterliedes aus der Ferne herüber; die Schwadron nahm vor und hinter den Gefangenen Aufstellung und alle übrigen, Männer, Frauen und Kinder, bildeten auf dem dörflichen Schlachtfeld Spalier. Nicht lange, und wiederum tauchte bei den ersten Häusern ein Reiter auf, gefolgt von einem großen Schwarm weiterer Berittener, hinter denen Infanterie sichtbar wurde.

Der erste Reiter kam in schlankem Trab näher und hielt bald auf dem Platz vor dem Schulmeister, den er mit kaum merklichem Lächeln musterte. Es war ein schöner stattlicher Mann in vorgerückten Jahren mit bartlosem strengem Gesicht. Ein einfacher, fast schäbiger, blauer Waffenrock umschloß den breiten Oberkörper, auf dem einsam ein Ordensstern glänzte.

„Wo ist der Amtmann?" fragte er barsch.

Sofort stürzten ein paar Leute nach dem Hause des Amtmanns Pilatus; der General musterte unterdessen die Gefangenen, ohne den Lützowschen Leutnant auch nur eines Blickes zu würdigen.

Nach einer langen Weile kam Herr David Christian Pilatus, völlig verstört und gefolgt von seiner Tochter, die wohl noch verstörter aussah und beim Anblick der erschlagenen Franzosen totenbleich wurde.

Sofort ritt der General, um den sich inzwischen sein ganzes Gefolge und ein Bataillon Infanterie gesammelt hatten, auf den bebenden Amtmann zu.

„Warum ist Er nicht auf dem Posten, Herr?!" fuhr er ihn barsch und mit funkelnden Augen an. „Geb Er mir Antwort! Er hält's mit den Sanskulotten — still, schweig Er!" fuhr er auf, als der zitternde Mann eine Einwendung wagte.

Da fiel sein Blick auf die verängstigte Ilse.

„Das ist Seine Tochter?! Schämt Sie sich nicht, Jungfer, es mit denen da zu halten?!" Er deutete auf die Franzosen.

Das Mädchen blieb stumm; die harte, polternde Art des Generals nahm ihr allen Mut.

Wieder kam's vom Pferd herunter an die Adresse des Amtmanns: „Bleib Er da stehen, ich werd' mit Ihm abrechnen nachher!"

Und mit einer plötzlichen Bewegung wandte sich der General an Hans Wildling.

„Sie sind der Leutnant Wildling?"

Der Leutnant legte die Hand an den Tschako: „Zu Befehl, Euer Exzellenz!"

Ein paar Kommandoworte flogen hin und her und die Fußtruppen bildeten ein Karree.

„Achtung — präsentiert das Gewehr!"

Der General griff in die Satteltasche und ritt dicht an den Leutnant heran.

„Auf Befehl Seiner Majestät des Königs von Preußen überreiche ich Ihnen für die mehrfach bewiesene Tapferkeit das Eiserne Kreuz! Tragen Sie es in Ehren und fahren Sie fort, ein guter Soldat zu sein zu des Königs und des Vaterlandes Ehre! Seine Majestät, der König von Preußen: Hurra, hurra, hurra!"

Rasselnder Trommelwirbel und schmetternder Hörnerklang begleiteten die Worte. Und als sie schwiegen, drang aus der Menge der Zuschauer ein lautes Schluchzen herüber.

Der General wandte sich um.

„Wer ist der Mann dort?" fragte er betroffen.

„Mein Vater, Euer Exzellenz!" sagte Hans Wildling mit kaum verhaltener Bewegung.

Sogleich stieg der General vom Pferde und ging auf Gotthelf Wildling zu. Und seine Stimme hatte alle Barschheit verloren, als er dem alten Manne die Hand schüttelte.

„Ich beglückwünsche Sie zu Ihrem Sohne, Herr!" sagte er mit jener Freundlichkeit, die nur wenige an ihm kannten. „Ein braver Mann das und ein tapferer Soldat! Was sind Sie von Beruf?"

„Schulmeister, Herr General!"

„Ein guter Zufall — ich bin der General Yorck!"

„Der General Yorck? . . ." Das war wieder das zärtliche Streicheln dieses Namens, daß der „eiserne Yorck" leise lächelte.

„Gefällt Ihnen der Name so?" fragte der General.

Gotthelf Wildling nickte lebhaft. „Das will ich meinen, Sie waren's doch damals bei Tauroggen . . ."

Yorcks Gesicht wurde plötzlich sehr ernst. „Jawohl, das war ich — aber damals hat mir der Kopf verflixt zwischen den Schultern gewackelt, Herr Schulmeister!" Er bot ihm die Hand. „Leben Sie wohl, wenn wir uns morgen nicht mehr sehen!"

BLB Karlsruhe

Noch ein Händedruck, dann stieg General von Yorck wieder zu Pferde. Und hart und drohend waren seine Augen und hell und zornig seine Stimme, als er auf den Kapitän de Fronsac zuritt.

„Also er ist der Musjöh, der friedliche Dörfer in Brand steckt! Das ist der Krieg, nicht wahr?! Aber wir wollen euch Mordbrenner schon kriegen.

Er schob ihr mit zwei Fingern das Kinn in die Höhe.

Der Mann wird besonders gehütet," wandte er sich an einen der Offiziere, „solche Kerle haben zumeist noch anderes auf dem Kerbholz."

Ein paar Bewegungen des Bataillons folgten, dann wurden die gefangenen Franzosen in die Mitte genommen, und ohne Sang und Klang ging's hinter die Front. Neben dem Kapitän de Fronsac aber marschierte links und rechts ein Landwehrmann mit schußfertigem Gewehr.

Hans Wildling hatte während der letzten Worte des Generals scharf nach Ilse hinübergelugt. Der harte Ton mußte auch sie bis ins Innerste treffen; aber er war weit entfernt, Schadenfreude darüber zu empfinden. So, wie sie da drüben an der Mauer des Schulhauses lehnte, tat sie ihm in der Seele leid. Den alten Amtmann aber strafte er mit Verachtung; wenn er wenigstens noch etwas Mut gezeigt hätte; aber dieses Bild des Jammers reizte fast zum Lachen, wenn es nicht so traurig gewesen wäre.

Die höheren Offiziere wurden im Dorfe einquartiert, während die Truppen auf freiem Felde lagerten. Yorck wohnte bei einem der wohlhabenderen Bauern; den Vorschlag, bei dem Amtmann Pilatus Quartier zu nehmen, hatte er grob abgelehnt.

Kurz vor Mitternacht stand Hans Wildling vor dem General, um die Befehle für den folgenden Tag entgegenzunehmen, als der diensttuende Offizier eine Frau meldete.

„Nehme niemand mehr an! Soll sich fortscheren!" knurrte Yorck.

„Sie geht nicht, Euer Exzellenz, ich habe es bereits versucht!" sagte der Offizier, dem bei dem drohenden Donnerwetter des Gestrengen gar nicht behaglich zumute war.

„Geht nicht?!" fuhr Yorck auf; und dann plötzlich: „Lassen Sie sie eintreten! . . . Sie können bleiben, Wildling!"

Die Tür ging auf und eine Frauengestalt trat herein, deren Gesicht von einem Tuch völlig verhüllt war. Aber sogleich nach ihrem Eintritt nahm sie es ab und die beiden Männer erkannten — Ilse Pilatus.

Die schmalen Lippen des Generals kräuselten sich. „Ah, die Jungfer Amtmann," sagte er spöttisch.

Das Mädchen hatte inzwischen mit zitternden Händen die zusammengefaltete Schürze auseinandergenommen und zeigte den Erstaunten einige geringwertige Schmucksachen und ein paar Münzen.

„Was soll das, Jungfer?!" herrschte sie Yorck an.

Ueber Ilses Gesichtchen begannen die Tränen zu laufen. Und dann kamen stotternd und abgerissen die Worte: „Herr General — Sie haben heute mittag Ihrer schlechten Meinung von mir Ausdruck gegeben — damit Sie sehen, daß Sie sich getäuscht haben —" sie fing an zu schluchzen — „nehmen Sie das für die Soldaten — mehr hab' ich nicht . . ."

Der „eiserne Yorck" machte immer größere Augen, während Hans Wildling bald blaß und bald rot wurde. Es gab eine drückende Pause, während welcher die Tränen des Mädchens wie Bächlein liefen und stoßweises Schluchzen den Körper erschütterte.

Da huschte es plötzlich über das harte Gesicht des Generals wie Wetterleuchten und liebreich faßte er das weinende Ding um die Schultern.

„Mein liebes Kind, ich hab' dir wohl unrecht getan, aber der Schein war wider dich. Nun soll's vergessen sein. Aber dein bißchen Hab und Gut nimm nur ruhig wieder mit und sei bedankt dafür. Wir haben, was wir brauchen." Er schob ihr mit zwei Fingern das Kinn in die Höhe, daß er in ihre nassen Augen sehen konnte: „Aber einen Wunsch mögen Sie dem General Yorck erfüllen, und das soll gerade so viel gelten, wie das Gold und Silber da: werfen Sie aus Ihrem kleinen dummen Herzchen die welschen Gedanken heraus und halten Sie zu uns. Dann haben Sie Ihre Pflicht getan. Wollen Sie?"

Sie nickte nur heftig mit dem zerzausten Köpfchen und fing wieder an zu weinen. Da wurde es dem General unbehaglich.

„Lieber Wildling," meinte er, „vielleicht nehmen Sie sich ihrer an!"

So gingen die zwei selbander nach dem Hause

BLB Karlsruhe

des Amtmanns Pilatus, ohne ein Wort zu reden. Vor der Tür aber gab der Leutnant Wildling der neu erweckten Patriotin die Hand: „Gute Nacht, Ilse!“

Sie wollte auch etwas sagen, aber da kamen die dummen Tränen wieder und aufschluchzend stürzte sie in das Haus hinein.

In der Frühe des andern Tages stand die ganze Truppenmacht auf dem weiten Anger des Dorfes unter Gewehr. Auch die Kontingente

„Sei ruhig, Kind, und bleib brav!“

aus den umliegenden Dörfern waren zusammengezogen, und unabsehbar blitzte und blinkte es von Waffen.

Alles, was Beine hatte im Dorf, scharte sich um die versammelten Krieger. Auch der Amtmann Pilatus mit Frau und Tochter waren darunter. Während Herr David Christian Pilatus einen noch recht zerknirschten, aber doch immerhin zufriedenen Eindruck machte, sah seine Tochter sehr übernächtig und blaß aus. Dabei konnte sie es sich aber dennoch nicht versagen, nach der Stelle hinüberzuschielen, wo die schwarzen Lützowschen Reiter hielten.

Ein Klirren ging durch die Reihen und ein Klappern — die Truppen präsentierten. Mit lautem Morgengruß erschien General von Yorck vor der Front. Eine kurze, markige Ansprache folgte, dann das Kommando: „Helm ab!“

Die Flügelhörner setzten ein und durch die tiefe Morgenstille klang's feierlich aus Tausenden von Männerkehlen:

Vater, ich rufe dich!
Brüllend umwölkt mich der Dampf der Geschütze,
Sprühend umzucken mich rasselnde Blitze.
Lenker der Schlachten, ich rufe dich!
Vater, du führe mich!

Längst knieten die Zuschauer entblößten Hauptes auf dem Felde. Ein Schluchzen ging durch ihre Reihen, aber es war ein Weinen des Glückes. Eine tiefe Weihe lag über all den Menschen.

„Gewehr über — marsch!“

Mit schmetterndem Hörnerklang schwenkten die Bataillone ab, der Elbe zu — gen Frankreich . . .

Als der Leutnant Hans Wildling eben abreiten wollte, stahl sich plötzlich eine kleine kalte Hand in die seine, die den Zügel hielt, und niederblickend sah er in ein schmerzverzogenes Gesichtchen. Da stand die kleine Ilse Pilatus, rührend in ihrem Jammer und schön in ihrer Jugend.

„Hans, sei wieder gut — und — komm wieder . . .“

Dem schwarzen Reiter wurde seltsam ums Herz; all der Trotz, der darin gelegen, verging wie Schnee vor der Frühlingssonne. Und still beugte er sich herunter und streichelte ihr leise die verweinten Backen.

„Sei ruhig, Kind, und bleib brav!“ Dann gab er dem Pferd die Sporen und jagte seiner Truppe nach.

Aber noch einmal hielt er. Da stand am Kreuzweg der alte Schulmeister Gotthelf Wildling und wartete auf seinen Sohn. Mit innigem Druck schüttelten sie sich die Hände und der Alte sah staunend in das freudig-ernste Gesicht seines Sohnes.

„Bub, was ist dir widerfahren?“

Der schwarze Reiter neigte tief den Kopf.

„Etwas Sonderbares, Vater: der zwiefache Feind ist nicht mehr!“

Und als der Alte immer verwunderter guckte, lachte er hellauf: „Ich hab' nur noch einen und der steht über dem Rhein . . .“

Und fort war er.

* * *

Der gute Rat des „eisernen Yorck“ hat sich später glänzend bewährt. Das war, als der Leutnant Wildling anno vierzehn nach Werdenberg zurückkam. Erfahren hat's der General wohl zwar nie, aber das „Franzosenlieb“ hatte sich so gewandelt, daß der spätere Medikus Doktor Hans Wildling es nicht verschmähte, ein Jahr darauf mit ihm fröhliche Hochzeit zu machen. Der zwiefache Feind war besiegt.

Die verhängnisvolle Stunde.

Von Felix Wolf.

„Es geschehen noch Zeichen und Wunder,“ sagte Frau Eberhard Meyer Witwe, als ihr sonst so ruhig, stolz und gemessen auftretender Zimmerherr, Arnold Müller, eines Tages singend und johlend wie ein bezechter Studio nach Hause kam.

Herr Arnold Müller, seines Zeichens Notariatsschreiber, wohnte schon seit acht Jahren bei der

alten Dame, so daß sie mit seiner Lebensführung, seinen Gewohnheiten und Allüren vollkommen vertraut war.

Im Sommer und im Winter, ob es schneite, regnete, donnerte oder blitzte, erhob sich Herr Arnold, wie Frau Meyer in mütterlicher Vertrautheit ihn immer nannte, morgens Schlag halb sieben von seinem Lager. Mit Hosen, Socken und Schlappschuhen angetan, begab er sich an den Waschtisch, um den ganzen Oberkörper einer gründlichen Reinigung zu unterziehen. Nachdem er Gesicht und Hände sauber gewaschen und den Rücken mit dem erquickenden Naß bespült und ausgiebig frottiert, die dichten, schwarzen Haare gekämmt und das Schnurrbärtchen kühn nach oben gedreht hatte, zog er sich vollständig an, setzte sich dann an den runden, stets mit einem blendend weißen Teppich belegten Tisch und — klingelte.

Dies war der Moment, in dem sie, Frau Eberhard Meyer Witwe, mit dem dampfenden Kaffee, zwei Semmeln und einem freundlichen: „Guten Morgen, Herr Arnold!“ bei ihm eintrat.

Mit einem: „Danke, Frau Meyer! Wünsche gleichfalls guten Morgen!“ machte sich Herr Arnold ans Frühstück, um zwanzig Minuten vor acht sich auf den Weg nach dem Bureau zu begeben. Zwanzig Minuten nach zwölf kam er zu Tisch, und abends punkt acht Uhr, Sommer wie Winter, nach Hause, die Sonntage ausgenommen, an denen er erst um zehn Uhr, aber keine Minute später, sich einstellte.

Sie setzte sich auf die Küchenbank.

Und dieser pedantisch exakte Herr Arnold kam nun nachmittags schon um vier Uhr und dazu noch singend und johlend nach Hause. Das mußte seinen besonderen Grund haben. Ob eine Verlobung, eine Dienstbeförderung oder gar ein Lotterieglück die Ursache dieses außergewöhnlichen Gebarens war — Frau Eberhard Meyer Witwe, in bezug auf Neugier allen Töchtern Evas auffallend ähnlich, hätte es gar zu gerne gewußt.

Sie hätte Herrn Arnold gerne über den Grund seines auffallenden Wesens befragt. Aber dieser, trotz seiner geringen Löhnung stolz wie ein Spanier, liebte die Beantwortung solcher Fragen nicht. Einmal hatte sie sich eine ähnliche Frage erlaubt, war aber ganz eklig von dem jungen Herrn abgeputzt worden. „Frau Meyer,“ hatte er damals zu ihr gesagt, „wenn wir künftig gute Freunde bleiben sollen, dürfen Sie sich nicht mehr um meine Angelegenheiten kümmern, als es zur Verrichtung Ihrer Obliegenheiten unumgänglich nötig ist.“

Seither hatte sie ihn nie mehr um etwas befragt, was außerhalb ihrer Dienstobliegenheiten war. Heute, wo der junge Herr so ausnahmsweise lustig war, hätte sie vielleicht eine freundliche, aufklärende Antwort erhalten. Vielleicht, aber eben nur vielleicht. Eine Gewißheit hatte sie nicht, und der Gefahr, noch einmal in ähnlicher Weise abgeputzt zu werden, wollte sie sich doch nicht aussetzen!

Dafür setzte sie sich auf die Küchenbank, dorthin, wo sie von ihren Zuträgerinnen die Stadtneuigkeiten zu empfangen, ihre Kombinationen zu machen und ihre Träume an der Hand des Traumbuches zu deuten pflegte.

Wie immer, wenn sie ein großes Werk vorhatte, setzte sie sich die weiße, im Eifer des Geschäftes nicht selten in schiefer Richtung verrückte Spitzenhaube zurecht. Dann putzte sie die Brille und setzte sie auf die lange, etwas gebogene Nase, damit ihre unter buschigen Brauen blinzelnden grauen Augen der Welt und den Lauf der Dinge mehr auf den Grund sehen konnten.

In dieser Weise verehrwürdigt und optisch ausgerüstet, zog sie das faltige Gesicht in die Länge, legte den Zeigfinger der welken Rechten an den Daumen der Linken und sagte: „Das große Los — ich glaub' nicht, daß er's gewonnen hat. Ich zweifle überhaupt, ob er ein Los hat. Bei seiner an Geiz streifenden Sparsamkeit glaube ich nicht, daß er jemals Geld für ein solches ausgegeben hat. Und verlobt,“ fuhr sie, an den Fingern weiter zählend fort, „ich wüßte nicht, mit wem. Hab' noch nie bemerkt, daß er mit einem Mädel etwas zu tun hatte.

BLB Karlsruhe

Aber freilich, stille Wasser gründen tief, und Herr Arnold wär' der letzte, der solche Angelegenheiten durch einen Fanfarenbläser publik machte. Möglich wäre es also immerhin, daß er sich im geheimen so was Süßes zugetan hätte, aber nicht wahrscheinlich. Mit dem Avancement im Dienst kann es auch nicht weit her sein; denn seine Vordermänner leben noch, und daß man alte, vertraute und im Dienst ergraute Männer eines jungen Menschen wegen zurücksetzt, das gibt's denn heute doch so oft nicht mehr."

Im Begriff, ihre Vermutungen noch weiter auszuspinnen, setzte Frau Eberhard Meyer Witwe endlich den Zeigefinger der Rechten an den Ringfinger der Linken, als sie durch einen schrillen Ton, den, wie sie wohl wußte, die Schelle ihres Zimmerherrn von sich gab, aufgeschreckt wurde.

Frau Meyer war sonst nichts weniger als furchtsam, im Gegenteil ein wenig „rauhbauzig", wie die Leute sagten. Aber im Verkehr mit ihrem Zimmerherrn befliß sie sich eines sehr anständigen Tones und suchte allen seinen Wünschen möglichst entgegenzukommen. Nicht etwa, weil sie ihn besonders liebte, sondern weil sie ihn durch ein schroffes Benehmen zu verlieren fürchtete. Das wäre ihr sehr gegen den Strich gegangen. Sie bezog seit dem Tode ihres Mannes eine kleine Pension, zum Leben zu wenig, zum Sterben zu viel, und war daher auf einen kleinen Erwerb zwingend angewiesen. Einen so soliden und pünktlich zahlenden Zimmerherrn aber, wie Herr Arnold einer war, das verhehlte sie sich nicht, hätte sie so leicht nicht wieder bekommen.

So strich sie sich denn eilig die Haare glatt, fuhr mit der Hand auch glättend über die Schürze und eilte, sich nach den Wünschen ihres Zimmerherrn zu erkundigen.

„Frau Meyer," sagte dieser, „Sie haben wohl die Güte, mein schwarzes Feiertagsgewand und die Stiefeletten einer Nachreinigung zu unterziehen. Ich weiß ja, daß Sie meine Sachen immer schön sauber halten, aber heute, ja heute soll mein Gewand eben tadellos, ganz tadellos sein."

„Da gehen Sie wohl noch irgendwo zu einer Hochzeit?" wagte Frau Meyer zu fragen.

„Das gerade nicht, Frau Meyer," entgegnete Herr Arnold, gut gelaunt, wie er war, heute außerordentlich freundlich. „Aber zu einer Verlobung könnte es reichen. Wie Sie wissen und bezeugen können, hab' ich mich immer eines sehr soliden Lebenswandels beflissen. Das ist denn auch den maßgebenden Bürgern unseres Städtchens nicht verborgen geblieben. Infolgedessen wurde ich zum Ratschreiber vorgeschlagen, und heute morgen hat mir der Bürgermeister eröffnet, daß ich das einträgliche Amt mit Beginn des nächsten Jahres übernehmen könne. Die Stelle trägt 2000 Mark pro Jahr und außerdem freie Wohnung und nicht zu verachtende Nebeneinnahmen."

„So wär' denn mein Nestchen gebaut," fuhr Herr Arnold mit dem Ausdruck behäbiger Befriedigung fort. „Daß ich darin aber auch ein Weibchen haben möchte, werden Sie als weltbewanderte Dame begreifen. Mich eines solchen zu versichern, gehe ich nun heute abend aus."

So viel und so freundlich hatte Herr Arnold noch nie mit Frau Eberhard Meyer Witwe gesprochen. Es tat ihr ordentlich wohl, daß er einmal aus seiner Reserve herausgetreten war. Aber so gerne sie es auch gewußt hätte, ihn nach dem Gegenstande seiner Anbetung zu fragen, wagte sie doch nicht; denn Herr Arnold haßte nichts so sehr als die Neugier, und leicht hätte sie durch eine solche Frage seine gute Laune, die ihr so wohltat, verderben können. Und überdies: wer einmal A sagt, sagt in der Regel auch B, und wenn er sie heute nicht völlig aufklären wollte, täte er's doch gewiß morgen oder übermorgen. Also abwarten.

„Herr Arnold," sagte sie, „obwohl ich durch Ihre Beförderung die Geschädigte bin, weil Sie ausziehen müssen, wünsche ich Ihnen doch von ganzem Herzen Glück zu Ihrem Avancement. Ich bin auch fest davon überzeugt, daß der Gemeinderat eine gute Wahl getroffen hat; denn einen Geeigneteren hätte man zu diesem Amte in unserem Städtchen gewiß nicht finden können. Aber nun will ich mich auch tummeln, damit Sie sauber und elegant zu der Erwählten Ihres Herzens kommen. So weit ich Ihren Geschmack kennen gelernt habe, glaube ich annehmen zu dürfen, daß Sie sich gewiß etwas Sauberes ausgesucht haben?"

„Sie werden sie ja noch kennen lernen," entgegnete lächelnd Herr Arnold, „für heute genügt es, wenn ich Ihnen sage, daß Sie mit Ihrer Vermutung nicht so ganz neben das Ziel gekommen sind; denn mein Schatz ist nicht nur sauber, sondern bildsauber."

Frau Meyer merkte, daß heute nichts mehr aus ihm herauszubringen sei. Sie nahm daher das erwähnte Feiertagsgewand, um es nach Herrn Arnolds Anweisung tadellos, ganz tadellos zu reinigen.

Herr Arnold aber frisierte sich heute noch sorgfältiger als sonst. Die Haare wurden tunlichst gekräuselt, das Schnurrbärtchen kühn nach oben gedreht, nicht, weil es ihm auf diese Art besser stand, sondern der Mode wegen, die ja bekanntlich bei allen schwachen Seelen den Ausschlag gibt.

Eine volle Stunde dauerte es, bis Herr Arnold vom Sitz des Stehkragens, der Krawatte, des Anzuges und von seiner Frisur befriedigt war. Dann aber sah er einem vollendeten Stutzer nicht unähnlich, und Frau Meyer meinte,

BLB Karlsruhe

wenn er in diesem Aufzug nicht gefalle, dann wüßte sie keine Hilfe mehr; denn daß er nun einem Prinzen Konkurrenz machen könnte in bezug auf Noblesse, das müßte doch der blasse Neid gelten lassen.

„Sie schmeicheln," entgegnete Herr Arnold lächelnd. „Indessen ist es ja wahr, daß Kleider

Eine Stunde dauerte es, bis Herr Arnold vom Sitz des Stehkragens befriedigt war.

Leute machen. Ein feiner Anzug hebt den Mann, vorausgesetzt, daß er ihn mit Eleganz zu tragen weiß."

Damit zwirbelte er noch einmal das widerspenstige Schnurrbärtchen, das sich in unbegreiflicher Bescheidenheit immer wieder nach unten drängte. Als es aber unter Anwendung von Bartwichse in die gewünschte Stellung gebracht war, griff Herr Arnold zu Hut und Stock und meldete seiner Hausfrau, daß es heute ausnahmsweise einmal 11 Uhr oder noch später werden könne, bis er nach Hause komme.

Den goldenen Zwicker auf der Nase, eine Nelke im Knopfloch und tausend Pläne im Kopf, tänzelte Herr Arnold dann durch die Hauptstraße des kleinen Landstädtchens, in dessen Stab er nun bald aufgenommen werden sollte.

Diese künftige Würde, so meinte er, sollten ihm die Leute jetzt schon ansehen. Er äugte daher nach links und rechts, um sich zu überzeugen, ob ihm auch die gebührende Bewunderung zuteil würde. Er hatte auch die Genugtuung, die Augen mancher Schönen auf sich gerichtet zu sehen. Ja, es gab schwarze, braune und blaue Augen, die ihn nicht allein mit Interesse, sondern auch mit sichtlichem Wohlgefallen betrachteten.

Weniger Notiz nahmen die Männer von ihm, und wo es doch geschah, konnte er nicht selten einem spöttischen Lächeln begegnen. Das entsprang aber wohl nur dem Neid, und der tat Herrn Arnold keineswegs weh. Er trug vielmehr noch zur Hebung seines nicht geringen Selbstbewußtseins bei; denn der Neid, so hatte sein bisheriger Chef, Herr Notar Greiner, mehr als einmal gesagt, darf uns niemals ärgern. Er ist nur der Beweis, daß wir etwas sind oder etwas haben, und zehnmal besser sind wir daran, wenn wir den lieben Mitmenschen Anlaß zum Neide geben, als wenn wir um deren Mitleid betteln müssen.

Diese Meinung seines Chefs teilte Herr Arnold vollkommen. Unbekümmert um die hämischen Blicke, die ihm ob seiner Stutzerhaftigkeit da und dort einer zuwarf, strebte er stolz und gravitätisch nach dem Ausgang des Städtchens. Dort standen, idyllisch in duftende, schattige Gärten hineingebaut, die kleinen, aber zierlich und villenartig gebauten Häuser der, wir wollen nicht sagen besseren, aber doch vermöglicheren Bürger des Städtchens.

Das schönste dieser Häuser gehörte dem Gerbermeister Wirsing, der sich schon seit einer Reihe von Jahren ins Privatleben zurückgezogen hatte. Er war ein äußerst solider und dazu noch sehr frommer Mann, der mit seinen reichen Mitteln seinen mit dem Gerichtsvollzieher im Kampfe liegenden Mitmenschen nicht ungern beizustehen pflegte. Böse Zungen behaupteten zwar, daß sich seine christliche Nächstenliebe und Hilfsbereitschaft bloß auf solche erstrecke, die ihm siebenfache Sicherheit zu bieten und insgeheim sechs bis sieben Prozent Zinsen zu bezahlen vermochten. Stellte man ihm vor, daß ein solches Geschäftsgebaren mit seinem so sehr zur Schau getragenen Christentum wenig im Einklang stehe, dann nahm er die silberne Dose aus der Tasche, gab der spitzen, stets schnuppernden Kupfernase eine Prise, lächelte überlegen und sagte mit der menschenfreundlichsten Miene von der Welt: „Ihr hättet recht, wenn Ihr recht hättet, lieber Herr Nachbar. Aber Ihr habt nicht recht, weil Ihr die Sache nicht versteht. Bei diesen schlechten Zeiten ist das Geldausleihen immer riskiert. Man verliert nicht selten Kapital und Zinsen" — das war aber ihm, dem vorsichtigen Manne, noch nie passiert — „und so ist es nur natürlich, wenn man ein bißchen genau auf seine Sache sieht." —

Durch seine Geldgeschäfte kam Herr Wirsing nicht selten mit dem Herrn Notar Greiner und dessen Schreiber, Herrn Arnold, in Berührung. und schon oft hatte der letztere Herrn Wirsing geschäftlich in dessen Villa besuchen müssen.

BLB Karlsruhe

Er tat dies um so lieber, als er dabei mit Herrn Wirsings Tochter, mit Fräulein Elisabeth, die er sonst nur in respektvoller Entfernung hatte bewundern dürfen, näher bekannt wurde.

Und Elisabeth? Infolge ihres abgeschlossenen Lebens war sie etwas zimperlich und prüde, sonst aber ein gemütliches, der Welt und ihren Freuden nicht gerade abgewandtes Menschenkind. Wenigstens gefiel ihr Herr Arnold auf den ersten Blick besser als die alte, knorpelnasige Lise, mit der sie das Hauswesen des Vaters leitete.

„Nehmen Sie gefälligst Platz, Herr Arnold," hatte sie bei seinem ersten Besuche gesagt, „Papa wird bald aus der Frühmesse, die er immer zu besuchen pflegt, zurückkommen."

Herr Arnold folgte der freundlichen Einladung, und die Unterhaltung mit dem frischen Kinde behagte ihm so, daß die Anlässe zum Besuch in der „Villa" in der Folgezeit immer zahlreicher wurden. — Es dauerte auch gar nicht so lange, und die beiden waren so weit, daß sie sich gemütlich duzten. Der Herr Arnold wurde zu einem „lieben Arnold" umgestempelt und Fräulein Wirsing in eine „liebe Elisabeth" oder gar in ein „süßes Bethchen" verwandelt.

„Ach, Bethchen, liebes, süßes," hatte Herr Arnold eines Tages gesagt, „wenn nur unsere Verhältnisse nicht gar so sehr voneinander abwichen, ich würde noch heute bei deinem Vater um dich anhalten; denn ein Leben ohne dich — ich kann es mir gar nicht mehr ausdenken. Ich wollte, daß du arm wie eine Kirchenmaus wärst, dann stünde unserer Verbindung nichts im Wege. Aber so. Ich glaube nicht, daß dein Vater je seine Einwilligung geben wird."

Das war gewiß ganz hübsch gesagt, aber der Wahrheit entsprach es doch nicht so ganz. Herr Arnold hätte Bethchen allerdings gerne geheiratet, aber doch mehr seines schönen Vermögens wegen als um seiner selbst willen. Bethchen war ja ein recht munteres, gutmütiges Geschöpfchen, aber körperlich doch nicht so sehr bevorzugt, daß es einen jungen Mann von der Gattung Arnolds besonders für sich hätte einnehmen und entflammen können. Wäre es nicht des reichen Wirsings Tochter gewesen, dann würde es Herr Arnold kaum beachtet haben.

Bethchen, das liebende Bethchen aber nahm seine Worte für bare Münze und war durch sie im tiefsten Grunde des Herzens beglückt.

„Arnold, lieber Arnold," sagte es, „du siehst dir die Sache denn doch etwas zu düster an. Mein Vater sieht zwar auf Stand und Rang, er liebt auch das Geld. Ueber alles aber liebt er doch mich, und ich bin fest überzeugt, daß er mich des Geldes wegen nicht unglücklich machen wird. Ich wüßte im Städtchen auch keinen jungen Mann, der höher in seiner Gunst stünde als du. Schon oft hat er dich deines Fleißes, deiner Geschicklichkeit und vor allem deines soliden Lebenswandels wegen gerühmt. An dir selbst hat er gewiß nicht das geringste auszusetzen. Nur der gering besoldete Notariatsschreiber ist ihm im Wege, und so lange du über diesen Posten nicht hinaus bist, darfst du auch nicht bei ihm um mich anhalten. Das würde alles verderben. Aber du hast ja Gönner und Freunde, die dich, falls einmal eine passende Stelle zu vergeben ist, gewiß nicht vergessen werden. Also abwarten und Geduld haben, lieber Arnold. Wir sind ja beide noch jung."

Und Herr Arnold hatte gewartet. Drei lange Jahre war er dem Bethchen zu Lieb und Ehr gelaufen. Nun aber hatte er den Ratschreiber in Sicht, und die Möglichkeit, noch einmal an die Spitze der Gemeinde gestellt zu werden, war gar nicht ausgeschlossen. Ohne vermessen zu erscheinen, konnte er nun bei Bethchens Vater um die Hand der Geliebten anhalten. Er konnte es um so eher, als er wohl wußte, daß ihm Bethchen schon tüchtig vorgearbeitet hatte.

Freudig erregt, mit klopfendem Herzen und elastischen Schritten ging er über den mit weißgelbem Kies bestreuten Gartenweg, der zu dem traulich gelegenen Heim der Geliebten führte. Hastig, wie er es noch nie getan, zog er an dem goldglänzenden Glockenzuge.

Er brauchte auch nicht lange zu warten. Denn kaum war der schrille Ton der Hausglocke im Korridor verklungen, da öffnete sich die Türe, und Bethchen, das liebe Bethchen selbst erschien, um ihn zu begrüßen und hinein in die Stube zu geleiten.

„Was denkst du wohl," sagte er dort, „was ich dir heut für eine Neuigkeit bringe?"

„Eine Neuigkeit, von der ich schon heute morgen unterrichtet wurde," entgegnete Bethchen lächelnd. „Du willst mir doch gewiß nur sagen, daß du zum Ratschreiber vorgeschlagen bist?"

„Freilich wollt' ich dir das sagen. Aber woher weißt du es denn schon?"

„Von meinem Vater, Liebster, der dich auf dem Rathause selbst für das wichtige Amt vorgeschlagen hat."

„Was, deinem Vater verdanke ich es, daß ich endlich einmal aus der mir so wenig zusagenden und so wenig lohnenden Stellung bei Herrn Greiner loskomme?"

„In der Hauptsache, ja, verdankst du es ihm. Uebrigens waren auch die andern Gemeinderäte dir günstig gestimmt."

„Also ich werde Ratschreiber, und dann . . ." —

„Dann werde ich wahrscheinlich Ratschreiberin, vorausgesetzt, daß der Herr Ratschreiber hält, was er als Notariatsschreiber versprochen hat."

„Er wird es halten, das Wort, das er dir gegeben, Bethchen, er wird es sehr gerne halten; denn warum? Weil ich einen liebern Schnucker doch auf Gottes Erdboden nicht mehr finden könnt'!"

Bethchen machte ihrem lieben Arnold ein

ähnliches Kompliment, und eben gingen sie daran, ihren Beteuerungen durch gegenseitiges Küssen das bindende Siegel aufzudrücken, da wurde die Türe aufgemacht und herein trat Herr Wirsing, Bethchens Vater.

„Sie hier, Herr Arnold?“ fragte er scheinbar überrascht. „Wahrscheinlich im Auftrage Ihres Chefs, des Notars?“

„Nein, Herr Wirsing. Diesmal kam ich in eigener Sache. Leider waren Sie ausgegangen, als ich kam.“

„Nun,“ entgegnete Herr Wirsing lächelnd, „wie mir scheint, haben Sie sich trotzdem gut unterhalten. Aber nun: was wünschen Sie von mir?“

„Erstens möcht' ich Ihnen danken, Herr Wirsing, daß Sie meine Beförderung im Gemeinderat befürwortet haben. Zweitens möcht' ich Sie um das bitten, um was ich Sie schon lange gern gebeten hätte: um die Hand Ihrer Tochter.“

Herr Wirsing hatte das Getändel der beiden schon längst beobachtet, und mehr als sie glaubte, wußte er, wie es um das Herz der Tochter stand. Er hatte allerdings andere, weiter reichende Pläne mit ihr gehabt und hätte sie zweifellos einem der angesehensten Bürger verheiraten können. Nun sie aber selbst gewählt hatte, wollte er ihr, seinem einzigen Kinde, keinen Zwang antun. Ueberdies glaubte er, daß sie bei diesem soliden, peinlich exakten und strebsamen Menschen, der, wenn man ihm etwas zu Hilfe käme, noch einmal eine Rolle spielen könnte im Städtchen, sehr gut aufgehoben wäre. Das Zeug hatte er dazu. Aus diesem Grunde hatte er ihn auch zum Ratschreiber vorgeschlagen.

Er ließ sich also nach Arnolds Worten auf einen der vorhandenen Polstersessel nieder. Dann zog er, wie immer, wenn er ein großes, bedeutsames Werk zu unternehmen hatte, die große, silberne Schnupftabakdose aus der Tasche, nahm behaglich und bedächtig eine Prise und sagte: „Wie ich soeben gesehen, ist Bethchen mit Ihren Wünschen einverstanden. Denn was sich nicht liebt, küßt sich nicht. Ihr bisher so solider Lebenswandel bürgt mir dafür, daß ich mein Kind, wenn ich euren Wünschen entgegenkomme, keinem Unwürdigen gebe. Ich erkläre mich also mit der Sache einverstanden. Aber mit der Verlobung wollen wir noch warten, bis Sie Ihre neue Stelle im Rathaus angetreten haben.“

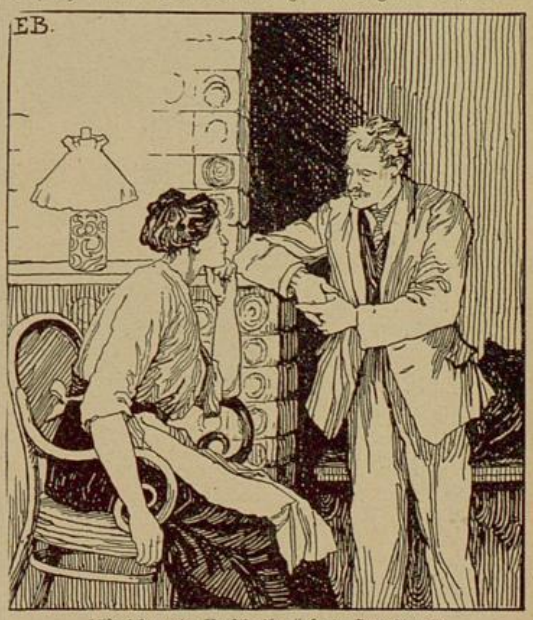
„Und du wolltest wirklich, Vater?“ fragte Bethchen, indem sie ihrem Erzeuger überglücklich an den Hals flog. „O, gerne, sehr gerne unterwerfen wir uns deinen Bedingungen, wenn du nur in der Hauptsache mit uns einverstanden bist.“

„Ich hab's ja gesagt, Schmeichelkatze, kleine,“ sagte Herr Wirsing, indem er sich sachte aus den Armen der Tochter zu lösen suchte. „Nun aber wichse auch etwas auf, damit wir noch ein Stündchen gemütlich beisammen sein und die Angelegenheit richtig besprechen können.“

Das ließ sich Bethchen natürlich nicht zweimal sagen. Sie war ja so glücklich, daß sie dem Geliebten, wie sie es heimlich schon oft getan, nun auch frei und offen, unter den Augen des Vaters, etwas vorsetzen durfte. Einige Minuten, und der Tisch war mit dem Besten, was das Haus zu bieten vermochte, gedeckt.

Und Herr Arnold? Er ließ sich natürlich die mit so viel Anmut und Liebe gebotenen Gaben schmecken und wurde nicht müde, Herrn Wirsing für sein freundliches Entgegenkommen zu danken.

Es schlug schon elf, als er sich endlich von den ihm nun so nahestehenden Menschen verabschiedete und in bester, noch nie dagewesener Stimmung auf den Heimweg machte. Und wenn er, wie er das sonst immer zu tun pflegte, heimgegangen wäre, wäre ihm gewiß nichts Schlimmes widerfahren. Sein Schicksal aber wollte es, daß er einem alten Freunde, einem Schulkameraden, begegnete, der ihn noch zum Besuch eines Weinlokals zu bewegen wußte.



„Also ich werde Ratschreiber,“ sagte Herr Arnold.

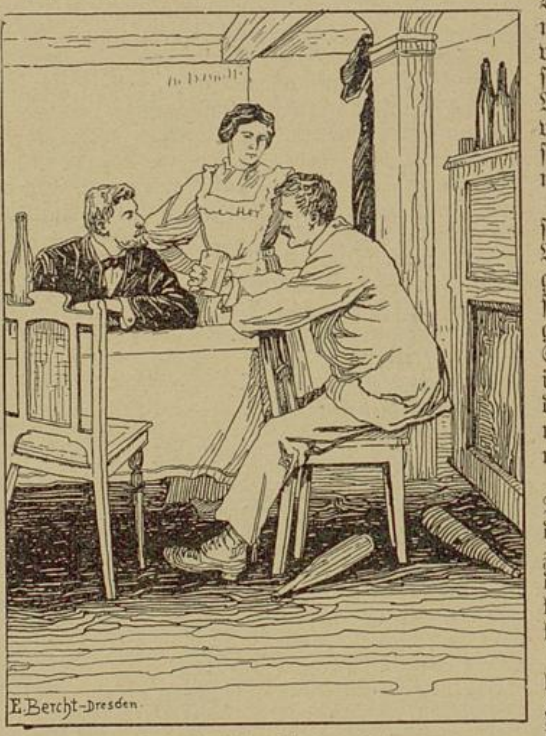
Zu jeder andern Zeit würde er einen derartigen Versucher weit von sich gewiesen haben. Aber heute — er hatte bei der Geliebten, wenn auch nicht gerade zuviel, doch immerhin etwas über den Durst getrunken. Er war also in angeheiterter Stimmung und überdies über die guten Aussichten, die sich ihm an diesem Tage eröffnet hatten, so glücklich, daß er keinem Menschen etwas abschlagen konnte. Aus Gefälligkeit und nicht in der Absicht, sich am Weine noch besonders gütlich zu tun, ging er mit dem ehemaligen Schulkameraden.

BLB Karlsruhe

Dieser aber, der sich schon oft über die Reserviertheit und Zurückgezogenheit seines ehemaligen Kameraden geärgert hatte, beschloß, ihm jetzt, da er ihn einmal dranbekommen, einen Tüchtigen anzuhängen. Er bestellte zu Ehren des Freundes, wie er sagte, eine Flasche vom Besten.

Der starke Wein stieg dem des Trinkens ungewohnten Notariatsschreiber zu Kopfe; er beraubte ihn der klaren Besinnung, und in diesem Stadium tat er dann alles, wozu ihn sein „guter Freund“ und dessen Helfershelferin, die Kellnerin, eine noch junge Witwe, die heute als Aushilfe hier war, verleiteten. Es ist ja nichts Seltenes, daß Leute, die sich sonst eines nüchternen Lebenswandels befleißigen und von Natur sehr ruhig sind, unter der Wirkung des Alkohols völlig außer Rand und Band geraten.

So war es auch hier. Der Notariatsschreiber, sonst so ernst und gemessen, so exakt und zurückgezogen, schlug in seinem Dusel förmlich über die Stränge. Er trank und trank immer mehr; er sang und brüllte; er schlug Flaschen und Gläser entzwei; er gebärdete sich wie ein Wilder und sein guter Freund und die Kellnerin, die ihn in diesen Zustand versetzt hatten, hatten nun alle Ursache, für ihr Leben zu fürchten. Es blieb ihnen schließlich nichts anderes mehr übrig, als die Polizei zu holen.



Er trank und trank immer mehr.

Diese aber, als sie ihn beschwichtigen und zur Ruhe weisen wollte, kam bei dem Herrn Notariatsschreiber schön an. Er überschüttete die Polizei mit einer Flut von unflätigen Worten, und als sie infolgedessen zu seiner Verhaftung schreiten wollten, schlug er dem einen eine Doppelliterflasche auf den Kopf, während er den andern gar mit dem in der Schenke befindlichen Tranchiermesser bedrohte.

Nur mit größter Mühe vermochten sie den rasenden Menschen zu bewältigen und in den Arrest abzuführen.

Dort erholte er sich allerdings bald wieder von seinem Dusel. Allein die Folgen seiner Aufführung waren für ihn wahrhaft schrecklich. Nicht allein, daß er dem Wirt den ihm an Gläsern und Möbeln zugefügten Schaden vergüten mußte, hatte er auch wegen seiner Renitenz gegen die Polzei vor Gericht zu erscheinen.

Der Polizist, dem Herr Arnold die Doppelliterflasche auf den Kopf geschlagen, war schwer verwundet und konnte erst nach achtwöchiger, sorgfältiger Behandlung das Bett verlassen. Das Gericht ließ zwar in Anbetracht der bisherigen guten Führung des Angeklagten die größtmögliche Milde walten, erkannte aber doch auf eine dreimonatige Gefängnisstrafe.

Die Verbüßung dieser Strafe war sauer, aber noch saurer, geradezu niederschmetternd war das, was ihr folgte. Herr Wirsing, Bethchens Vater, wollte von ihm nichts mehr wissen und verwies ihm allen Ernstes das Haus. Einen Menschen, der sich so vergesse und so skandalös sich aufführe, wolle er nie und nimmermehr als Schwiegersohn, schrieb er ihm. Und Bethchen, das sonst so gutmütige Bethchen, schaute Herrn Arnold gar nicht mehr an. Sogar die Briefe, die er ihr schrieb, kamen unter dem Postvermerk: „Annahme verweigert,“ immer wieder zurück.

Das Skandalieren und Trinken hätte Bethchen dem Geliebten noch verziehen, aber daß er die dicke Lis, die Aushilfskellnerin, wie es stadtkundig wurde, geküßt und herumgedrückt hatte, das war für ihr Herz empörend. Das konnte, das durfte sie nicht verzeihen, wenn sie nicht um alle Selbstachtung kommen wollte. Kurz, das Band war zerrissen, und ein Zusammenflicken gab es nicht mehr.

Aber auch der Ratschreiberposten, den Herr Arnold in Aussicht hatte, ging ihm verloren; denn die Stadtbehörde war der Ansicht, daß man einen mit Gefängnis bestraften Menschen um so weniger mit diesem Amte betrauen dürfte, als der Bewerber um dasselbe noch viele da waren. Die Stelle, die Herr Arnold bei Herrn Notar Greiner innegehabt, war während seiner Haft ebenfalls besetzt worden, und so stand denn der junge Mensch, der sein Lebensschiffchen schon im sichern Hafen zu haben glaubte, einer einzigen stürmischen Stunde wegen brotlos auf der Straße.

Hier finden Sie alles was Sie brauchen!

Überzeugen Sie sich

und verlangen Sie die illustrierte Preisliste der Firma

August Stukenbrok, Einbeck

durch die anhängende Karte.

Bitte hier abtrennen

Mein Hauptkatalog ist das bedeutendste Nachschlagewerk der gesamten Fahrradbranche!

Bitte hier abtrennen.

Die Firma

Stukenbrok, Einbeck

steht seit mehr als 20 Jahren als leistungsfähigste Bezugsquelle an der Spitze der gesamten Fahrradbranche. Sie ist Lieferantin hoher und höchster Herrschaften des In- und Auslandes, für Armee und Marine, sowie viele Staatsbehörden, Post- und Eisenbahn-Verwaltungen, viele Anstalten, Vereinigungen usw.

Hochwertige Qualitäten zu mäßigen Preisen bei prompter und exakter Bedienung haben dem Hause Stukenbrok Weltruf erworben.

Nahezu 1¼ Million „Deutschland"-Fahrräder zur besten Zufriedenheit geliefert.

Tausende von freiwilligen Anerkennungen aus allen Kreisen.

Eigene Postpaket-Abfertigung im Hause.

Bei Ausfüllung der Adresse des Absenders 3 Pfg.-Marke, bei weiteren schriftlichen Mitteilungen 5 Pfg.-Marke.

An die Firma

August Stukenbrok

Vorteilhafteste Bezugsquelle für Fahrräder, Nähmaschinen und Sportartikel aller Art

Einbeck. K56

Jedes Deutschland-Fahrrad ist ein Musterrad, in Qualität ohnegleichen.

BLB Karlsruhe

Fahrräder in 38 verschiedenen Modellen von M. 49.- bis M. 161.-

Sprechapparate in 40 Modellen von M. 12.- bis M. 115.-

Sportartikel aller Art

Schallplatten in 3 verschied. Preislagen und größter Auswahl

Nähmaschinen in 78 versch. Ausführungen von M. 25.- bis M. 144.-

Pneumatik-Mäntel in 35 verschiedenen Sorten von M. 2.20 bis M. 13.50

August Stukenbrok, Einbeck

Größtes Versandhaus Deutschlands für Fahrräder u. Sportartikel.
Fabrik für Fahrräder und Fahrradteile.

Fahrradschläuche alle Größen, 12 verschiedene Qualitäten von M. 1.80 bis M. 6.-

Haushaltungsartikel für alle Verwendungszwecke

Spezialitäten:

Deutschland - Fahrräder und -Nähmaschinen, Teutonia - Prima-Pneumatiks, Artikel für Sport und Spiel, Uhren aller Art, Gold- und Silberwaren, Sprechmaschinen und Musikplatten, Photogr. Apparate, Automaterial, Waffen, Munition und Jagdartikel, Sportbekleidung, Leder-, Kurz- und Stahlwaren, Haushaltungs-Artikel, Toilette-, Reise- und Raucherutensilien, Elektrische Artikel, Sport- und Kinderwagen, Leiterwagen, Schlitten, optische Artikel, Musikwaren aller Art, Werkzeuge, Taschenfeuerzeuge, Spielwaren, Christbaumschmuck usw.

Stahl- u. Kurzwaren in nur besten Qualitäten

Fahrradersatzteile in größter Auswahl

Elektrische Artikel in größter Auswahl

Erstklassige Qualität! — Billigste Preise!

Reiseartikel in bewährten Qualitäten

Photogr. Apparate in nur bewährten Modellen von M. 6.50 bis M. 612.-

Wand-, Taschen-, Küchen- u. Hausuhren größter Auswahl

Wettermäntel, Sportbekleidung in dauerhafter Ausführung

Schmuckgegenstände aller Art

An die Firma **August Stukenbrok, Einbeck.**

Hiermit ersuche ich Sie um kostenfreie Zusendung Ihrer neuesten illustrierten Hauptpreisliste mit billigsten Preisen.

Name: .....

Stand: .....

Wohnort: .....

Adresse bitte recht deutlich ausfüllen!

Strasse: .....

Bestellungs-Postort: .....

Oberpost-direktions-Bezirk: ..... Provinz: .....

Falls augenblicklich kein Bedarf vorliegen sollte, so wollen Sie gefl. diese Karte für eine spätere Abforderung des Kataloges aufbewahren.

Wenn Sie eine in jeder Beziehung einwandfreie Ware kaufen wollen, so wenden Sie sich an meine Firma!

BLB Karlsruhe

Der Panamakanal.

Eine Standrede.

Und hat nach zuverlässigen Nachrichten im Culebra-Durchstich wiederum ein Felsrutsch stattgefunden, bei dem das abgerutschte und in das Kanalbett gefallene Gestein auf zwei Millionen Kubikmeter geschätzt wird. Wann der Kanal darnach wirklich betriebsfertig sein wird, läßt sich zur Stunde nicht übersehen. Jedenfalls dürfte die programmäßige Eröffnung eine bedeutende Verzögerung erleiden." —

Peter Fritz, der dicke Barbier, ließ das Zeitungsblatt sinken, woraus er die überraschende Nachricht laut vorgelesen hatte, und blickte sich mit unverhohlener Genugtuung unter den Gästen des runden Stammtisches im „Löwen" um.

„Da habt Ihr's gehört, Mannen, der halbe Kanal ist denen Amerikanischen wieder zugefallen. Ich glaube, der Kanal wird überhaupt nie fertig! — — Oder wißt Ihr's etwa wieder besser, Hinkender?"

Das Ende des Satzes war wesentlich zaghafter hervorgebracht, denn der Peter Fritz mochte sich auf sein Wissen noch so viel einbilden — vor dem Hinkenden hatte er immer noch gewaltigen Respekt und er mochte gegen dessen Meinung ungern sprechen. Der Hinkende aber schaute ein Weilchen prüfend in sein Glas. „Ihr fragt wieder mal mehr, Peter Fritz, als zehn andere beantworten können. Daß wir es gleich vorwegnehmen! Vor hundert Jahren hat ein deutscher Mann die Worte geschrieben: »Es ist für die Vereinigten Staaten durchaus unerläßlich, daß sie sich eine Durchfahrt aus dem mexikanischen Meerbusen in den Stillen Ozean bewerkstelligen, und ich bin gewiß, daß sie es erreichen.«"

„Der hat gut wahrsagen gehabt; dem tut jetzt kein Zahn mehr weh," suchte der Peter Fritz seine Lage zu verteidigen.

„Immerhin! 's ist der Goethe gewesen, der 's an den Eckermann, seinen Vertrauten, geschrieben hat," fuhr der Hinkende fort, „und wenn ein solcher Mann spricht, so wird am Ende was Wahres dran sein." —

Bedenklich wurde der Peter Fritz jetzt doch, aber so leicht gab er seinen Standpunkt noch nicht auf, trotz dem Goethe und dem Hinkenden zusammen.

„Sagt selber, Hinkender, die Geschichte des Kanals ist doch eine fortlaufende Kette von Unglück und Pech. Da ist erst der Lesseps gekommen, der Franzos. Derselbige, dem der Suezkanal so gut geglückt ist, und er hat sich an den Panamakanal herangemacht. Ich bin damals noch in die Schule gegangen ..... — Es muß so um 81 herum gewesen sein, und der Lehrer hat uns davon erzählt, daß der Lesseps jetzt den Panamadurchstich vorhat und daß man in sieben Jahren mit den größten Schiffen durch die Landenge quer wird durchfahren können. Und dann sind nicht sieben, sondern zehn Jahre vergangen, und eine Milliarde schönes bares Geld, die der Lesseps den Franzosen abgenommen hat, ist beim Teufel gewesen — und den Lesseps hat nur der Sensenmann davor bewahrt, daß sie ihn nicht eingesperrt haben. Vom Kanal ist noch nichts zu sehen gewesen, aber das Wort Panama hat auf einmal in der Welt so ein Geschmäckle gehabt, ein gallenbittres." —

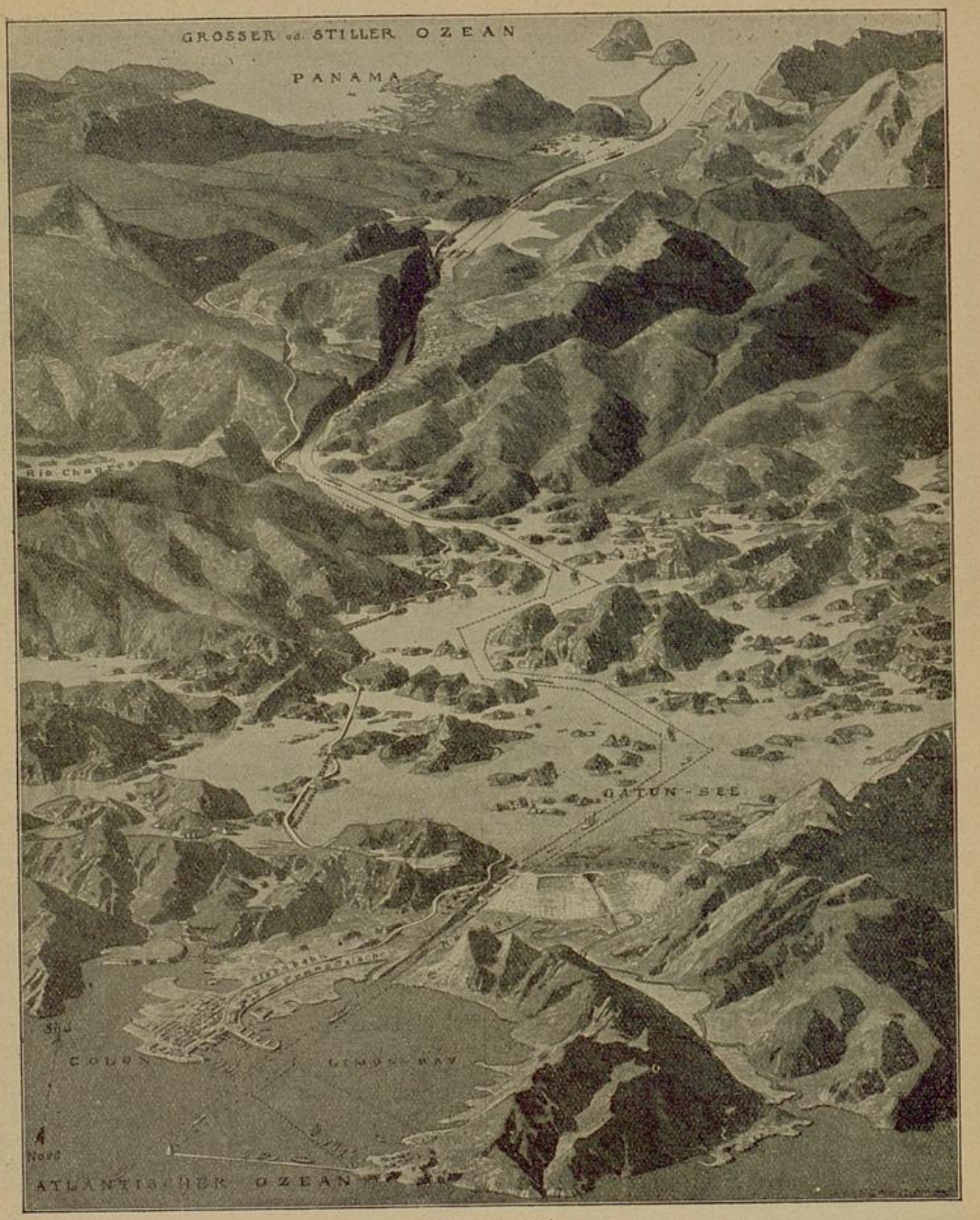
Der Hinkende hatte während dieser Rede — es war eine der längsten unsres Peter Fritz — gemächlich seinen Schoppen Markgräfler geleert und reichte das Glas dem Löwenwirt.

„Ein böses Geschmäckle, Peter Fritz; da habt Ihr recht. Sogar den Eiffel, den Erbauer des berühmten Turmriesen in Paris, hat man hinter Schloß und Riegel getan, weil verschiedene Millionen in andre Taschen gewandert sind, als wohin sie gehörten."

„Das war also die erste Milliarde," fuhr der Peter Fritz in seinem Vortrag selbstgefällig wieder fort. „Die haben die Franzosen bezahlt. Dann sind die Amerikaner drangekommen. Was denen die Sach' gekostet hat, darüber schweigen sie sich aus. Aber die Tatsache ist nicht zu leugnen, daß auch die nicht vom Fleck kommen. Haben sich erst zehn Jahre Zeit vorgenommen und wollten um 1910 fertig sein. Dann ist's 13, dann 15 geworden. Wir werden ja sehen, ob's stimmt. Was meine Wenigkeit betrifft, ich hab' meine Zweifel."

„Der Peter Fritz, ja das ist ein aparter, ein kritischer Kopf," sagte der Löwenwirt, während er dem Hinkenden einen neuen Schoppen hinstellte.

„Allzu scharf macht schartig," meinte bedachtsam der Angeredete. „So ganz unrecht hat er ja nicht, unser Peter Fritz. Bis jetzt ist die



Der Panamakanal.

Geschichte des Kanals tatsächlich eine Geschichte von Unfällen und Mißgeschicken. Aber lasset uns eins nicht vergessen: heute betreibt den Kanalbau nicht mehr irgendeine Gesellschaft, deren Mittel schließlich begrenzt sind und die auf eine gebührende Verzinsung der angelegten Gelder sehen muß. Die mächtige amerikanische Regierung selber steht hinter dem gewaltigsten Tiefbauunternehmen unserer Zeit. Für sie ist das Riesenwerk einfach eine Staatsnotwendigkeit. Eine solche

Macht braucht nicht auf Zinsen zu sehen und ihre Mittel sind praktisch unbegrenzt. Das gibt den Sachen am Ende doch ein anderes Gesicht."

Der Peter Fritz rückte unruhig auf seinem Stuhl hin und her. Die Langsamkeit der Amerikanischen war wirklich nicht zum Aushalten. „Warum dann aber diese ewigen Verzögerungen und Zwischenfälle! Schließlich ist es doch kein gar so großes Hexenkunststück, eine Landenge zu durchstechen, die etwa 75 Kilometer breit und an ihrer höchsten Stelle — nun, sagen wir 200 Meter hoch ist! Es muß doch aufs Komma auszurechnen sein: wenn man jeden Tag so und soviel Kubikmeter wegräumt und wenn das Jahr so und soviele Arbeitstage hat, dann muß der Kanal eben einfach in der und der Zeit fix und fertig sein. Da beißt die Maus kein' Faden ab!"

Der Hinkende ließ sich sogleich vom Löwenwirt die Billardkreide geben und begann auf dem Tisch zu malen. „Ganz so einfach, wie Ihr Euch die Sache vorstellt, ist sie nun doch nicht, Peter Fritz. Paßt auf! Ich will Euch die Landenge hier einmal hinmalen. Sie heißt auch der Isthmus, wenn Ihr den Namen behalten könnt, und obwohl sie Nord- und Südamerika verbindet, verläuft sie doch von Osten nach Westen, so daß der Durchstich selber ungefähr die Richtung von Süden nach Norden bekommt und das im Süden am Stillen Ozean liegende Panama mit dem im Norden am Atlantischen Ozean belegenen Colon verbindet. Ihr seht weiter, daß sich im Süden der Landenge, dicht am Stillen Ozean, ein recht unangenehmer Bergrücken entlangzieht, der eben bei Culebra durchstochen werden muß. Und weiter kommt von Osten her, von diesem Höhenzug herunter, ein Bergfluß, der Rio Chagres. Er sieht hier in meiner Aufzeichnung zwar recht harmlos aus, aber er ist ein äußerst unangenehmer Patron. Zur Zeit der Trockenheit habt Ihr es mit einem unbedeutenden Bergfluß zu tun, aber sobald die großen Regenfälle eintreten, wirft er Euch plötzlich Tausende und aber Tausende von Kubikmetern vom Gebirg her in die Ebene. Und dieser ungezogene Fluß kreuzt die geplante Kanalstrecke, die ich hier aufzeichne, um westlich von ihr bei Chagres in den Atlantischen Ozean zu münden."

Der Peter Fritz bestellte sich einen neuen Schoppen und betrachtete mit größter Teilnahme die Malerei des Hinkenden.

„Hm!" sagte er. „Hab' ich nicht gelesen, daß der Lesseps ins Tal des Rio Chagres einfach einen mächtigen Damm werfen wollte, so daß der Fluß bleiben mußte, wo er war, und daneben wollte er dann seinen Kanal bauen!"

„So hat er's gewollt. Aber, glaubt mir, die Amerikaner haben es jetzt besser gemacht, viel besser," fuhr der Hinkende fort. „Betrachten wir die Gestalt der Landenge recht genau, so zeigt sich's, daß sie eigentlich wie eine Mulde gebaut ist. Auf der Südseite trägt sie gegen den Stillen Ozean hin einen etwa zweihundert Meter hohen Bergzug; auf der Nordseite hin gegen den Atlantischen Ozean eine andere Höhe, die wesentlich niedriger, aber — mit Ausnahme der einen Durchbruchsstelle des Rio Chagres — immer noch gut sechzig bis siebzig Meter hoch ist."

Der Barbier beschaute sinnend die Zeichnung, auf welcher der Hinkende jetzt mit Kreide und feuchtem Finger die Umrisse der einzelnen Berge herauszuarbeiten begann.

„Hm! ja, Hinkender. Man könnte natürlich auch den Abfluß des Rio Chagres in den Atlantischen Ozean dort, wo er durch das Randgebirg tritt, verbauen. Dann müßte man ja einen einzigen mächtigen Stausee von hier bis da bekommen."

Der Peter Fritz bezeichnete die beiden Punkte auf der Malerei des Hinkenden und dieser schrieb die Namen daneben.

„Von Culebra bis nach Gatun, meint Ihr? So und nicht anders haben's die Amerikaner auch gemacht .... Löwenwirt! die weiße Kreide langt nicht mehr. Gebt einmal die blaue her!" —

Und mit blauer Kreide zauberte der Hinkende einen mächtigen Stausee in das Bergprofil, einen See, der mit vielen Buchten und Seitenbuchten bereits im Laufe des Rio Chagres' begann und sich weit nach Westen nach Gatun hin erstreckte. Einen See, der wohl 200 Quadratkilometer Oberfläche besaß und aus dem einzelne Berghäupter wie Inseln hinausschauten.

„So," sagte der Hinkende jetzt und legte die Kreide beiseit. „Da habt Ihr einen See, wie er entstehen würde, wenn man den Lauf des Rio Chagres durch einen Staudamm an der nördlichen Bergbarre um etwa 25 bis 27 Meter über den Ozeanspiegel aufstaut. Gebt mir einen neuen Schoppen, Löwenwirt, die Malerei macht durstig. .... Peter Fritz! Eins ist ja wohl jetzt klar. Der böse Rio Chagres mit seinen plötzlichen Sturzfluten kann jetzt nichts mehr schaden. Und wenn er im schlimmsten Falle in vierundzwanzig Stunden zehn Millionen Kubikmeter Wasser ins Tal werfen würde, so könnten die den Seespiegel noch nicht um einen Zentimeter steigen lassen. Die Geschichte verteilt sich ja über die ganze Fläche des Stausees."

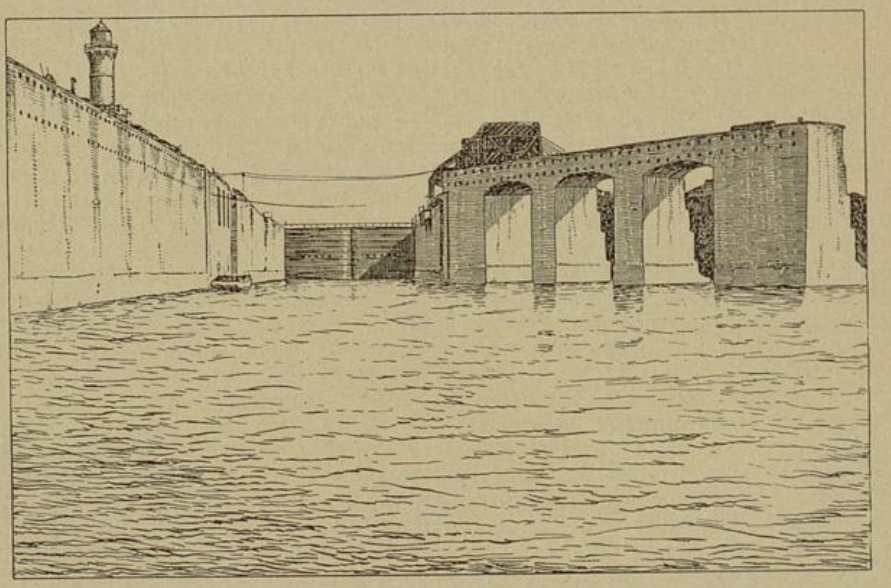
Der Barbier bog sich soweit vor, daß seine Nase beinahe in das vom Hinkenden gemalte blaue Kreidemeer eintauchte.

„Nun ist die Sache doch eigentlich kinderleicht zu machen, Hinkender!" schrie er plötzlich. „Nicht wahr, nach dem Atlantischen Ozean zu brauchen wir in die Bergbarre bei Gatun nur einen Durchstich als Schleusentreppe einzubauen. Soviel ich weiß, kann man einen Kahn in einer Schleuse um neun Meter bequem emporschleusen. Setzt man da also bei Gatun drei Schleusen

hintereinander, so hat man den Spiegelunterschied überwunden und braucht nur noch die zwei oder drei Kilometer von Gatun bis zum Atlantischen Ozean auszubaggern."

„Richtig, Herr Doktor!" sagte der Hinkende. „Die Sache habt Ihr erfaßt. Also eine Einfahrt von der Bai bei Colon, der sogenannten Limonbai, und ein Kanal im Niveau des Atlantischen Ozeans bis zur Schleusentreppe von Gatun. Dort drei Schleusen von je neun Meter Steighöhe hintereinander. Die ganze Schleusentreppe nach neuzeitlichem Bauverfahren in Beton und Eisen ausgeführt, allein ein Meisterwerk der Technik für sich. Dann der mächtige Stausee, auf dem die größten Schiffe bis an das Gebirge von Culebra heranfahren können. Bis dahin ist die Sache klar."

Der Hinkende lehnte sich in seinen Sessel zurück. „Mag sein, Peter Fritz, daß Ihr sie nicht seht, die Schwierigkeiten, aber da sind sie trotzdem. Beginnen wir gleich mit der ersten und ältesten, mit der Fieberplage. Früher war der Isthmus von Panama die bösartigste Fieberecke der Welt. Von den Lessepschen Arbeitern gingen etwa fünfundzwanzig vom Hundert in einem Baujahr an Fieber zugrunde. Man hatte damals noch falsche Vorstellungen von der Natur des Fiebers. Es herrschte der Glaube, daß die Ansteckungsstoffe bei jedem Spatenstich aus dem jungfräulichen Boden quöllen, und stand der Seuche machtlos gegenüber. Erst später erkannte man, daß die Krankheit durch die Stiche gewisser Mücken und Moskitos übertragen würde. Da sind nun die Amerikaner ganz gründlich vorgegangen. Die Mückenbrut und die Mückenlarven leben bekanntlich in stillstehendem Wasser, bis sich aus ihnen das fliegende Insekt entwickelt. Also haben die Amerikaner jeden Tümpel und jede Wasserlache, die sie überhaupt auf dem Isthmus fanden, Jahre hindurch nach einem bestimmten Plan mit Roherdöl begossen, so daß sich über den ganzen Tümpel eine Oelhaut bildete, die den Luftzutritt abschloß und alle im Wasser befindliche Mückenbrut erstickte. Eine Arbeit, Peter Fritz, die viele Jahre gekostet hat und viele Millionen. Der Isthmus aber ist heute vollkommen fieberfrei. Allein diese Säuberung eines verseuchten Landes ist eine Großtat der Kultur!"



Schleusentor am Eingang des Kanals bei Gatun.

„Sonnenklar," sagte Peter Fritz. „Und was dann weiter kommen muß, das kann man sich mit ein bißchen Überlegung selber sagen. Der Berg bei Culebra muß natürlich durchstochen werden, und dann kommt man an den Abhang an der anderen Seite des Berges, und da geht es über ein kurzes Stück von fünfzehn Kilometer mit drei Schleusen wieder bis zum Meeresspiegel hinunter; bei Panama endlich erreicht der Kanal den Stillen Ozean!"

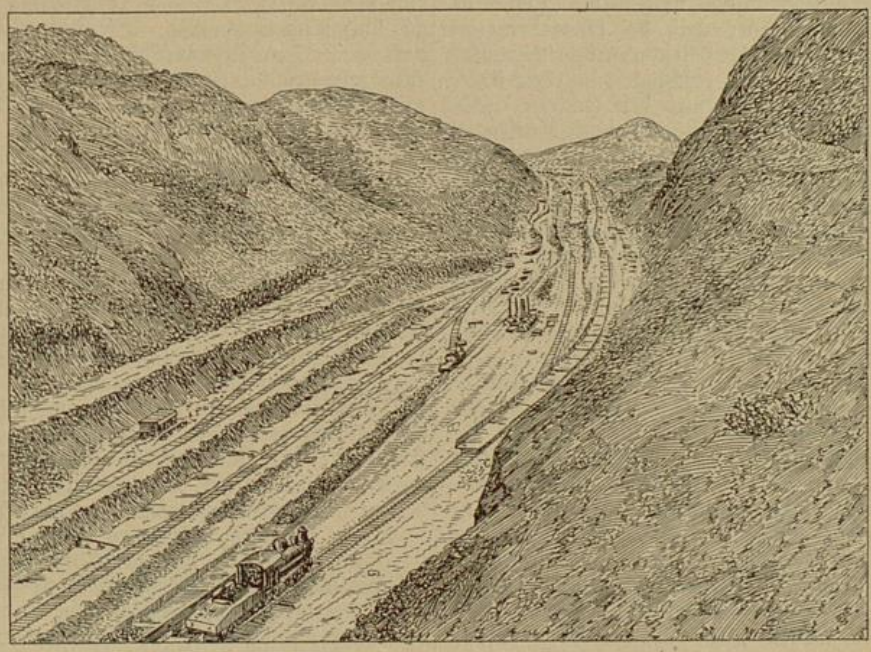
„So ist es, Peter Fritz," sagte der Hinkende.

Der Barbier sann wieder ein Weilchen über seinem Schoppenglas; dann fuhr er fort: „Das ist doch nun aber alles so klar und einfach, Hinkender. Ich sehe durchaus keine von den vielen Schwierigkeiten, die immer in den Zeitungen auftauchen und den Bau des Kanals aufhalten."

„Zugegeben, Hinkender!" warf der Peter Fritz ein, „doch ist es immer noch keine Bauschwierigkeit . . . . ."

„Hängt aber damit zusammen, Peter Fritz! Erst mußte für die 30 bis 40000 Mann, die gleichzeitig am Panamakanal beschäftigt sind, überhaupt ein Klima geschaffen werden, in dem sie leben konnten. Dann aber mußte dies gewaltige Heer von Arbeitern längs der ganzen Baustrecke quer durch den Urwald auch wirklich leben. Es mußte für Wohnungen, und zwar für gesunde Wohnungen, und für Lebensbedarf gesorgt werden. Ganze Städte aus Wellblechhäusern entstanden im Urwald und eine ganze Flotte von Schiffen war ständig unter Dampf und Segel, um die verschiedensten Bedürfnisse für das Arbeiterheer nach dem Isthmus zu schaffen. . . . ." —

land. Der ganze mächtige Gebirgszug, der den amerikanischen Erdteil vom höchsten Norden bis zum Süden durchzieht und von den Alaska Mountains bis zu den Bergspitzen von Feuerland reicht, ist eine Altersrunzel unserer Erde, eine durch die Schrumpfung ihrer Rinde entstandene Bildung, in der gewaltige Kräfte und Spannungen herrschen und in der es niemals ganz geheuer ist, wie es vor einigen Jahren ja die schweren amerikanischen Erdbeben gezeigt haben. Der Berg von Culebra aber ist ein Teil dieser Bergkette mit allen den geschilderten Eigenschaften, und wir dürfen uns nicht wundern, daß solcher Berg es übel nimmt, wenn er plötzlich 160 Meter tief angestochen und durchschnitten



Der Felsdurchstich bei Culebra

„Wie Ihr's so schildert, Hinkender," unterbrach der Peter Fritz den Redner, „klingt's großartig und scheint eine echt amerikanische Gründung gewesen zu sein. Aber wo bleiben die Bauschwierigkeiten?"

„Sie beginnen bereits bei diesen Dingen, Peter Fritz. Durch die fürchterliche Sterblichkeit unter den Lessepsschen Arbeitern war der Isthmus in einen so schlechten Ruf gekommen, daß die Amerikaner lange Zeit überhaupt nicht genügend Hilfskräfte bekommen konnten. Erst als die neuen und verbesserten Zustände allgemeiner bekannt wurden, strömten die Scharen aus aller Herren Länder wieder dorthin. Und nun will ich Euch endlich den Gefallen tun und auf die eigentlichen Bauschwierigkeiten eingehen. Die Landenge von Panama ist ein altes Erdbeben-

wird. Da werden dann plötzlich Kräfte frei; da gehen Spannungen los und plötzlich beginnt eine ganze Bergwand zu wandern und schleudert, wie es beispielsweise am 5. September 1912 der Fall war, in wenigen Augenblicken eine Riesenfelsmenge von anderthalb Millionen Kubikmeter in das frisch ausgehobene Bett." —

Der Peter Fritz kratzte sich lange und ausgiebig hinter dem rechten Ohr. Die Geschichten hatten scheint's doch ihren Haken.

„Hm! Hm, ja Hinkender, wenn das so ist, wie Ihr es erzählt, dann scheint mir die Vollendung des Kanals aber doch wirklich gefährdet, ja unmöglich."

„Doch nicht unbedingt, Peter Fritz. Das Uebel trägt hier, wie viele andere Uebel, die Heilung in sich selber. Durch jeden derartigen Felsrutsch

BLB Karlsruhe

werden die Böschungen des Kanals natürlich an der Durchstichstelle immer flacher. Nach jedem Absturz läßt die Steilheit der hohen Böschungen naturgemäß nach und wir dürfen wohl hoffen, daß der Berg eines Tags an dieser Stelle vollkommen zur Ruhe kommen wird. Vielleicht hätten die Amerikaner den Durchstich von Anfang an breiter nehmen und die Böschungen flacher anlegen sollen, vielleicht aber ist es auch ein ganz gescheiter Kniff von ihnen, diese Felsstürze ruhig freihändig vor sich gehen zu lassen. Sie bekommen den Fels dann gut zerbrochen auf das Kanalbett geliefert, ohne daß es etwas kostet, und können ihn von dort ohne weiteres abfahren." —

Der Peter Fritz wurde ungeduldig. „Aber bedenkt doch, Hinkender, daß bei einem einzigen derartigen Absturz drei Eisenbahnzüge verschüttet und fünfzig Menschen erschlagen worden sind!"

Der Hinkende zuckte mit den Achseln. „Die Opfer des Kanals zählen nicht nach Tausenden, sondern nach Zehntausenden. Da wollen fünfzig nicht viel bedeuten, so kostbar auch tätige Menschenleben sind. Aber gehen wir zu den anderen Schwierigkeiten über, Peter Fritz. Der Isthmus ist, wie gesagt, ein alter Erdbebenherd, zerklüftet und verschrundet bis ins tiefste Mark. Das macht sich an einer andern Stelle, nämlich an dem großen Stausee von Gatun, auch höchst bedenklich bemerkbar. In der Theorie mag's sehr einfach klingen: man macht das Loch bei Gatun zu und dann muß das Wasser des Rio Chagres sich aufstauen und den großen See bilden. Theoretisch, wie gesagt, sehr schön. Praktisch aber kommt die Sache anders, weil eben der ganze Boden dieses Sees zerklüftet ist. Da gibt es gewaltige Versickerungen, und bis jetzt hat man es noch nicht nötig gehabt, einen einzigen Tropfen Chagres-Wasser über die Schleusentreppen in die Ozeane abzulassen. Die Versickerungen sorgen mehr als reichlich dafür." Wiederum begann der Peter Fritz sich hinter den Ohren zu kratzen. „Ja, Hinkender, dann könnten die Herren Amerikaner in ihrem Kanal ja eines schönen Tages einmal buchstäblich auf dem Trockenen sitzen?"

Der Hinkende nahm einen Zug aus seinem Schoppenglas. „Eure Vermutung ist so unbegründet nicht, Peter Fritz. Der Bauleiter des Kanals, der amerikanische Oberst Goethals, hofft zwar, daß alle diese unterirdischen Sprünge und Klüfte sich im Lauf der Jahre durch die erdigen Beimengungen des versickernden Wassers zuschlemmen werden und daß die Versickerungen dann ganz von selber ihr Ende erreichen. Aber das ist eine Hoffnung, und es muß abgewartet werden, ob sie sich erfüllt. Immerhin reichen die Wassermengen des Chagre-Flußes vorläufig aus, um den See gefüllt zu halten. Aber .... aber! seht Ihr Mannen, wenn einmal ein neuer Erdbebenstoß den Isthmus durchzucken sollte, ... ja, dann könnten die Folgen unabsehbare sein. Der Culebra-Durchstich könnte zusammenfallen, die Schleusen von Gatun könnten undicht werden und in wenigen Minuten könnte das ganze großartige Werk, worin mehrere Milliarden Mark stecken, vernichtet sein."

„Also hab' ich doch recht, Hinkender," rief der Peter Fritz siegesbewußt, „wenn ich diesen Kanal ein verunglücktes und unmögliches Unternehmen nenne."

„Nein! Ihr habt nicht recht, Peter Fritz," erwiderte der Hinkende, „ich hab' Euch offen die Gefahren genannt, die den Kanal bedrohn. Auch die amerikanische Bauleitung kennt natürlich diese Gefahren. Soweit Menschenkunst sie zu überwinden vermag, ist alles Notwendige geschehen. Dem Unabwendbaren muß man ruhig entgegensehen, und soll man durch allzuweit getriebene Aengstlichkeit ein großes Werk zuschanden werden lassen? Ich sagte: es kann auf dem Isthmus natürlich in jedem Augenblick einmal einen Erdstoß geben, ebenso wie solche Katastrophen nach vieltausendjähriger Ruhe über San Franzisko und Valparaiso hereingebrochen sind. Aber es kann auch ebensogut während der nächsten zehntausend Jahre an diesen Stellen vollkommene Ruhe herrschen. Und — um immer wieder auf die Hauptsache zurückzukommen — die Vereinigten Staaten von Nordamerika brauchen diesen Kanal unbedingt. Er bedeutet für sie nicht nur ein mächtiges wirtschaftliches Mittel, einen neuen Seeweg, durch den die Häfen der Ost- und Westküste einander um viele hundert Seemeilen nähergerückt werden, er bedeutet für die Republik des Sternenbanners auch eine Machtvergrößerung zu Wasser, denn sie können dereinst mit derselben Anzahl von Schlachtschiffen, die jetzt zum Schutze der einen Küste notwendig sind, gleichzeitig beide Küsten bewachen und schirmen. Deshalb hat die amerikanische Nation mit einer Zähigkeit, die aller Welt Bewunderung verdient, und mit riesenhaften Geldopfern das Werk wieder aufgenommen, das die Franzosen in hoffnungslosem Zustande und buchstäblich vollkommen versumpft zurückgelassen haben. Dieselbe Ausdauer und Kraftanspannung, die das Riesenbauwerk aber einmal betriebsfähig machte, die wird es auch dauernd betriebsfähig erhalten — mögen die Gewalten der Tiefe noch so oft grollend gegen das Menschenwerk andringen!"

Der Barbier wollte seine Verlegenheit — denn des Hinkenden Beweisführung hatte ihn wirklich aus der Rolle gebracht — mit einem Glase Markgräfler wegspülen. Aber der Löwenwirt war augenblicklich nicht sichtbar, und ungeduldig, aber vergeblich griff der Barbier mehrmals nach der Klingel, um die Löwenwirtin aus dem Bereich ihres Herdes heranzuläuten. Es kam nie-

mand, weshalb der Hinkende mit verschmitzten Aeuglein sagte: „Seht, Peter Fritz! Ihr solltet die Amerikaner nicht tadeln. Bei denen geht alles doppelt und dreifach so geschwind als hierzuland. Professor Wilson, das neue Oberhaupt der Vereinigten Staaten, brauchte am Morgen des 10. Oktober 1913 in seinem Regierungspalast nur auf einen gewissen Knopf zu drücken, und auf dasselbe Zeichen fiel die letzte Sperrmauer, die das Panamakanalbett bisher vom Meere abschloß. Und doch ist es von Washington bis zu jenem Orte vieltausendmal weiter als von Eurem Sitz zu des Löwenwirts Küche. Damals machten die Vorstände der Weltausstellung von San Franzisko den Vorschlag, es sollten die Amerikaner der ganzen Welt zur Stunde besagter Dammsprengung einen Trinkspruch tun: »Ich trinke auf das Wohl des Panamakanals, auf das Wohl derer, die seinen Plan entwarfen und ausführten, sowie auf das Ereignis, das bestimmt ist, die merkwürdige Tat in San Franzisko im Jahre 1915 zu verherrlichen!« — Der Hinkende weiß nicht, ob es so gehalten worden ist. Aber da kommt der Löwenwirt, Peter Fritz, und wenn Euer Schoppenglas gefüllt ist, so verschlägt es nichts, wenn auch wir einen Trinkspruch tun und sagen: Möge der Panamakanal ein rechtes Friedenswerk werden, das die Völker einander näherbringt und zur Versöhnung der Staaten und Reiche beiträgt."

Auch der Peter Fritz nickte und erging sich jetzt auf einmal — wetterwendisch, wie Barbiere nun einmal sind — in den weitschweifigsten Hoffnungen bezüglich dieses rätselvollen Panamakanals. Wenn auch nur ein Drittel davon sich erfüllt, so kann die Welt zufrieden sein.

Kleinbilder aus unsern Sprachgrenzen in Südösterreich.

Von Dr. W. Groos in Karlsruhe.

Wir dürfen nicht leugnen, daß wir durch die nach jahrzehntelangen Geburtswehen schließlich mit Blut und Eisen zustande gekommene Wiedergeburt eines Deutschen Reiches und durch die Sorge um seinen wohnlichen Ausbau etwas engherzig reichsdeutsch geworden waren und uns um die Deutschen vor den Grenzen beinahe noch weniger als früher gekümmert hatten. —

Durch die unablässige Aufklärungsarbeit des deutschen Schulvereins — jetzt „Verein für das Deutschtum im Ausland" — hat sich das ja gottlob gebessert, aber noch lange nicht genug: man kennt eben bei uns noch viel zu wenig aus eigener Anschauung die Not und den Druck, unter denen unsere Volksgenossen jenseits der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle an unzähligen Stellen leiden. — Dem Zusammensein mit solchen als Student in derselben Burschenschaft dankte ich, daß ich 1875 die in Volkstreue vorbildlichen Siebenbürger Sachsen, ihr Land und ihre Lage kennen lernte. „Treue um Treue!" — gelobte ich mir, und ich habe, seitdem auf andere Reiseziele verzichtend, alljährlich meine Urlaube verwendet, die Grenzlande unseres deutschen Sprach- und Volksgebietes rings um das Reich herum kennen zu lernen und das Gesehene und Erlebte zur Werbung der Teilnahme für bedrängtes Deutschtum zu verwerten. —

Uns Süddeutschen lag das „heilige Land Tirol" Andreas Hofers am meisten am Herzen. Dorthin zog's mich zuerst und dann weiter in die Südmark Oesterreichs, durch die dem deutschen Volk der einzige Zugang zu einem Südmeer mit eisfreiem Hafen gegeben ist. Und da möchte ich denn zu Nutz und Frommen der Leser etwas von meinen Erlebnissen bei den Deutschen dort erzählen und zeigen, wie man zu helfen gesucht hat, wo es not tat, und mit welchem Erfolg. — „Man soll das Kind nicht mit dem Bad ausschütten", — sage ich mir seitdem immer wieder, wenn ich lese und höre, wie katholische Priester, sogar deutscher Eltern Söhne, deutschen Gemeinden Gottesdienst und Religionsunterricht in deren Sprache vorenthalten, in Südtirol wie in Böhmen, Ungarn, Galizien. Ich habe auch andere Priester kennen gelernt. — Im Nonsberg, südlich von Meran, liegen in der sonst welschen Bezirkshauptmannschaft Cles hoch im Gebirg vier deutsche Gemeinden. Die waren lange schon ein Dorn im Aug nicht nur den „Italianissimi", den Irredentisten, die Südtirol für Italien „erlösen" möchten, sondern, wie es scheint, auch den K. K. Behörden, letzteren vielleicht nur wegen der Unbequemlichkeit, dieser paar Gemeinden halber auch in einer zweiten Sprache amten zu müssen. So erhielt eine uralte deutsche Berggemeinde zuoberst, deren Siegel abgenutzt war, von der Behörde ein neues mit der Umschrift „Commune di Senale" — der Benennung des Orts bei den welschen Nachbarn, wohl nach dem deutschen Wort „Sennele" gebildet. Was tun? „Den Anfängen muß man begegnen!" Aber offenen Widerstand gegen die vorgesetzte Behörde? Da half die geistliche Klugheit des damaligen Kuraten Peratoner, und der wackere Ortsvorstand schickte auf seinen Rat das Siegel „gehorsamst" zurück: „Es müsse durch ein Versehen an seine Gemeinde „Unsere liebe Frau im Walde" gekommen sein. — Sein Amtsbruder drüben in Proveis, der leider auch seitdem verstorbene Kurat Mitterer, ist weithin bekannt geworden als der Mann, von welchem mittelbar der Anstoß zur Gründung des großen „Deutschen Schulvereins" in Oesterreich ausgegangen ist: er hatte unermüdlich nicht nur für das geistige, sondern auch für das leibliche Wohl seiner armen deutschen Gemeinde gearbeitet; neben Instandsetzung der

Kirche, Spitzenklöppelei, später Korbflechten in den langen Wintermonaten eingeführt, eine Schießstätte mit deutschen Gedenkbildern zustande gebracht u. a. m., und war bedacht, den Schulunterricht, den er selbst bisher den freiwillig erscheinenden Kindern in einem Zimmer des Erdgeschosses seines Wittums erteilt hatte, den Anforderungen der heutigen Zeit entsprechend zu verbessern. Aber um die Schulpflicht allgemein durchzuführen, brauchte es eines eigenen Schulhauses und Lehrers, und das hätte die arme Berggemeinde schwer belastet, wenn nicht die Beihilfe hierzu die erste Tat des „Deutschen Schulvereins" gewesen wäre, der sich auf den Bericht von drei Wiener Alpenwanderern über die Notlage des Deutschtums hier an der Sprachgrenze 1880 in der Reichshauptstadt bildete. — Durch sein rechtzeitiges Eingreifen sind diese gefährdeten deutschen Außenposten im Nonsberg in ihrem Volkstum gesichert worden. Letzten Endes ist das aber dem volkstreuen Priester zu danken, bei dem jene Herren die Not ihrer Volksgenossen an der Sprachgrenze kennen gelernt hatten. —

Und so ist auch die hochgelegene Gemeinde Lusern im äußersten Südtirol, hart über der italienischen Grenze, dem Deutschtum in erster Reihe durch ihren Pfarrer Zuchristian erhalten worden, bei dem ich das Wunderbare erlebt habe, daß — nach einer längeren Auseinandersetzung über seine ausfällige Bemerkung: „Euer Bismarck hätte den Franzosen nur Land, nicht Geld abnehmen dürfen!" — der Tiroler Priester, früher Feldkaplan, seine Schlafzimmertüre öffnete und mir das Bild Bismarcks über seinem Bett wies! Und das war zu einer Zeit, als im Deutschen Reich selbst die Verbitterung aus dem „Kulturkampf" noch stark nachwirkte. In Bismarck sah er eben die Verkörperung des Deutschtums, um den uns der Deutsche im leider undeutsch gewordenen Staate beneidet. — Nach Lusern war ich auf mehrtägiger Wanderung über den Mendelpaß hinab quer durchs Etschtal längs der deutsch-italienischen Sprachgrenze, über Truden und Altrey, die deutschen Außenposten beim Fleimser Tal, und über die deutsche Insel des Fersentales gekommen — unterwegs auch durch das einst deutsche, nun sprachlich verwelschte, aber auf Verdienst in deutschen Gegenden angewiesene Paneider Hochtal. Dort hatten mir im Wirtshause die Männer versichert: „Siamo tutti Tedeschi!" — Wir sind alle Deutsche — ohne es deutsch sagen zu können. Die Jugend aber sollte es wieder lernen, und der Schuster Hyazint Gaspari, früher Bahnarbeiter im Reiche, lehrte es in den Abendstunden schlecht und recht, mit nicht üblem Erfolge gegen einen Jahresgehalt von 50 fl. Ein Schüler hatte sogar seinen Namen „Cespuli" in „Strauch" rückverdeutscht, wie ich zu meinem Vergnügen aus den Ueberschriften eines alten und eines neuen Schreibheftes von ihm herausbrachte. —

Daß die Bauern auch in dem heute italienischsprachigen südlichen Zipfel von Tirol nichts von den landesverräterischen Umtrieben der „Signori", der Herren in den Städten, wissen wollen, hatten mir schon früher einmal bei einer Wanderung durch das Suganertal ein paar Weggenossen in ihrer Gebärdensprache klargemacht, indem der Wortführer einen österreichischen Silbergulden mit dem Bilde des Kaisers küßte und darauf ein italienisches Kupferstück in den Straßenschmutz warf — natürlich nicht ohne es wieder aufzuheben. — „Sie sollen ihn nicht haben!" „den Garten Deutschlands", das schöne Südtirol! die unersättlichen Italiener, die, was ihre Sprachgenossen in Tirol genießen, Pflege und Gleichberechtigung ihrer Sprache, den Deutschen, die ihnen mit Venetien zugefallen, den sogenannten Zimbern, durchaus vorenthalten. Daß es 1866 zur Mitabtretung dieser hochstämmigen, blonden und blauäugigen Germanenenkel an das Königreich Italien gekommen, hat die völkische Gedankenlosigkeit österreichischer Staatsbehörden mit verschuldet. Es war ein Blatt der österreichischen Generalstabskarte, in dem ich auf meiner Wanderung durch diese „Siebengemeinden" uralte deutsche Ortsnamen in italienischer Uebersetzung oder Wortform las, darunter auch den sehr wenig urrömisch klingenden Namen „Tiffatellele". Ein Bauer half mir über das Kopfzerbrechen weg: „'s tiefa Tälele" heißt der Ort, und ist es auch der Lage nach. —

Durch königlich italienisches Gebiet führte von da die Bahn in das Südösterreich, das bis zur Adria hinabgeht — nach Görz und Triest und über Fiume und den Karst nach Krain, dem Friedhof des Deutschtums mit den deutschen Namen der Städte und Dörfer der Deutschenhasser, die aus der Südmark ein Slovenien als Teil eines großen Südslavenreiches vom Balkan bis an die Tiroler Grenze sich herausschneiden wollen. — „Der deutschen Zunge an der Adria Not und Hoffnung" habe ich seinerzeit meinen Reisebericht überschrieben — beides verkörpert sich am augenfälligsten in der noch einzig erhaltenen großen Sprachinsel Gottschee im Südosten von Krain. Ich hatte es gut getroffen, durfte damals — vor nun drei Jahrzehnten — Augen- und Ohrenzeuge des ersten tatkräftigen Eingreifens des „Deutschen Schulvereins" auf diesem wichtigen Fleck deutschen Bodens sein, nachdem ein in Prag wohlhabend gewordener Gottscheer, Stampfl, sein Vermögen dem Schulverein für das Gottscheer Ländchen vermacht hatte. Das weitvorgeschobene Dorf Maierle, in eine slovenische Gemeinde eingeschult, erstrebte und erhielt dann auch eine

wirkliche deutsche Schule Bis dahin war mit Mühe eine deutsche Privatvolksschule mit einem sogenannten Notlehrer, einem früheren Unteroffizier, unterhalten worden — durch freiwillige Beiträge neben den an die andere Gemeinde zu zahlenden Schulsteuern. Und in was für einem Gebäude! Ein Häuschen mit einem Raume, dem „Schulzimmer" — unheimlich heiß — in welchem auch das Bett des alten Lehrerpaares stand. Der Kachelofen war warm trotz der Frühsommerzeit. Er diente auch als Kochherd, und die Frau hatte heute ein warmes Essen, den Rest unseres Mahles im Wirtshause, zu dem wir den Lehrer eingeladen hatten. Er wußte, daß er sich anderswo ein kümmerliches Unterkommen suchen müsse, wenn eine richtige Schule mit Oeffentlichkeitsrecht, mit einem geprüften Lehrer, errichtet werde, und doch tat der schlichte deutsche Mann sein möglichstes bei den Bauern, daß sie zustande komme. — Durch eine planmäßige Hilfstätigkeit, auch aus dem Reiche, ist seitdem die Gottscheer Sprachinsel mit ihren 25000 Seelen in ihrem Volkstum gesichert und zu einem festen deutschen Wellenbrecher in der slavischen Flut ausgebaut worden. Und er wird zugleich der stärkste Brückenpfeiler nach Triest sein, das 1866 unser Bismarck den Italienern wehrte, wenn die andern Reste deutschen Bodens und Neuansätze durch die im Gefolge der Tauernbahn lebhafter sich entwickelnde Industrie (besonders in und bei der Hauptstadt Laibach und in Oberkrain) durch die Schutzdämme deutschen Unterrichts und völkischer wirtschaftlicher Verbände gefestigt werden. So blüht da und dort neues Leben aus den Ruinen, neben der Stadt Laibach, in der jahrzehntelang den immer noch 5000 Deutschen eine öffentliche deutsche Volksschule rechtswidrig vorenthalten worden ist, eine neue deutsche Schule in dem Arbeitervorort Unterschönau. Aber an nur zu vielen Orten ist die Gründung des „Deutschen Schulvereins" zu spät gekommen, manchmal nur um eine kurze Spanne Zeit. Ich habe sie noch gehört, die alte deutsche Mundart von Zarz, oben im Gebirge zwischen Krain und dem Görzischen. Sie war mittelalterlich versteinert, denn sie entbehrte der Pflege in Kirche und Schule. Im Tale von Eisnern hatte sich längst der Sieg für das Slovenische entschieden, hier aber konnte deutscher Unterrricht noch an die Sprache der Alten anknüpfen. Dazu zu helfen, versprach ich meinem Weggefährten, der die Poststücke hinaufzutragen hatte. Auf meinen Brief von zu Hause nach der Reise kam aber keine Antwort. Der slovenische Priester hatte den Umschlag mit der reichsdeutschen Briefmarke erbrochen, mein Schreiben gelesen und behalten. Und er hat kein Hehl daraus gemacht, ja sich gerühmt, in seine Gemeinde komme kein geschriebenes und gedrucktes Wort, ohne sein Wissen. Der Weg gehe über das Pfarrhaus, jeder weitere Versuch mit einer deutschen Schule sei umsonst. So hatte ein späterer Besucher dort erzählt bekommen. — Deutschruth über dem Gebirge drüben war schon vorher als für das Deutschtum verloren aufzugeben. — „Es war einmal" — klingt's aus noch manchem Ortsnamen in Krain dem deutschen Wanderer wehmütig entgegen. —

Das ging mir auch durch den Sinn, als ich ein andermal, anderthalb Jahrzehnte später, am Ausgangspunkt meiner Wanderung nach Zarz unten im Savetal auf der Bahn vorbeifuhr — mit zwei guten Gesellen, wackeren Vorkämpfern des Deutschtums in Krain. Die waren auseinandergekommen durch Meinungsverschiedenheiten über das „Wie?" in der Führung des völkischen Kampfes. Das hatte mir der eine geklagt, der andere bedauerte es gewiß auch. Weil aber keiner den ersten Schritt tat, wanderte ich zum zweiten weiter und brachte ihn — mit Hilfe seiner Frau — dazu, mich aus seinem Gebirgstal herauszubegleiten, da er mich doch nicht allein in die Nacht hineingehen lassen konnte. In der Morgenfrühe traf dann auch der Laibacher ein zur gemeinsamen Fahrt nach dem in Oberkrain allein noch ganz deutsch gebliebenen Orte Weißenfels dicht an der Kärntner Grenze. Es galt einen Schulbau zusammenzubringen; der Elsässer Direktor eines reichsdeutschen Eisenwerkes, der sein deutsches Herz erst im Slovenenland entdeckt hatte, trat beim Gemeindevorstand auch wacker mit Rat und Tat für die deutsche Schule ein, und als wir nach verrichtetem Werk abends auf dem Bahnhof von Tarvis uns trennten — ich, um wieder allein nach den zwei halbverschollenen deutschen Gemeinden Zahre und Bladen im italienischen Friaul hinüberzusteigen — hatte ich die Freude, die zwei alten Freunde, die bei der Herfahrt noch frostig mir zur Seite gesessen hatten, durch die gemeinsame völkische Arbeit ausgesöhnt, in schönster Eintracht miteinander heimfahren zu sehen. —

Nach Krain war ich dieses Mal durch die Südsteiermark gekommen — von der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebietes bei St. Egidi durch halb und ganz slovenische Orte nach der alten deutschen Stadt Marburg an der Drau hinabwandernd, und nach einem Abstecher zur Schulvereinsschule in Rohitsch-Sauerbronn, an deren Wiege auch der „Landesverband Baden des Vereins für das Deutschtum im Ausland" gestanden hatte, von der hartumstrittenen Stadt Cilli an der rauschenden Sann hinab nach Bad Tüffer gepilgert, wo ein aus Baden stammender Arzt fragte, warum denn so wenige mehr aus dem überfüllten Reiche in diese schönen Lande kämen, das alte Erbteil dem deutschen Volke zu erhalten, statt in Amerika

und sonstwo Völkerdünger zu werden. Er hätte jetzt weniger Anlaß mehr zu dieser Klage; reichsdeutscher Unternehmungsgeist bläst dort Hochöfen an, errichtet Fabriken, pflanzt neue Gewerbe — die Großindustrie eines Konstanzers (nicht von Geburt, aber aus Neigung), Fabrikant Prym, ist mit darunter. Zur Ruh' gesetzte Beamte und Offiziere erwerben feile Landsitze, und Bauern aus dem Reiche, besonders Winzer aus der Heilbronner Gegend, siedeln sich im Windischen Bühel ob Marburg an, im Anschluß an die Deutschen der ausgedehnten Gemeinde St. Egidi, und bei dem deutschen Außenposten Mahrenberg, weiter oberhalb an der Drau. — Was ein einzelner, der Gutsbesitzer von Pistor, mir damals vor bald 20 Jahren, als er mich in seine neue deutsche Schule führte, als sein Endziel bezeichnete, frisches deutsches Blut der gefährdeten deutschen Sprachgrenze zuzuführen, wird nun Ereignis durch die Förderung des großen völkischen Vereins „Südmark" und durch eine evangelische Gesellschaft mit ihrer Siedelungsbank „Heimstatt". — Dem ins Kraut geschossenen Uebermut der Südslaven gegenüber ist verstärkte deutsche Arbeit die gegebene Antwort: schon haben weiter nördlich an der Grenze des geschlossenen deutschen Sprachgebiets in der mehrere Orte umfassenden Gemeinde St. Egidi die Deutschen die Mehrheit bei den Gemeindewahlen wiedergewonnen. Slovenischer Grundbesitz geht auch weiterhin in deutsche Hände über. Der schmale Streifen windischen Sprachbodens, der Marburg mit Umgebung zur Sprachinsel macht, muß allmählich durch Aufkauf und Besiedelung gänzlich verdeutscht werden. Das ist die nächste Aufgabe! Und die slavische Herausforderung hat das Gute gehabt, den langmütigen Deutschen endlich zur besten Art der Abwehr, zum Vorstoß, zur Wiedergewinnung verlorenen Bodens zu bringen. —

Auf ein bis vor kurzem nicht genügend beachtetes Mittel, die deutsche Landbevölkerung an der Sprachgrenze zu verstärken, weist der Ort hin, an dem diese „Kleinbilder aus unseren Sprachgrenzen in Südösterreich" erscheinen, Lahr mit seinem „Hinkenden Boten", die Geburtsstätte des „Reichswaisenhauses". — Hunderte von deutschen Waisenkindern gehen heute unserm Volkstum verloren, indem sie in gemischtsprachigen Gemeinden Südösterreichs von Ortsvorständen in slovenische Häuser vergeben werden oder in Graz und andern Städten in Waisenhäusern Aufnahme finden, die sie der Landarbeit entfremden. Sie müssen dem Deutschtum auf dem Lande, an der bedrohten Sprachgrenze erhalten und zugeführt werden. Dort hat die Waisenpflege neben der rein menschlichen eine deutschvölkische Bedeutung. Man braucht nötig verstärkten deutschen Nachschub auf dem Lande, am Rande des geschlossenen deutschen Sprachgebiets, zu dem eine Waisenanstalt beitragen würde; und an dem dafür gegebenen Platze — an der Sprachgrenze — stünden nach den Verzeichnissen feiler Güter genug geeignete Baulichkeiten zur Verfügung, auch größere herrschaftlicher Art, die nicht so leicht Käufer finden, zu besonders mäßigen Preisen. — Was zuerst mit dem Reichswaisenhaus in Lahr so glänzend gelungen und in den ähnlichen Anstalten der „Reichsfechtschule" zu Magdeburg, Salzwedel, Niederbreisig, Schwabach und neuerdings in Bromberg mit Erfolg fortgesetzt worden ist, sollte das nicht in der Südostmark deutscher Zunge ebensowohl möglich sein, wenn alle berufenen Kreise zusammenwirken, in der Grenzmark selbst und im Deutschen Reiche! Es darf nichts unversucht bleiben, damit der Wahlspruch unserer ostmärkischen Volksgenossen: „Dem deutschen Volk die deutsche Schule!" und „Zur Schule die Scholle!" — zu voller Tat werde: „Zur Scholle den deutschen Bauer!" —

Napoleons Ende.

Eine Jahrhunderterinnerung von Wilh. Schlang.

Der Hinkende, der sonst Geschichtssachen den gelehrten Fachmännern überlassen muß, hat doch im vorigen Jahr und im vorvorigen dem geneigten Leser etliche Erinnerungen vorgesetzt an jene große Zeit, da die Völker Europas wider den Schrecken der Welt aufstunden und eine ungeheure Erhebung die Zwingherrschaft des großen Bonaparte zerbrach. Aus dem heiligen Werk der Vaterlandsverteidigung ward ein Angriffskrieg; die gallische Erde hatte von Marsch und Sturmlauf fremder Heeresmassen wie einst die deutsche gedröhnt. Dann war Napoleon, der stolze Eroberer, auf eine kleine Insel im Mittelländischen Meer verbannt worden; seine Widersacher machten mit Frankreich einen lauen Frieden (höfische Eifersucht stand dabei Gevatterin) und der feiste Enkelsohn jenes Ludwig, dessen Söldner einst die deutsche Pfalz verwüsteten, setzte auf dem Throne Frankreichs die Mißwirtschaft der Bourbonen fort. In Wien aber saßen die Großen, um das Gleichgewicht der Staaten wieder herzustellen, denn dieser Napoleon, der kleine Korporal mit der Feuerseele, dessen Auftreten einem Erdbeben glich, hatte uralte Ordnungen über den Haufen geworfen, und nun galt es, allenthalben Kronen zu flicken und Throne wieder auszubessern. Alle Mächte hatten Vertreter zu dieser unvergleichlichen Ratsversammlung geschickt. Nur der Türke war daheim geblieben. Er konnte das Schlaraffenleben, das man an der schönen, blauen Donau trieb, zu Hause billiger haben.

Der Hinkende hat vor Jahresfrist schon das Nötige gesagt über die Gaukel- und Ränkespiele

auf dem sogenannten Wiener Kongreß, wo die Machthaber und Staatenordner um die Länder und Völker feilschten, nicht anders, als ob Frühschöppler um ein saures Leberle würfeln. Man hat ausgerechnet, daß die ununterbrochenen Festlichkeiten: Tafeleien und Feuerwerke, Heerschauen und Schlittenfahrten samt abenteuerlichstem Mummenschanz den Wiener Hof dreißig Millionen Gulden gekostet haben. Aber was geschah? Die Faust eines Tyrannen, den sie alle bezähmt glaubten, griff mitten hinein in dies üppige Wohlleben, daß das Zwerggeschlecht eitler, gewissenloser Prasser vor Schreck schier erstarrte. Napoleon hatte es gewagt, durch einen kühnen Handstreich noch einmal die Krone Frankreichs an sich zu reißen. Am 26. Februar 1815 war er mit zuverlässiger Mannschaft von Elba entflohen, hatte am 1. März die südfranzösische Küste betreten, sah die Truppen, die ihn abwehren sollten, dem Zauber seiner Persönlichkeit so sehr erliegen, daß sie weinend sich ihm zu Füßen warfen, aufjauchzend seine Hand, seinen Mantel, seinen Degen küßten ... gewann die Hauptstadt ohne Flintenschuß und Schwertstreich und ward am 20. März auf den Schultern seiner Getreuen in das alte Schloß getragen, das man die Tuilerien nennt. Alt und jung in Paris hatte sich mit Veilchen und der dreifarbigen Kokarde geschmückt, und es ging ein Jubel durch das Volk: „Es lebe der Vater der Veilchen!" — Denn man hieß den Vergötterten auf einmal so, weil von seinen Anhängern bei Napoleons Verbannung gesagt worden: sobald die Veilchen blühen, ist unser Kaiser wieder da!

Dem Zaren hatte es übrigens schon am 29. Oktober 1814 von Straßburg aus eine merkwürdige Landsmännin, die Baronin von Krüdener — sie lebte lang in Karlsruhe — warnend geweissagt, daß der Napoleon in wenigen Monden von Elba nach Frankreich zurückkehren werde. Nun es geschehen war, holten auch die Mächte zum Gegenschlag aus: Napoleon ward als Weltfriedensstörer in Acht und Bann getan, d. h. außerhalb gesetzlichen Schutzes gestellt und der öffentlichen Rache überliefert. Und obwohl der Kaiser feierlich erklärte, er sei nicht nach Frankreich gekommen, mit den fremden Staaten neue Händel anzufangen, so erfolgte doch eine allgemeine Schilderhebung derselben Verbündeten, die vor anderthalb Jahren den übermütigen Zwingherrn nach furchtbarem Ringen niedergeworfen hatten.

Sofort sammelte auch der Schlachtenkaiser unter seinen sieggewohnten Adlern ein neues Heer. Da aber viele Bürger- und Bauernsöhne nur mit Murren wieder Waffendienst leisteten, so meinte Napoleon durch zündende Aufrufe den Heerpflichtigen seinen kriegerischen Geist von neuem einzupflanzen: „Soldaten! wir haben Eilmärsche zu machen, Schlachten zu liefern, Gefahren zu laufen, aber bei Ausdauer wird der Sieg unser sein! Die Menschenrechte und das Glück des Vaterlandes werden wiedererobert werden. Für jeden Franzosen, der Mut besitzt, ist der Augenblick gekommen, zu siegen oder zu sterben!"

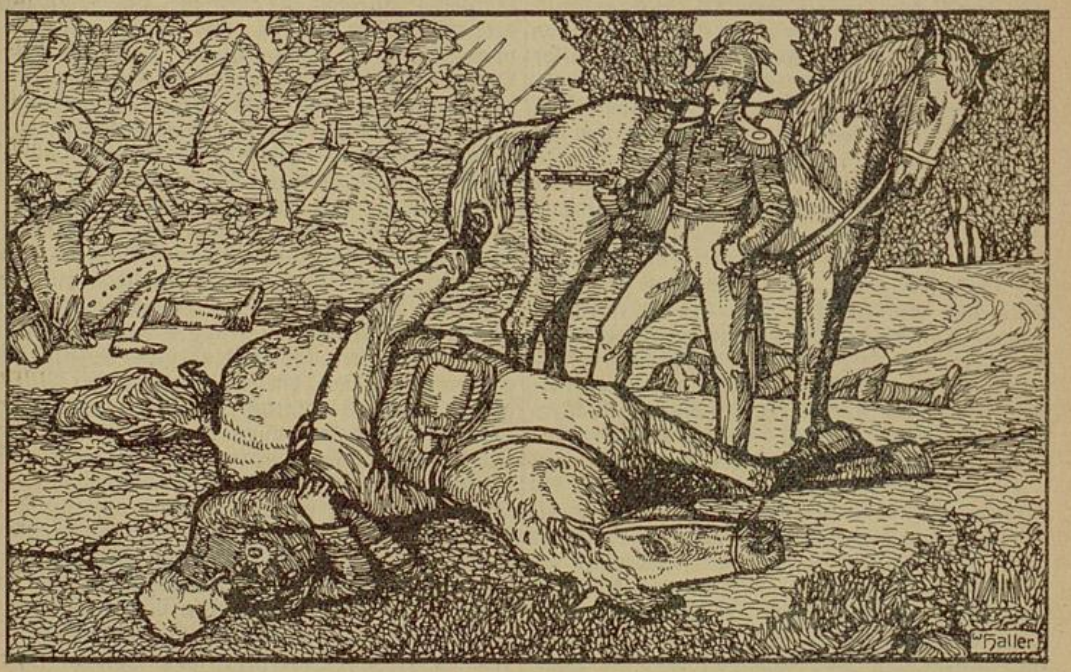
Der Leser merkt: Napoleon der Erste konnte nicht nur große Taten vollbringen, er konnte auch große Worte machen. Er war ja eines Advokaten Sohn ...

In Blücher hätte nichts vom Heldengeist des Alten Fritz leben müssen, wäre er dem Gedanken an einen neuen Krieg nicht sofort verfallen gewesen. Seit Monden hatte er den Zorn gegen die Diplomatiker in sich hineingefressen, weil ihr Gänsekiel allemal die Erfolge des Schwerts verdarb. „Wir müssen, Gott straf' mir, von vorn anfangen," sagte Blücher zum englischen Gesandten in Berlin; „daran seid nur Ihr Engländer schuld." Es wollte dem Alten nämlich nicht in den Kopf, daß Napoleon von Elba entweichen konnte, trotzdem eine britische Flotte im Mittelmeer kreuzte. Mitte des Ostermonds stand Blücher mit der preußischen Heermacht, deren Oberbefehlshaber er war, am Niederrhein. Er vereinigte ungefähr 130000 Mann — darunter viele, die schon an der Katzbach, auf den Schlachtfeldern von Großbeeren und Leipzig die Feuertaufe empfangen — und gedachte sich mit den Streitkräften des Britenherzogs Wellington zu vereinigen, die ebenfalls unweit der Nordgrenze von Frankreich Stellung genommen hatten. Ihrer waren es etwa hunderttausend Waffenfähige, Engländer, Hannoveraner und Niederländer. Der Marschall Vorwärts, ein Draufgänger wie er war, drängte auf eine entscheidende Unternehmung; ehe die Oesterreicher mit den Süddeutschen das Elsaß angriffen und die Russen den Mittelrhein erreichten, konnte schon halbe Arbeit gegen den Napoleon getan sein. Der Marschall Rückwärts, Fürst Schwarzenberg, der am Oberrhein kommandieren sollte, betrieb einen andern Plan: bevor der 1. Juni da ist, die Feindseligkeiten ja nicht eröffnen! Wellington hatte seinen Standort in Brüssel, und da es sich mit schönen Damen leichter tanzt als mit dem Bonaparte, so vergnügte er sich auf den Bällen der belgischen Hauptstadt. Eh' man's dachte, befand sich Napoleon mit seiner ganzen Macht, etwa 130000 Mann, in bedrohlicher Nähe der Verbündeten. Der alte Löwenmut des Siegers von Marengo, Austerlitz und Jena war wieder über ihn gekommen. Er wußte, was diesmal auf dem Spiele stand. Wenn es gelang, einer Vereinigung der verbündeten Heere zuvorzukommen, den Blücher und den Wellington einzeln zu schlagen, so behauptete der Franzosenkaiser das Feld, und die Krone saß fester denn je auf dem gefürchtetsten Haupte. Schlossen sich seine Gegner zu einem

großen Waffenkörper zusammen, so war eine höchst gefährliche Lage für den Cäsar geschaffen.

Am 15. Juni begann Napoleon den Angriff. Mit ungeheurer Stoßkraft warf er sich auf Blüchers Vortrupp. Heldenmütig wehrten sich die Zietenschen gegen vierfache Uebermacht, der sie doch schließlich weichen mußten. Tags darauf aber, ehe Wellington den Preußen die zugesagte Hilfe leisten konnte, griff Napoleon die rasch zusammengezogenen Streitkräfte Blüchers an. Bei Ligny, einem starken Dorfe, auf engstem Raum, ballte sich das ungeheure Ringen — der entsetzlichsten eines, deren die Weltgeschichte kennt. Um die dritte Mittagsstunde, bei glühender Sonnenhitze, hatte die Schlacht begonnen — Nähe getroffen, fällt, begräbt den Helden unter sich. Angriff und Abwehr der Berittenen brausen unmittelbar vorüber. Seinem Adjutanten hat Blücher noch zurufen können: „Nostitz! nun bin ich verloren!“ Dann entzieht ihn schwere Betäubung den Vorgängen. Der treue Nostitz aber hält mit gespanntem Pistol neben dem Gefallenen aus, und als Blücher das Bewußtsein wiedererlangt, hilft er dem Führer rasch aus dem Getümmel. Es war die höchste Zeit! Denn wehe dem Napoleonhasser, wären die Franzosen seiner habhaft worden!

Das war der 16. Juni. Gneisenau aber, unsres Blüchers Waffengenoß, konnte sagen: „Die Schlacht verloren, aber nicht die Ehre.“



Blüchers Unfall bei Ligny.

wütender Kampf um den unscheinbarsten Stützpunkt, ein opfervolles Gewinnen und Wiederverlieren, gewaltiges Tosen der Säbelklingen und Feuerrohre, zuweilen übertönt von einem tausendstimmigen „Vive l'Empereur!“ — „Es lebe der Kaiser!“ Und das ungeheure Vernichtungswerk scheint auch die Natur erregt zu haben. Ein furchtbares Gewitter geht hernieder, aber es steigert nur den Grimm der Kämpfenden. Napoleons alte Garden, die gefürchteten Bärenmützen, erringen einen entscheidenden Vorteil. Die preußische Mitte ist durchbrochen. Blücher selbst, von jugendlich brausendem Ungestüm, wirft sich, das Ganze zu retten, mit seinen Reitern ins Getümmel. Sein Pferd, ein englischer Schimmel, von einer Kugel aus nächster

Meisterlich ordnet er den Rückzug auf Wawre — eine Leistung, die wir gar nicht hoch genug bewundern können. Denn man muß sich gegenwärtig halten, welche Anstrengungen unmittelbar vorangegangen, und daß es um die Verpflegung der Tapfern übel bestellt war. Napoleon hat seinen Sieg bei Ligny nicht ausgenützt. Als er den Marschall Grouchy zur Verfolgung der Preußen ausschickt, ist es schon zu spät. Jetzt rückt Napoleon auf der Brüsseler Straße weiter. Das Blücher-Heer, so glaubt er, ist völlig geschlagen, ja zersprengt. Nun kann der Wellington drankommen, das Herzöglein, das in Brüssel auf dem Tanzboden den Galanten gespielt hat. Aber so ganz ohne Grund haben die Engländer ihren Feldherrn nicht den Herzog

von Vittoria geheißen. Er hat in Holland und bei den großen Raufereien in Spanien auch etwas vom Kriegshandwerk gelernt und erst vor zwei Jahren gegen die Napoleonischen bei Vittoria im Baskenland einen großen Sieg erfochten. Jetzt zählt er sechsundvierzig Jahre, steht aber schon lang im Ruf eines kalten Verstandesmenschen. Der Blücher hatte, wohlgemessen, seine dreiundsiebzig Sommer, aber es war noch derselbe Feuerkopf, der einst mit dem großen Preußenkönig — weiß Gott, mit dem Alten Fritz! — Händel anfing und dafür zum Teufel gejagt wurde. Ungestüm und Berechnung tun meist so wenig gut zusammen als Feuer und Wasser. Bei Waterloo aber gab es einen guten Klang. Dieses Waterloo blieb uns ein ehrfurchtgebietender Name von der Schulbank her. Dort ward die Macht eines Weltbeherrschers endgültig zertrümmert. Vom heutigen Geschlecht ist keiner mit dabei gewesen; aber die Hauptsache dessen, was an jenem 18. Juni geschah, hat wie ein Selbsterlebtes unser Bewußtsein ergriffen. . . .

Wellington hat am Morgen alle verfügbaren Truppen, wohl 77000 Mann und 180 Geschütze wenige Stunden südöstlich von Brüssel in Schlachtordnung aufgestellt. Während des Ringens bei Ligny wehrte er französische Angriffe tapfer ab. Er ist jetzt bereit, sich der französischen Hauptmacht zu stellen, denn Blücher gab das Versprechen, nicht mit einem Teil seines Heers, sondern mit sämtlichen Streitkräften zu den Verbündeten zu stoßen. Und auf den Blücher ist noch allemal Verlaß gewesen!

Mit 75000 Gewaffneten und 280 Geschützen (es können auch mehr gewesen sein) steht Napoleon zum Kampf bereit. Um ½12 Uhr gibt er das Zeichen zum Angriff. Ein großes Schloß nebst Park, Hougomont mit Namen, steht der linken Flanke der Franzosen drohend vorgelagert. Ein heftiger Kampf entspinnt sich um diese Befestigung. Am Widerstande von Braunschweigern und Nassauern prallt der feindliche Sturm wie an einer Mauer ab. Vier gewaltige Angriffsmassen werfen sich dem Heere Wellingtons entgegen, aber es gelingt nicht, dessen Schlachtlinie zu durchbrechen. Stundenlang wogt der mörderische Kampf unentschieden hin und her. Der unschuldige Meierhof La Haye-Sainte sieht ein gegenseitiges Morden von Helden. Die Feldherrn setzen sich dem vernichtenden Feuer aus, Offiziere und Gemeine zu äußerster Kriegsleistung anzuspornen — der Kaiser auf seinem kleinen Grauschimmel in grauem Ueberrock und in violettseidener Weste.

Nur unter Aufbietung der letzten Kräfte vermag das englische Heer noch standzuhalten. Mehrfach schon geriet seine Mitte bedenklich ins Wanken. Wellington ward von Stund zu Stunde besorgter. Mit der Uhr in der Hand, so heißt es, harrte er des Bundsgenossen. . . .

Blücher hatte an den Folgen seines Sturzes einen knappen Tag lang festgelegen. Am Morgen des 18. Juni stieg er bereits wieder, obschon mit schmerzenden Gliedern, zu Pferd. Der Wundarzt, der ihn gehörig verbinden und einreiben wollte, ward lachend abgewiesen: „Ei was! wozu noch erst schmieren! Ob ich heute balmasiert oder unbalsamiert in die andre Welt gehe, kommt auf eins heraus!“ Sofort setzt sich das preußische Heer in Bewegung. Aber heillos durchweichter Boden und zahlreiches Gestrüpp gestatten nur ein langsames Vorrücken. Uebermenschliches leisten die wackern Truppen, um Geschütze und Kriegswagen vom Fleck zu bringen, um nicht im Schlamm steckenzubleiben. Immer wieder treibt Blücher die fast Verzweifelnden an. Eine plötzliche Erschlaffung bemächtigt sich auch des zähesten Pflichtgefühls. Da sprengt der greise Feldherr an die Seinen heran: „Kinder, es muß gehen! Ich hab' es meinem Bruder Wellington versprochen. Ich hab' es versprochen, hört ihr wohl? Ihr wollt doch nicht, daß ich wortbrüchig werden soll!“

Und siehe, es ging! Um die dritte Mittagsstunde etwa bricht die erste Preußenschar aus dem Pariser Hölzchen am östlichen Rand des Schlachtfelds hervor, dem Feind in die rechte Flanke, die nun nicht wieder losgelassen wird. Die Zietenschen nehmen das Dorf Papelotte, und als Napoleon seine Kerntruppen nochmals gegen die Mitte der englischen Stellungen Sturm laufen läßt, räumen vierundzwanzig Geschütze mit ganzen Reihen der alten Garde auf. Mehrere Bataillone, zu großen Vierecken geschlossen, werden von Reiterei umzingelt. Man fordert sie auf, sich zu ergeben. „Die Garde stirbt, doch sie ergibt sich nicht!“ So lassen sich die Tapfern für diesen Napoleon hinschlachten, der bis zum letzten Lebenshauch ihr Abgott bleibt . . . Ein letzter, verzweifelter Durchbruchsversuch des großen Schlachtenmeisters mißlingt. Fast zu gleicher Zeit erobern die Preußen das Dorf Placenois, fast im Rücken der französischen Stellungen, und damit ist vollends das Schicksal der feindlichen Armee entschieden. In ihren Reihen entsteht Verwirrung; die Massen lösen sich auf; eine wilde Flucht reißt den Kaiser samt seinen letzten Getreuen mit sich fort. Unter Gneisenaus beispiellos ungestümer Verfolgung bersten die letzten Trümmer eines überwundenen Heers auseinander.

Die Nacht hatte sich bereits auf das Schlachtfeld herabgesenkt und ein vieltausendstimmiges „Herr Gott, dich loben wir“ stieg zu den Sternen empor, als Blücher und Wellington auf der Höhe von Belle-Alliance sich die Hände reichten. Ob der Platz wirklich von dem Herzensbunde zweier schöner Brautleute so geheißen wird, weiß der Kalenderschreiber nicht. Aber gibt es einen bessern Namen für die siegreiche

BLB Karlsruhe

Waffenverbindung, die am 18. Juni 1815 über Europens Zukunft entschied? . . .

Der große Sieg war teuer genug erkauft. Hüben und drüben hielt Schnitter Tod reiche Ernte. Ueber 22000 Tapfre hatten die Verbündeten verloren; fast doppelt so groß waren die Verluste auf der andern Seite. Man sagt, der Kaiser habe auf dem Schlachtfeld inmitten seiner Garden sterben wollen. Da habe General Drouot ihn zur Flucht angetrieben, indem er rief: „Sire, retten Sie sich für Frankreich!“ O daß Napoleon eine unerhörte Laufbahn durch einen Heldentod auf blutiger Walstatt geendet hätte! Nur den Hut, den weltberühmten, Degen und Staatsmantel nebst seinem kostbaren Wagen ließ er auf dem Schlachtfeld zurück. Und nun geht es mit dem von einem höheren Geschick Besiegten täglich schneller bergab. Volk und Staatsmänner lassen ihn einfach fallen. Am 22. Juni dankt Napoleon zugunsten seines Sohnes ab, dem aber nie vergönnt ward, eine Krone zu tragen. Am 29., als schon die Verbündeten — zum zweiten Male — vor Paris stehn, nimmt der Entthronte von seiner Mutter, der stolzen, fünfundsechzigjährigen Lätitia, wehmutsvollen Abschied. Vierzehn Tage darauf — der achtzehnte Ludwig hat sich's in Paris als König von Frankreich wieder bequem gemacht — geschieht dasjenige, was noch vor etlichen Jahren niemand zu denken gewagt hätte: der größte Gewaltmensch seines Jahrhunderts kriecht zu Kreuz: Napoleon, seines Lebens nicht sicher, von aller Welt verlassen, stellt sich unter britischen Schutz. In der Morgenfrühe des 15. Juli nimmt das Kriegsschiff „Bellerophon“ ihn auf; aber als das Fahrzeug an der englischen Küste anläuft, erfährt der Geächtete sein weiteres Schicksal: die Mächte haben ihn auf Sankt Helena verbannt. Er, dessen Geist den Erdball umspannte, soll auf der einsamsten Insel des fernen Ozeans sein Tatenleben beschließen! Der Kaisername war ihm von den Mächten abgesprochen; man sollte ihn fortan nur noch General Bonaparte heißen. Als ob der Ruhm eines großen Manns mit seinem Rang und Titel verlöschte!

Es war am 16. Oktober 1815, als Napoleon den unwirtlichen Boden von Sankt Helena betrat. Wenige Getreue, darunter Bertrand, sein Mitkämpfer bei Großbeeren, Leipzig und Waterloo, folgten ihrem Feldherrn in die Verbannung. Eine bescheidene Meierei, Longwood genannt, diente dem überstreng Bewachten als Wohnung. Aber nur um sechs Jahre überlebte der Titan seinen Sturz. Im Brausen eines jener furchtbaren Stürme, die gar oft das sonst um so stillere Eiland heimsuchen, rang ein verdüstert Restlein Leben mit dem Allvernichter. Es geschah dies am 5. Mai 1821. Um die sechste Abendstunde, als eben die Sonne in das beruhigte Meer sank, entschlief er, der Welten zu bewegen wußte, dem Welten hatten dienen müssen. Bei einer Quelle, an der er oft geweilt, begrub man ihn. Aber neunzehn Jahre später erfüllte sich des Kaisers Wunsch, „zu ruhen an den Ufern der Seine, inmitten des Volks, das er so sehr geliebt.“ Unter großen Feierlichkeiten wurde Napoleons Leiche am 15. Dezember 1840 im Dom der Invaliden zu Paris beigesetzt. Sein Andenken hatte inzwischen die Zeit wundersam verklärt, und selbst die Söhne derer, die den Korsen hatten bezwingen helfen, blickten zu seinem Bilde wie zu einem Heiligen empor.

Auf St. Helena.

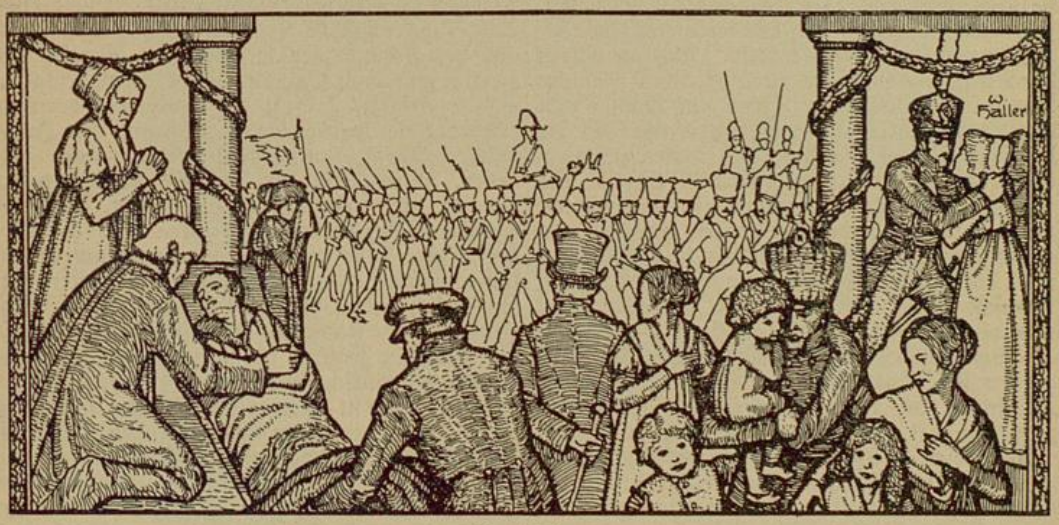
„Der Krieg ist auß“ schrieb Blücher, der mit dem Schwerte besser umgehn konnte als mit der Feder, an seine Frau Eheliebste. Es war am 4. August 1815. Von Waterloo bis dahin hatte aber noch mancherlei Merkwürdiges stattgefunden. Sechs Tage nach jener Entscheidungsschlacht warnte Blücher den König von Preußen, nicht wieder preiszugeben, was der Soldat mit seinem Blute errungen. In Paris aber sollte der Feind nach dem Willen der Staatskünstler mit Samtpfötchen angefaßt werden, und besonders der „Kaiser und Selbstherrscher aller Reußen“ gefiel sich in der Rolle des großmütigen Siegers. Er wußte gar wohl, daß der deutsche Einfluß in Grenzen gehalten werde, wenn Frankreich nicht allzusehr geschwächt aus dem Krieg hervorging. Blücher merkte bald, daß wieder ein lauer Wind wehte. Ein Flußübergang in Paris war von den Franzmännern die Brücke von Jena getauft — zur Erinnerung an jenen unheilvollen Oktober

BLB Karlsruhe

1806, da Preußens Waffenehre dem Feldherrngenie Napoleons erlag. Unser Blücher empfand es als eine Schmach, daß die Pariser fernerhin mit diesem Denkmal deutschen Unglücks prahlen sollten, und er hatte sich's in seinen ehrlichen Soldatenkopf gesetzt, die Brücke in die Luft zu sprengen. Aber da legten die Bedächtigen bis hinauf zum König von Preußen feierlichste Verwahrung ein, weil Talleyrand, der Erzschelm — er war wieder leitender Minister in Frankreich — ein bös Gesicht machte. Blücher blieb fest: „Die Brücke wird gesprengt und ich wünsche, daß der Herr Talleyrand sich vorher draufsetzt!" Am 10. Juli wurde die Sache nun wirklich in Angriff genommen (allerdings ohne den Talleyrand); es gab ein Getös, als ob die Welt einstürzen wolle. Wie aber der Rauch sich verzog, sah man die Brücke unversehrt dastehn! Nachher hieß es, das Pulver habe nichts getaugt; aber ein schlauer Leser merkt etwas und es wird wohl das richtige sein. Die besagte Brücke, daß es der Deutsche weiß, steht heute noch.

Auch aus andern Dingen konnte Blücher entnehmen, daß der Soldat seine Rolle ausgespielt haben sollte. Der französischen Regierung war die Pflicht auferlegt, für die Verpflegung der fremden Truppen zu sorgen. Es war eine bescheidene Gegenrechnung im Vergleich zu den vielen Millionen, die unsre Deutschen jahrelang für den Napoleon und sein gieriges Heer hatten bluten müssen, und die Opfer an Leib und Leben sind nicht einmal mitgezählt. Was taten die Staatsmänner, die doch noch nicht ihren Frieden mit dem besiegten Lande gemacht hatten? Sie nahmen es dem Blücher übel auf, daß er deutsche Truppen in die französische Hauptstadt legte und daß die Soldaten nach den Entbehrungen der jüngsten Zeit mehr von den Parisern bekommen sollten als trocken Brot. Auch der Wellington erhob Einsprache gegen die Forderungen Blüchers und Gneisenaus, und da bekam er — das Herz lacht einem im Leibe! — eine Antwort, die hoffentlich Gültigkeit hat, solang es eine deutsche Wehrmacht gibt: „Unser Soldat ist nicht ein abgesonderter Stand, sondern der kräftigste Teil der Nation selbst; er kennt dies Absondern von andern Klassen nicht und hält es für die größte Beleidigung!"

Endlich fand die kriegerische Unternehmung von 1815 ihren Abschluß und die verbündeten Heervölker konnten den fremden Boden verlassen, bis auf eine sogenannte europäische Armee von 150000 Mann, die vorerst zur Sicherung der Ruhe in Frankreich zurückblieb. Den übrigen winkte von neuem die Heimat, der gesicherte Herd, die Friedensarbeit. O! mit welchem Wonnegefühl wird man die Braut oder Gattin, die sorgenden Eltern begrüßen. Und wie mag später das Pfeiflein schmecken, wenn man nach wohlvollbrachtem Tagwerk die Anstrengungen des Lagerlebens, die Schrecken der Feldschlacht überdenkt!... Tausende freilich kehren als Schwerkranke, als dauernd Erwerbsunfähige zurück, und wer zählt die vielen, die noch rechtzeitig die Ihren wiederfinden, um in geliebten Armen zu sterben?



Wieder daheim . . .

Aber dieser Feldzug von 1815 hatte Schmerzlicheres im Gefolg als die Not des einzelnen. Es ging mit den weltpolitischen Dingen fast aufs Haar, wie es vor Jahresfrist gegangen war. Zwar mußten die Franzosen jetzt die Kunstschätze herausgeben, die sie auf ihren Eroberungszügen in Deutschland versehentlich hatten mitgehn heißen, und es wurde dem Land eine Kriegsbuße von siebenhundert Millionen Franken

auferlegt. Aber der Zweite Pariser Friede — er wurde am 20. November nach langen, schweren Wehen geboren — war ein ebensolches Zwittergeschöpf wie der erste, indem die Franzosen das Elsaß mit Straßburg, der Pflegstätte deutschesten Lebens und Geistes, behielten und so die Grenzen unsres Vaterlandes ungesichert blieben.

Unsres Vaterlandes? Als ob es überhaupt ein solches gegeben hätte! Die Deutschen hatten es zu neununddreißig Vaterländchen gebracht, aber nicht zu einem großen, starken politischen Gemeinwesen, nicht zu einer Nation. Eifersüchtig standen noch immer der Norden und der Süden, mißtrauisch der Kleinstaat dem größern gegenüber. Als die Urenkel Hermanns, des Cheruskers, zorngemut gegen den fremden Zwinghern sich erhoben, als hätte die Not der Zeit ihnen einen neuen Geist eingehaucht — hatten sie nicht auch eine Erneuung des deutschen Allgemeinwesens, ja eine Wiederherstellung des Reichs und Kaisertums erhofft? Aber sie hatten die Rechnung ohne die Staatenlenker gemacht. Die kalten Selbstlinge waren auf einmal voll von Bedenklichkeiten und sie sagten also: „Lieber deutscher Michel, du hast dich tapfer gehalten, aber es war deine verdammte Pflicht und Schuldigkeit! Das Fremdjoch ist abgeschüttelt und wir leben wieder im tiefsten Frieden. Da ist es rätlich, Säbel und Büchse zu verschließen und die freien Gedanken und vaterländischen Wünsche auch. Wir haben die Heilige Allianz und wir haben den Deutschen Bund — und was die Volksrechte anlangt, von denen vor dem großen Krieg die Rede war, so steht es jedem Deutschen frei, in der Lotterie das große Los zu ziehen oder nicht. Herz, was willst du mehr!"

Der Leser ist eingeladen, sich die Sachen ein wenig näher anzusehen! Die Heilige Allianz — Gott hab' sie selig! — stammte so halb von einem Weibe her — von jener Wahrsagerin, der Krüdener. Sie hatte es dem frommen Zaren eingegeben, daß die regierenden Fürsten eine Art Verein gründen müßten zur Pflege gegenseitiger Bruderliebe und christlichen Sinnes, zur Aufrechterhaltung des Friedens und der Gerechtigkeit. Die Allianz kam zustand an einem Septembertag des Jahres 1815; sie ist aber so heilig nicht gewesen, als der Name besagt; auch haben der Papst und der Prinzregent von England nicht mitgemacht. Der Fürstenverein schlief bald wieder ein, es leben aber manche unter uns, die den Deutschen Bund noch gekannt haben aus eigener Erfahrung. Das ist auch solch eine mißlungene Schöpfung des Jahres 1815 gewesen, und der Freiherr vom Stein, dem der Hinkende als einem aufrechten und redlichen Deutschen schon oft die schuldige Verehrung bezeugt, hatte ganz recht, wenn er die ganze Gründung ein Possenspiel hieß. Der Deutsche Bund sollte auch ein Verein sein — ein völkerrechtlicher, geschlossen von den Fürsten und freien Städten Deutschlands, um die innere und äußere Sicherheit zu wahren und durch Bevollmächtigte seiner Mitglieder gemeinsame Fragen zu regeln. Wie eine Liedertafel und ein Kegelklub ihre Satzungen haben müssen, zu deutsch Statuten, so auch eine Staatsgenossenschaft. Der Deutsche Bund stellte nach Artikel 13 seiner Satzungen den einzelnen Völkern in Aussicht, daß sie zu größerer Mitwirkung am Staatsleben herangezogen würden; die Bevormundung vieler Jahrhunderte sollte aufhören, das Volk sollte seine Gesetze zusammen mit der Regierung machen dürfen. Durch beiderseits beschworene Verträge — Verfassungen nennt man es — konnten die Rechte des staatlichen Oberhaupts und des Volks bestimmt und deren Verhältnis zueinander geregelt werden. Unser badisches Musterländle — man muß es rühmend sagen — erhielt eine Verfassung schon 1818, gleich nach Weimar (wo Goethes Freund, der Herzog Karl August, regierte) und nach Bayern. Das Schwabenland, wo der Uhland kräftig die Volkssache vertrat, erhielt diese wohltätige Einrichtung ein Jahr später. Aber kaum traten die Landtage ins Leben, so trachtete der Deutsche Bund danach, wie er die freisinnigen Stiftungen, die erweiterten Bürgerrechte erdrücken und die unbeschränkte Staatsgewalt von neuem aufrichten könne. Helfer von Sklavensinn und Kastengeist fanden sich genug. Kein Mittel ward unversucht gelassen, das Rad der Geschichte aufzuhalten, und langhin währte in ganz Deutschland der Kampf der rückschrittlich und fortschrittlich Gesinnten. Auch in auswärtigen Dingen legte der Bund, dem die Ehre des deutschen Namens anvertraut war, ein klägliches Verhalten an den Tag, bis 1866 ein Staatsmann von ehernem Willen, ein Deutscher vom Scheitel bis zur Sohle, das mißachtete Gebild von 1815 zusammenschlug. Welche Fügung des Schicksals! Dasselbe Jahr, das den korsischen Riesen fällte, gebar uns das Heil: am 1. April, also noch in den Tagen des Wiener Kongresses, erwachte im fernen Pommern ein Kindlein zum Dasein, das von der Vorsehung zu Großem bestimmt war: Otto v. Bismarck. Was sich den deutschen Kämpfern der Befreiungskriege nicht erfüllte: die Erneuung der Nation ward nach blutigem Ringen, wieder mit einem Bonaparte, diesmal aber ohne fremde Beihilfe, den Nachgebornen um so herrlicher beschieden. Das Beste der vaterländischen Errungenschaften aber verdanken wir dem Manne, der planreich wie der erste Napoleon und ebenso kraftvoll in der Durchführung seiner Plane, ein Staats- und Volkslenker von weitblickendem Geiste, ein Tatenmensch, doch darin größer war, daß er das Wohl des Ganzen über sein eigenes Ich setzte.

BLB Karlsruhe

In Wind u. Wetter schützt Formamint

vor den Folgen **von Erkältungen**

in Krankenstuben, Konzert- und Ballsälen, Theatern, Kinos, Eisenbahnabteilen, Straßen-, Hoch- und Untergrundbahnwagen, Schulen usw., überhaupt

an allen Sammelplätzen vieler Menschen sichert es gegen Ansteckung.

Formamint

macht die durch Mund und Rachen eindringenden Bakterien unschädlich.

BLB Karlsruhe

Mehr als 10 000 Aerzte

haben die bakterienfeindliche Wirkung der

Formamint-Tabletten

bestätigt. So schrieb:

Se. Exz. Professor v. Leyden in Berlin: „Ich habe die Formamint-Tabletten häufig genug verordnet, auch selbst gebraucht und bin mit dem Erfolge recht zufrieden."

Herr Professor Dr. Neumann, Privatdozent am hygien. Institut in Heidelberg: „Ich bin mit der Wirkung der Formamint-Tabletten dauernd zufrieden gewesen."

Herr Geh. Medizinalrat Professor Dr. E. Berthold in Königsberg O/Pr.: „Die Formamint-Tabletten hatten mir zur Desinfektion der Mund- und Rachenhöhle sehr gute Dienste geleistet."

Herr Professor Dr. med. Billeter in Zürich: „Die Erfahrungen mit Formamint-Tabletten sind recht günstig. Die Verwendung als Schutzmittel bei Berührung mit Katarrhkranken in meinem Operationszimmer hat sich bei mir, meinen Assistenten und Bedienungspersonal recht gut bewährt."

Herr Dr. med. Dessauer in München: „Das Formamint verwende ich zum eigenen Gebrauch, da ich entdeckt habe, daß es einen vorzüglichen Schutz für uns, die wir den Menschen in die infektiösen Mund- und Rachenpartien schauen müssen, bildet. Hatte ich früher jedesmal selbst eine Angina, so oft ich einen Halskranken inspizierte, so ist das jetzt dank Ihrer Pastillen vorbei."

Die Formamint-Tabletten sind erhältlich in Flaschen mit 50 Tabletten zu M. 1.75 in allen Apotheken und Drogerien. Nachahmungen weise man zurück. Näheres über Wesen und Wirkung des Formamints enthält die für die Gesundheitspflege überaus wichtige Broschüre **„Unsichtbare Feinde"**, die bei Abforderung durch Postkarte von Bauer & Cie., Berlin 48 T Friedrichstr. 231, kostenlos versandt wird.

BLB Karlsruhe

Brigittas Brautfahrt.

Eine Erzählung aus den Alpen von

Hans Kerschbaum.

1.

Die Wildbäche, die der Winterfrost so lange gefesselt gehalten, stürmten wieder hervor aus den schattendüstern Schluchten der Berge. Ihr Rauschen war wie ein Hoheslied, wie ein brausender Sang auf die Freiheit.

Und draußen im Tal, wo um menschliche Siedlungen blühende Bäume standen und wohlriechende Gräser die Luft würzten, weil eben der Frühsommer durch die Lande schritt, — im Tal, wo die Drau dahinrauschte, stolz und mächtig gleich einer Königin — da vereinten die freiheittrunkenen Bergsöhne ihre Stimmen und ihr Sang schwoll an zu gewaltigem Hymnus.

Die wilden Gesellen aber wollten nicht nur ihre Stimmen hören lassen, sie wollten auch ihre gewaltige Kraft erproben.

Und daran mußte manch irdisches Gut der Menschen glauben.

Doch wie sie auch wüteten, diese Unholde, wie sie ihre schaumgepeitschten Wellen auch hinanschleuderten gegen das Gelände: der alten Floßbrücke, die am Drahtseil hing, das auf hohen Masten den Fluß überspannte, vermochten sie nichts anzuhaben.

Wohl schaukelte das schwere Holzgefüge ruhelos auf der hochgehenden Flut, es klirrte am Pfahl die Kette, die das Floß versichert hielt, aber ruhig und wie der wilden Strömung zu Trutz schwamm die Fährbrücke über den Fluß, wenn der Ferge Wendelin oder dessen junges Weib die Kette lösten und das schwere Steuerruder schräg zur Strömung setzten. Dann eilte die Rolle am Drahtseil entlang und das Floß glitt mit seiner Last von Ufer zu Ufer, ohne sonderliche Mühe Roß und Wagen ebenso leicht tragend, wie die Menschen, die hin und her über die Drau mußten.

Eine solche „Ueberfuhr", deren sich im Flußlauf der Drau — von der Tiroler bis zur steierischen Grenze durchzieht dieser Gebirgsfluß, eine Anzahl kleinerer Alpenflüsse und Wildbäche aufnehmend, der ganzen Länge nach das Kärntner Land — eine erkleckliche Anzahl befindet, ist für ihren Eigentümer, nachdem viele Stunden flußauf und flußab häufig keine feste Brücke vorhanden ist, ein einträglicher Verdienst.

Auch der Fährmann Wendelin — er hieß in der Gegend bloß Wendel — fand dabei sein gutes Auskommen, um so mehr, als er nebenbei auch den Posten eines Stromwächters innehatte. Es war nur gerecht von ihm, wenn er zuweilen dankbar jenes seiner Vorfahren gedachte, der die Fähre errichtet und sich oben am Riegel (kleine Anhöhe) ein kleines, doch recht schmuckes Haus gebaut mit einem Gärtchen daran und etlichen Feldern ringsum.

In diesem Hause, das durch einen Drahtzug mit der Fähre verbunden war, damit — vornehmlich nachts — vom jenseitigen Flußufer aus der Ferge durch ein Läutwerk für eine Ueberfahrt herbeigerufen werden konnte, verlebte schon ein Urahn Wendelins die Freuden und Leiden des irdischen Daseins und versah den Fährdienst unten am Fluß.

Dieser Urahn war es, der auf dem grünen Anger vor dem Fährmannshaus einen Nußbaum gepflanzt, unter dessen Wohlgeruch ausströmendem Laubdach die späteren Fährmänner wohl manche Feierstunde verplaudert oder verträumt haben mögen, ansonst hätten sie sich gewiß nicht die hölzerne Rastbank unter dem Baum, rund um seinen Stamm, gezimmert, auf welcher es sich so gut sitzen ließ, daß der Jäger Wolfram vom Drauburger Schloß nicht vorbeigehen konnte, ohne auf dieser Bank eine Weile unter dem Nußbaum zu rasten und mit den Fährmannsleuten dies und jenes zu plaudern.

Der Jäger Wolfram, der die Jagdgründe der Drauburger Herrschaft dies- und jenseits des Flusses durchstreifte, mußte wunders gerne vor dem Fährmannshause Rast halten, denn er kam immer häufiger über die Drau herüber. Er kam auch zuweilen, wenn der Ferge Wendelin just abwesend war, und dann nutzte der Jäger die Gelegenheit, um der jungen Fährmannsfrau zu sagen, wie sie sauber sei und wie gern er ihre liebliche Stimme vernehme, wie lieb sie lachen könne und — na, kurz und gut: den möchte er kennen, der ihrer Anmut, ihrem Liebreiz widerstehen könnte. Und dann: Herrgott — ein winziges Busserl nur von diesem köstlichen Rosenmündchen, von diesem schelmisch lächelnden, süßen, der ja zu gar nichts anderm geschaffen könne sein, denn zum Küssen — Küssen — Küssen . . .

O dieser Jäger Wolfram! Der wußte wohl, womit man die Mäuse fängt! Mit seinen Schmeicheleien hatte der wohl schon manches Mägdelein betört; denn — so weit kannte er die Weiber — die Törichten, die Schwachen, die lassen sich bald damit herumkriegen.

Doch die Fährmannsfrau, die war nicht töricht, nicht schwach. Des Fergen Wendelins Eheweib war stark!

Des Jägers Eifer erlahmte darob aber nicht. An diese Stärke wollte der Wolfram nicht glauben. Solange wollte er daran nicht glauben,

bis der Ferge Wendelin es ihm selber sagte und sich gleicher Zeit die Besuche des Jägers ein für allemal deutlich genug verbat.

Damit erst beginnt eigentlich die Geschichte, die der Erzähler mitten im Alpenvolk, dem trutzigen, liebenden, hassenden, dem gutartigen und bösewichtigen, dem sündigen und verzeihenden — wie der liebe Gott es als Samenkorn eben hineingestreut in die halbteils liebliche,

„Davongegangen is er wia ra Schölm . . . ka Wörtl hat er g'sagt."

halbteils wilde Bergwelt und die Saat hat sprießen lassen im Sonnenschein oder auch in rauher Unbill der Wildwasser und Lawinen — in Bruchstücken aufgelesen und zu Nutz und Frommen hier zu einem Ganzen gefügt, eingedenk des Widerspiels vom Fluch der bösen Tat.

* * *

Der Ferge Wendelin stand unter dem Nußbaum und schaute nachdenklich über den wildrauschenden Fluß, hinan zum Drauburger Schloß, das jenseits am Talgelände thronte.

Just vorher hatte er sich mit dem Schloßjäger, als er diesen über die Drau gefahren, in Feindschaft gesetzt.

„Wie hast ihm's gesagt?" fragte Wendelins Weib.

„So, daß er's leicht verstanden hat," antwortete der Ferge. „Und das aone, das soll er si nur ja guat merken, hab' i g'sagt, wenn er si noch amal derblicken laßt af mein Grund: z'lachen hätt' er nix, hab' i g'sagt. Und amal noch soll er mein Weib anrühr'n: da kunnt iahm 'was passier'n, hab' i g'sagt . . ."

„Und was hat er drauf g'sagt?" wollte das Weib wissen.

„Was soll er drauf sag'n?" fuhr der Ferge auf. „Dem hätt' i's geb'n, wenn iahm 'was nit recht waar g'wen . . . Davongegangen is er wia ra Schölm . . . ka Wörtl hat er g'sagt."

Der Fährmännin schien das um so schlimmer. Sie hatte eine Sorge, daß der Jäger ihnen schaden könne.

„Werst seg'n, Wendel," sprach sie, „der kehrt uns das ab."

Der Ferge zuckte die Achseln. Er hatte wohl ähnliche Gedanken. Und dabei dachte er auch: ob ich ihm nicht doch zu scharf gekommen bin.

„Vielleicht derlabt er uns nimmer, daß wir aus 'm Schloßwald Holz und Streu hol'n dersen?" meinte das Weib.

„Zweg'n Holz und Streu? . . ."

Daran hat der Wendelin wohl auch gedacht, und es war ihm so zu Sinnen, daß da etwas Unklares, etwas Dunkles sei, das ihm ein ungutes Gefühl machte.

Aber er wollte sich drüber hinwegreden und sagte: „Das is a altes Recht. Soviel i mi zu erinnern waß, haben wir alle Jahr' im Herbst unsere zehn Klafter buachenes Holz im Schloßwald nutzen dersen und im Auswart haben wir uns die Streu gerecht. Is niemals davon a Red' g'wen, daß wir an das Schloß dafür hätt'n 'was zahl'n müassen. Das is — wia g'sagt — a altes Recht und a ausg'handelte Sach' — hat es g'haßen.

„Wie du waßt, zahlt die Herrschaft die Ueberfuhr fürs ganze Jahr mit ein' bestimmten Betrag, mag überfahr'n vom Schloß wer will und so oft sie woll'n — is ganz gleich: fünfaz'wanz'g Gulden werd'n gezahlt. Fürs andere haben wir die Waldnutzung.

„So muaß es eben ausg'macht word'n sein . . . Kunnt mir's nit denken, wie wir uns sunst die vielen Jahr' her Holz und Streu hätten hol'n dersen . . . G'stohl'n hab'n wir's g'wiß nit."

„Daß aber gar nix G'schriebenes vorhanden is!" bedauerte die Fährmännin.

„Ja," nickte der Ferge. „Das is das Dumme. Bei Vaters Lebzeiten is nia nit a Red' davon g'wen. Und die Mutter hat davon nit mehr g'wußt, wie: daß es halt schon immerher so war. Im Schloß, man i, werd'n sie davon schon wissen.

„Und wenn mir der Jager vielleicht G'schichten will machen und Umständ', nachdem pfeif' i sener af das Holz und af die Streu — meiner Seel': drauf pfeifen tua i sener — i kaaf mir mei' Holz beim Wenzbauern . . .

„Aber 's sege sag' i aa: für die Ueberfuhr muaß mehr gezahlt werd'n . . . Wart's, G'sellschaft übereinand'!"

Der Jäger Wolfram schien dem Fergen Wendelin von diesem verdrießlichen Tage an nimmer gern in die Wege zu gehen. Den ganzen Sommer hindurch vermied er es, über die Drau zu

kommen, und überließ jetzt auf einmal die diesseitigen Forste seinen Hegern.

Von diesen betrat einer den Fergen Wendelin, als der eines Herbsttages im Schloßwald an einem Baume sägte, den ihm der Jäger Wolfram im Frühjahr ausgezeigt hatte.

Und kaum daß der Fährmann das Holz unter Dach hatte, brachte der Postbote in das Fährmannshaus einen großen Brief, dessen Empfang der Wendelin mit Unterschrift bescheinigen mußte, was ihn sehr wundernahm, weil er sein Lebtag nie einen solch großartigen Brief bekommen hatte.

Mit ungelenker Hand kratzte er seinen Namen hin, und der Briefbote schritt schon den Steig gegen den Wenzbauernhof hinan, wo er für die Aloisia Zwischenbrugger, Kuhdirn beim Bauern auf der Wenz, ein Brieflein zu bestellen hatte, — da hielt der Ferge Wendelin den Gerichtsbrief noch immer zwischen den Fingern und schaute ihn hin und her an und dachte darüber nach, warum ihm das Gericht einen Brief schreibe.

„Vielleicht machen wir a Erbschaft," sagte er halb verwundert, halb scherzend.

Und zwickte mit den Fingernägeln den Umschlag auf.

Eine geraume Weile mußte er in das Schriftstück Einblick nehmen. Dann tat er aber plötzlich einen zornigen Lacher.

„Schölm!" sagte er. „Das schaut dir gleich, dir!"

Das Weib ahnte wohl gleich etwas Böses.

„Gel' du," sagte sie, „der Jager?!"

„Gräfliches Forstamt des Schlosses Drauburg," antwortete, aus dem Schriftstück herauslesend, der Fährmann. „Vorladung zum Gericht wegen Holzdiebstahl . . ."

„Wegen Holzdiebstahl . . . Maria!"

Die Frau sah erschrocken drein.

Der Wendelin tat wieder einen grimmigen Lacher.

„Dem hab' i nix Guates zuagetraut," sprach des Fährmanns Weib.

„Der hätt' uns noch a Holz dazuageschenkt," sagte der Ferge, „wenn du iahm sein' Will'n nach getan hättst . . . Werd si aber schneiden, der, wenn er mant, daß er mir's af die Art kann abkehr'n . . . Dem werd i was verzähl'n vor'n G'richt — dem schon noch, dem!"

Die gerichtliche Vorladung schleuderte er verächtlich von sich.

Doch es änderte nichts daran. Der Fährmann mußte vor Gericht erscheinen.

Ob er Holz aus dem Schloßwald geholt, wurde er gefragt.

Oefters als einmal, gestand der Wendelin.

Ob er das Holz jemals bezahlt habe?

Sei ihm gar nicht eingefallen, erklärte er sorglos. Seine Vorfahren hätten schon Holz aus dem Schloßwald geholt. Versteht sich: immer nur soviel, als ihr zugesprochenes Recht war.

So, so! Das interessierte die Herren. Woher dieses Recht komme, wurde gefragt.

Der Wendelin versuchte es zu erklären.

„A Recht," sagte er, von seiner Schuldlosigkeit fest überzeugt, „muaß decht bestanden hab'n. Wir waren und seint kane Diab, die in ein' fremden Wald geh'n und Baam umschneiden. Und wenn a nix G'schriebenes vorhanden is — es muaß halt amal so ausg'macht word'n sein, und das Holz und die Streu — so denk' mir halt i — muaß a Naturalleistung sein für die Ueberfuhr . . ."

Der Wendelin war schon zufrieden; der Richter nickte, als wolle er gerne daran glauben.

Aber jetzt kam das Sprechen an den Schloßverwalter, der mit dem Förster Wolfram und demselben Waldhüter, der den Wendelin betreten, anwesend war, und der nun zu bestätigen wußte, daß für die fragliche Ueberfuhr jedes Jahr ein fester Betrag bar bezahlt würde.

Der Herr Verwalter konnte als voraussichtiger Mann sein Reden durch allerlei Aufschreibungen erhärten. Und — das wußte er nachdrücklich zu betonen — von einem sonstigen Uebereinkommen, wie etwa von einem freien Holzbezugsrechte als Naturalleistung, wie der Angeklagte meine, finde sich in den Verwaltungsbüchern kein einziges Wort.

Und nach dem Verwalter wußte auch der Jäger Wolfram im gleichen Sinne auszusagen: sein Vorgänger habe ihm weder mündlich davon etwas mitgeteilt noch Schriftliches darüber hinterlassen.

Und der Wolfram fügte mit stillem Hohn hinzu: wenn etwa der Angeklagte über ein derartiges Uebereinkommen ein Schriftstück besitze, sei jetzt die beste Gelegenheit, damit hervorzutreten.

Schneller kreiste über diese Verhöhnung dem Wendelin das Blut.

„Mit Verlaubnis," sagte er. „Wenn der Mensch ehrlich is, so braucht es nit allemal ein' Fetzen Papier. Unter rechtschaffenen Leuten gilt der Handschlag so viel wia ra G'schrift. Und wenn kein Recht nit vorhanden waar, wieso hat mir der Herr Förstner noch im heurigen Auswart mein Holz ausgezeigt . . . Gel', selm is noch a anderer Zeitpunkt g'wen!"

Wart', dachte sich der Wendel, Jager, jetzt gib Antwort!

Die fiel dem Jäger Wolfram nicht schwer. An so unangenehme Dinge braucht man sich ja nicht erinnern können. Wenn der Fährmann da nicht etwas geträumt habe, beteuerte der Jäger, so müsse er annehmen, daß der Wendelin sich mit einer erstunkenen Unwahrheit schuldlos machen möchte.

Und dann war es so: so oft der Ferge Wendelin

BLB Karlsruhe

einen Rechtfertigungsgrund ins Treffen führte, der Förster zwei Gegenbegründungen wußte.

Und wenn der Fährmann daheim noch gemeint, er wolle den Jäger schon ins rechte Licht stellen, so mußte er jetzt erfahren, daß immer alles ganz anders kommt. Wenn er mit seiner Bärenkraft den Jäger Wolfram auch mitten entzweigebrochen hätte, — das Mundstück war beim Jäger feiner geschliffen; in diesem Belange schlug der Jäger den Fährmann vollständig.

Und wenn der Wendelin glaubte, mit einer Reminiszenz aus des Jägers Vergangenheit einen Trumpf in der Hand zu haben; wenn er aufklären wollte, worauf die Anschuldigung gegen ihn zurückzuführen sei, dann sagte der Richter kurz: das gehöre nicht zur Sache, solche Dinge könne er nicht zulassen.

Und zum Ende hin stand die Sache so, daß der Richter zwar zugab, es könne früher einmal immerhin ein Abkommen in dieser Angelegenheit bestanden haben; so nun aber jeglicher Beweis hierüber mangle, bleibe nach dem Paragraphen so und so nichts übrig, als den Fährmann, wohl unter Berücksichtigung mildernder Umstände, zu verurteilen, und zwar zu drei Tagen Arrest.

Jetzt glaubte der Wendelin nicht recht verstanden zu haben.

„Wia?!“ fragte er erschrocken. „Einsperr'n?... Mi drei Tag einsperr'n!... für was eppan? für was?... Diab bin i kaner — i nit, i!“...

Der Fährmann hat gezittert. Sein Blick irrte durch das Gerichtszimmer und seine Augen suchten einen, der über den Spruch des Richters ebenso erstaunt wäre wie er, der Wendelin.

Er fand keinen. Die paar Männer, die mit sorglos heiterem Sinne da umherstanden, schienen es so ganz in Ordnung zu finden.

Nur der Herr Förster blinzelte dem Verurteilten so von ungefähr ein bißchen schadenfroh zu, was beiläufig besagen mochte: Gelt, das hast du nicht erwartet!

Nach dem Urteilsspruch durfte der Wendelin wohl unbeschadet wieder heimgehen; nach Ablauf von zwei Wochen aber mußte die Strafe abgebüßt werden, ermahnte ihn der Richter noch; oder er könne, wenn er glaube, daß es ihm gelinge, Beweise für seine Schuldlosigkeit beizuschaffen, gegen das Urteil berufen.

Der Wendelin hörte nur mehr halb und verstand das alles kaum recht. Der Gedanke hatte sich schon zu festgesetzt in ihm, daß ihm alle zusammen übelwollen; alle standen gegen ihn.

„Hol's der Teufel!“ knurrte er. „Wenn sie lei alle z'sammenhetzen, muaß ja verspielt sein!“

Und polterte zur Tür hinaus.

Und wirr durcheinanderdenkend wanderte er heimzu.

Daheim war er ganz kleinlaut und sagte: „Wenn wir das Holz die Jahre her richtig unrechterweis' g'nommen sollt'n hab'n — na, nachdem in Gott's Nam'“ ... Und die drei Tag' werd'n aa noch vergeh'n!“

Aber der Fährmannsfrau rieselten heiße Zährlein die Wangen herunter ...

Der Wendelin ging die Tage umher, wie wenn er ein schweres Verbrechen begangen hätte. Das ganze Haus durchstöberte er, alle Truhen und Kasten räumte er aus, ob nicht doch eine Verbriefung vorhanden sei, die den Makel des Diebstahls von ihm nehmen könnte.

Es ließ sich nichts finden. Und die Zweifel drückten schwer auf ihn.

Aber warum hat der Jäger vorher nie etwas gesagt davon; warum hat er ihm noch im Frühjahr die Bäume gemarkt, die der Fährmann sich schlägern durfte?

Ach ja, diese Menschen! Die sind manchmal schlimmer wie das wildeste Tier. Wie sie sich zu peinigen suchen; wie sie auf Rache lauern; wie sie einander den Vorteil neiden; wie sie in Haß entbrennen, wenn ihnen der andere nicht gewähren will, nach dem sie begehrlich die Hand ausstrecken möchten ...

Als der Ferge Wendelin am Tage nach seiner Strafzeit in der Abenddämmerung heimzu schlich, mied er die breiten Wege und wählte die vereinsamten Pfade. Die Scham war in ihm, daß sie ihn eingesperrt wie einen Hund. Und da lebte er immer und jahraus und jahrein in dem Glauben, daß er ein ganz ordentlicher Mensch sei. Und jetzt mußte er hinter der versperrten Tür sitzen! Von keinem einzigen seiner Vorfahren war ihm bekannt, daß einer im Arrest hätte sitzen müssen. Aber das wußte er, daß sie alle rechtschaffene Menschen waren.

Und er — er mußte sich einsperren lassen, weil ihn dieser Jäger Wolfram jetzt plötzlich als einen Dieb hinstellte.

Wenn der Wendelin sonst gewiß kein gewalttätiger Mensch war; wenn er recht gerne in Frieden lebte — jetzt, da er so im Dunkel des Waldes und des Abends dahinging, hätte ihm der Jäger Wolfram nicht begegnen dürfen — es wäre ein Unglück geworden ...

Am Wiesenzaun des Wenzbauernhofes stand der Knecht Michl am Ueberstiegel und rauchte und sann in den stillen Abend hinein.

Jetzt ist wieder ein Sommer hin, dachte er, die Felder sind abgeräumt bis auf die Rüben und die Wiesen fangen schon an braun zu werden, und schau, wie am Abend die Nebel schon von der Drau heraufsteigen und sich dick übers ganze Tal legen, und in zwei Wochen ist Allerheiligen und bald hebt der Winter wieder an. Ja, so geht halt die Zeit hin und auf einmal ist man ein alter Mensch und hat es kaum gemerkt, wie alles so gekommen und vergangen ist.

BLB Karlsruhe

Da sagte einer: „Grüaß Gott, Michl," und das war der Fährmann, der seinen Fuß an das Brett des Ueberstiegels setzte.

„Grüaß Gott, Wendel!" Und der Michl hielt ihm die Hand hin. „Das schenkst iahm nix, dem da durt'n, das zahlst iahm ham," begann er gleich zu reden und wies mit seiner Pfeife zum Schloß hinüber.

Der Wendelin schüttelte den Kopf.

„I schenk' iahm's, i," sagte er. „Wenn es ein' Herrgott gibt, der werd es iahm vergelten — i bin ka Diab nit, i — wenn sie mi aa lei eing'sperrt hab'n!"

Ernst schaute der Michl drein.

„Diab bist kaner, das waß i," sagte er und spuckte über den Zaun. „Vor meiner bist du ka Diab. Aber z'wegenst dem Falloten da durt'n hast du di müassen einsperrn lassen . . . Waßt du, Wendel, wenn i du bin: den schmeiß i in die Drau, den — mehr is er nix wert, der!"

„Das waar z'viel," wehrte der Fährmann ab. „Mein Liaber, das waar weit z'viel für das . . ."

„Ja, für das — und fürs andre?!" Der Michl schnaufte schwer.

„Fürs andre? . . ."

„Ja so — von dem waßt du noch nix."

Der Ferge erschrak.

„Der hat es fein ang'stellt, der!" sprach der Michl noch rätselhaft weiter, weil er nicht wußte, wie das jetzt am besten zu sagen war. Und weil er's eben nicht wußte, platzte er nun erst recht damit heraus.

„Glaabst du, daß es a andrer war, der dein Weib überfallen hat?"

Jetzt riß es den Fährmann auf.

„Was sagst? Was is?"

„Wie es zuagegangen is, waß i nit — der Thomelekeuschler hat sie g'funden — gestern früah — af der Bruck'n is sie g'leg'n wie tot — aber sie lebt — leben tuat sie, — wohl, wohl . . ."

„Mein Weib? . . . Um Gottes will'n! . . ."

Der Wendel sprang über den Wiesenzaun.

„Z'weg'n dem Jager, du, verrat' mi nix!" rief der alte Knecht dem Davoneilenden erschrocken nach.

Der Wendel gab keine Antwort mehr. Wie gehetzt sprang er den steilen Wiesensteig zum Fluß hinab.

„Verdammt!" brummte der Michl und schritt nachdenklich gegen den Hof. „Der werd doch nix sag'n vom Jager — bin ja nix dabei g'west . . . Daß i eppan aa noch zuasteig' z'weg'n dem Falloten . . . Sein tuat er's, der Jager — sein tuat er's heilig — das sag' i!"

* * *

Der Ferge Wendelin saß Tage und Nächte am Bett seiner Ehefrau und befürchtete das Schlimmste.

Doch als der Tage fünf verstrichen, erkannte die Frau ihren Mann und fing an zu weinen.

Dann währte es noch lange, bis ihr Geist sich sammelte.

„Niemand hat mein Rufen vernommen in der finstern Nacht," klagte sie schluchzend.

Und dann erzählte sie ihrem Mann, wie nachts das Glöcklein sie aus dem Schlaf geweckt. Mit der Handlaterne sei sie an die Fähre geeilt, die Nacht war finster und der Nebel lag auf dem Fluß.

Kaum daß die Fähre drüben ans Ufer stieß, sprang eine verhüllte Gestalt zu ihr auf die Floßbrücke und stieß die Laterne in das Wasser hinunter. Sie wisse nur noch, wie die vermummte Gestalt, die sie gar nicht Zeit fand, genauer anzusehen, sie erfaßte und zu Boden drückte. Hilfeschreie habe sie noch ausgestoßen. Was dann noch geschah, davon wisse sie nichts.

Das andere hatte der Wendelin von den Leuten seiner Nachbarschaft indes erfahren.

Der Thomelekeuschler, der früh am Morgen als Treiber zum Schloß hinüberbestellt war, mußte vorerst das kleine Notboot lösen, um damit zur Fähre zu gelangen, die inmitten des Stromes schaukelte mit der jungen Fährmannsfrau, die kein Leben von sich gab.

So war es geschehen.

Der Wendelin strich seiner Frau das schöne reiche Haar zurück und wischte ihr mit müder Hand die heißen Tränen von den Wangen fort.

„Alle Tag' ums Abendläuten hab' i hamgedenkt an di . . ."

Mit müder Stimme sprach er es und so, als wolle er einen Vorwurf erheben gegen den, den er als Zeugen anrief, als er sagte: „Und den Herrgott hab' i gebittet, daß er dich beschützen sollt' . . . Warum hat er den Teufel nit in das Wasser gestoßen?!"

Wendelin fuhr sich, schweratmend, mit der rauhen Hand über die schmerzenden Augen, dann stand er auf und ging aus der Stube.

Eine Weile stand er draußen unterm Nußbaum, der sein dürres Laub auf Rasen und Ruhebank gestreut, dann schritt er hinunter an den Fluß.

Toll kochte es in seinem Gehirn.

Wenn jetzt der Jäger Wolfram gekommen wäre, der Ferge hätte sich nimmer besonnen. Sein eigenes Leben war ihm keinen Schuß Pulver wert.

Er stand auf dem Floß und starrte in die Flut und hatte den Gedanken: Da hineinspringen und alles Leid hat ein Ende. Was auch soll einen auf dieser schandvollen Welt noch freuen, auf der alleweil das Niederträchtige, das Schlechte obenauf schwimmt wie der Unrat auf dem Wasser! Und Gerechtigkeit gibt es keine mehr! . . .

2.

Wie die wilden Fluten der Drau, so verrann die Zeit.

BLB Karlsruhe

Die Zeit nahm den Winter mit sich und sie brachte auch wieder den Frühling. Das Alter starb in ihr und das Junge erblühte und die Zeit rann weiter. Sie ist ja ewig.

Die Wildwasser stürmten wieder hervor aus den schattendüstern Bergen, sie sangen wiederum ihr brausendes Lied von der Freiheit, und die Drau rauschte dahin in hoher Flut und ihre schäumenden Wellen schlugen wieder gegen die alte Floßbrücke des Fergen Wendelin, und im grünen Laubdach des Nußbaumes vor dem Fährmannshause begann es zu blühen.

Es war ein Tag zum Freuen und Frohsein, aber der Fährmann Wendelin hatte in seinem Leben keinen traurigeren erlebt.

An diesem Tage ist ihm sein Weib mitten in blühender Jugend gestorben.

Seit jener unglücklichen Herbstnacht, da man sie von der Floßbrücke getragen, war ihre Kraft gebrochen, ihr Leib ward siech und ihr heiteres Gemüt beschattete die Trauer des Todes.

Dann hatte sie Tage und Nächte gelitten und im Fährmannshause kam ein Kindlein zur Welt.

Als solches geschehen, da war auch das bißchen Lebenskraft der Fährmannsfrau dahin und die junge Mutter schloß still die Augen, ließ den Kopf hinübersinken und war tot.

Wie ein wildes Tier ist der Fährmann aus dem Hause gestürzt, hat seine Fäuste drohend geschüttelt gegen das Drauburger Schloß und einen Fluch getan gegen den Jäger Wolfram.

Dann — ach, dann ist er hingesunken auf die Bank unter dem blühenden Nußbaum und hat erschütternd geweint.

Aber als der erste Schmerz mit den Tränen gelindert, stand in des Fährmanns Brust der Zorn auf, gigantisch an Größe und überschäumender Gewalttätigkeit.

Das Kind riß er von seiner toten Mutter und eilte damit gegen den Fluß, um das kleine Unglückswürmlein in die wildrauschende Flut zu schleudern.

Das unschuldige Kindlein aber hatte seinen Schutzengel; dieser erschien zwar in der Gestalt der Aloisia Zwischenbrugger, des Wenzbauern Kuhmagd, doch just noch zu rechter Zeit.

„Mein Gott und Herr!?“ rief die Magd und sprang dem Wendelin in den Weg. „Mensch, was treibst du denn?!“

Der Ferge hielt inne und sah sie betroffen an.

„Soll aa hin sein!“ gurgelte er in seinem Zorn.

„Dein Kind willst umbringen? Rabenvater du!“

„Das da? . . . Das is mein Kind nit . . . Der Balg is nix mein!“

„Nachdem gibst es mir, das Hascherle.“

Dem Fergen nahm sie das schreiende Kindlein aus den Händen.

„Das arme Hautla, das unschuldige, soll es nit entgelten.“

So trug die Aloisia Zwischenbrugger das Kind von dannen und brachte es in sichere Hut.

Und das Kind ist getauft worden auf den Namen Brigitta. Und es ist aufgewachsen bei fremden Menschen in einer fernen Gegend.

Von dieser Zeit an lebte der Wendelin wie ein Einsiedelmann in dem stillen Hause, das früher so oft widerhallt hatte von dem Singen und Lachen der heitern Fährmannsfrau.

Verdrossen und schweigsam versah er die Fähre und die Stromwache, und alle Arbeit im Hause tat er selbst von früh bis abends.

Zuweilen kam sein Freund Michl vom Wenzbauernhof herunter. Dann hockten sie eine Weile zusammen, rauchten ihre Pfeifen und kritisierten die Weltordnung. Der schwersinnende Wendelin tat's mit karger Rede und steinharten Worten, indes der lebhaft eifernde Michl das ganze Menschengeschlecht in Bausch und Bogen für eine verdammte Brut und ein Erzg'lump hinstellte. Ja, seine saftigen Reden auf die bösen Menschen genügten ihm kaum, — er mußte überdies noch oft seinen grimmigen Worten verachtungsvoll nachspucken, um seinen Abscheu zu bekräftigen.

Der gute Michl glaubte damit dem grämigen Freunde Herz und Gemüt zu erleichtern, indes

„Mein Gott und Herr?!“ rief die Magd und sprang dem Wendelin in den Weg.

den Wendelin schier Schmerz und Leid verzehrten und ihn vorzeitig alterten.

Wenn es einen Herrgott gebe, dann müsse er den Bösewicht züchtigen, der ihm seine Lebensfreude, sein stilles Glück in Scherben geschlagen.

Das war der Sinn des Fluches, den der

Wendelin an jenem Unglückstage, da die junge Fährmannsfrau ihr Leben mußte hingeben, über den wildrauschenden Fluß gerufen.

Aber dieser Fluch war ungehört verhallt.

So dachte wenigstens der Wendelin, weil sich der Jäger Wolfram, der allgemein für den Uebeltäter gehalten wurde, allzeit des besten Wohlbefindens erfreute und längst zum herrschaftlichen Oberförster aufgerückt war.

Und darüber vergingen die Jahre und dann kam einmal etwas anderes.

Und das war an einem Christabend zur Dämmerstunde. Der Wendelin hatte just ein Lichtlein entzündet, dessen milder Schimmer durch die kleinen Fenster sich in den stillen Winterabend hinausspann, als an der Tür des Fährmannshauses ein jung Mägdlein stand, über und über voll Schneeeflocke, und Einlaß begehrte.

Verwundert war der Fährmann über diesen Besuch und war es dann noch mehr, als das fremde Diandel rasch seine Hand ergriff und schluchzend voll Weh und Freude ausrief: „Vater! Grüaß Gott . . .“

Der Wendel wollte erschreckt seine Hand zurückziehen, aber das Diandel ließ sie nimmer los. Auf die Knie fiel es nieder, benetzte des Fergen Hand mit ihren heißen Tränen und flehte: „Was hab' i denn getan, Vater, daß i nit bei Enk derf sein? . . .“

Den Wendelin schnitt es ins Herz, als er das Wort »Vater« aus dem Mund des fremden Diandels vernommen.

Und mit düsterem Blick schaute er abseits.

„Kenn' di nix!“ sagte er. „Was willst von mir? . . . Geh hin wieder, wo du hergekommen bist.“

Aber das Diandel warf sich dem vergrämten Manne vor die Füße und schluchzte bitterlich, der Vater möge ihr das Heimathaus nicht verwehren.

Und ihre Worte erstickten und verröchelten in Leid und Weh.

Lange stand der Ferge da und rang mit sich.

Er war rauh und hart geworden: zu lange schon stand er im Schatten des Lebens, und sein Wesen war herbe geworden wie die Frucht des Baumes, dem kein Sonnenstrahl das Mark durchwärmt.

Und dann war es doch, als glimme noch ein Funken in seinem Innersten, ein Funken des wärmenden Feuers, das genährt wird von der Liebe und von der Barmherzigkeit.

Das flehentliche Weinen des Mädchens brachte ihm wieder den Tag in Erinnerung, an dem seine junge Frau von ihrem Unglück zu ihm gesprochen. Und er gedachte auch jenes Tages, an dem sie diesem Kinde das Leben gegeben, das er in seinem Schmerz und in seinem rasenden Grimm allsogleich verderben wollte.

Und da mußte er sinnen: So war auch ihr Weinen, und ihre Stimme hat den gleichen Klang gehabt. Und das braune Haar, das schöne, und die lieben Augen, die treuen: das alles hat dieses Kind von seiner Mutter. Ja, es ist ihr Kind . . . Und da mußte der Wendelin tief Atem holen und dabei denken: Aber mein Kind ist es nicht . . .

Und doch ward er milde und sprach: „Steh auf, Kind — steh lei auf — bleibst da.“

Dann zog er das Diandel vom Boden auf und wischte ihm mit seiner rauhen Hand über

Und doch ward er milde und sprach: „Steh auf, Kind — steh lei auf — bleibst da.“

das feuchte Antlitz. In seinem Gesichte zuckte es und in der Kehle würgte es ihn.

„Sei still, Diandle — bleibst da — sei still . . .“

* * *

Seit diesem Christabend sind drei Jahre vergangen. Brigitta ist zur stattlichen Jungfrau herangewachsen und sie führte mit aller Umsicht einer tüchtigen Hausmutter dem Fährmann das Hauswesen; sie schaltete so regsam und mit so viel Anstelligkeit, wie einst ihre Mutter hier geschaltet, und mit der Floßbrücke wußte sie bald so geschickt umzugehen, daß der Ferge sich sorglos auf das Diandel verlassen konnte.

Dabei ist der Wendelin völlig aufgetaut und ein neuer Mensch geworden.

Mit stiller Freude beobachtete er, wie das behende Diandel von Tag zu Tag immer mehr zum schönen Weib erblühte und wie sich in ihrem feinen Gesichtel das Ebenbild ihrer unglücklichen Mutter immer schärfer meißelte.

Wie Versöhnung mit seinem herben Geschicke

wirkte das auf den Fährmann, und in manchen Augenblicken vergaß er darüber, daß dieses Mädchen nicht seine natürliche Tochter war. Er spann sich tief in den wunderlichen Gedanken hinein, eine göttliche Fügung wolle sein Leid ihm damit lindern, daß sie dem Kinde der Mutter Wesen und Züge verlieh.

Wendelins Freude an dem frohen Sinn und munteren, treuherzigen Wesen Brigittas begann aber einmal bange zu zittern. Des Fergen bärtiges Antlitz, das sich in letzter Zeit immer froher aufgehellt, verdüsterte sich, als wäre finsteres Gewölk vor die Sonne gekrochen.

Und solches war eines Sonntags im Hochsommer.

Frohgemut ist der Fährmann noch auf der hölzernen Ruhebank unter dem Nußbaum gesessen, hat den Rauch aus seiner Pfeife in die linde Luft lassen flattern und dabei dem summenden Glockengeläut nachgesonnen, das sich tönend wie ein hochgeweihtes Sonntagslied zu den Turmluken der Drauburger Kirche hinausschwang und hinsang über die Auen, hinein in den friedenvollen Sommertag und den Fergen jenseits des Flusses zu stiller Andacht zwang.

Brigitta war drüben in der Kirche.

Und zu dieser weihevollen Stunde stieg des Wenzbauers Michl den taufeuchten Wiesenpfad vom Hof herunter und setzte sich zum Fergen auf die Bank und wußte von Dingen zu erzählen, die den Wendelin um seine Ruhe brachten. Ob der Wendel denn alles vergessen, was ihm der Förster Wolfram einst angerichtet? wollte der Michl wissen.

Und dieses Fragen kam dem Fährmann verwunderlich vor.

„Dem geh' i aus 'm Weg," erwiderte er und schaute den Knecht mit fragenden Augen an. „Wo i kann, geh' i iahm aus 'm Weg. Wir brauchen aner den andern nix."

Der Michl poselte dicke Rauchschwaden in die Luft.

„Den Alten betrifft es dasmal nix," erklärte er und spie wieder einmal verächtlich zur Seite. „I glaab, der Apfel fallt nix weit vom Baam . . ."

„Kenn' mi nix aus, was maust?"

„Daß der Förstnersuhn, der Wolf, aa nix die saubern Diandlen verachtet."

„'s sege tuat kaner," meinte der Wendelin, und bekam dabei plötzlich ein heißes Schreckgefühl.

„Mir hamt es aa nix getan — hast recht," sagte der Michl. „Aber dein Diandle . . . Waßt, angeht es mi nix — — —"

Da hatte der Wendel schon seine Pfeife aus dem Mund.

„Was?" schrie er den Michl an. „Was verzählst da?"

„Laß mir Zeit," wehrte der Michl ab. „I moan, es werd no nix z' spat sein. Afn Kirchgang hat er die Gitta anigsmal abgepaßt — durch die Au is er mit ihrn gegangen — seint g'sehgn worn . . . No, werd lei nix so dumm sein 's Diandle. Muaßt aber decht a ernstes Wörtl reden mit ihrn."

„Was?" schrie er den Michl an. „Was verzählst da?"

Der Wendelin schien über diese Neuigkeiten ganz erstarrt.

„Is nix dahinter," redete der Michl weiter, „wenn es a andrer Bursch is. In koa Kloster taugt sie nix, die Gitta. Waar aa damisch schad um so a Diandle ins Kloster — das sag' i! Sollen die einegeahn, die nix in die Welt taugen: die Schiachen, die Kropfeten und die Buckligen und die Bleichsüchtigen — die sollen einegeahn, wann sener a Freud macht . . . Aber die Gitta soll amal ein' braven Bauern krieg'n — und den kriegt 's Diandle leicht — das sag i! . . . Die Haxen müssen sener ablafen, die besten Besitzerssöhn', um so a Diandle wie die Gitta . . . Aber den Förstnersuhn — woaßt, Wendel, den treibst ihrn aus . . . Is nix nutz, was vom Schloß kimmt — das sag' dir i! . . ."

Der Ferge nickte: ja, ja, da hast recht, Michl.

Und Wendelins Kopf füllte sich mit Sorgengedanken.

Dann redeten sie vom Wetter und vom Hafer, der schon zu reifen begann, und von andern Dingen.

Und nach dem Wandlungsläuten rauchte sich der Michl eine frische Pfeife an und stieg gemächlich bergwärts zum heimatlichen Hof.

Der Fährmann aber ballte die Fäuste.

Mit Grimm mußte er darüber nachsinnen, weshalb denn just mit ihm das Leben ein solch böses Spiel treibe.

„Vom Teufel müasset das wieder z'sammen-g'spielt sein!“ brummte er verstimmt.

Als die Brigitta aus der Kirche kam, glühten ihre Wangen und ihre Aeuglein strahlten eitel Freude aus.

Dem Fergen entging das nicht. Mit schweren Gedanken schritt er hinter den Leuten vom Wenzbauernhof, die er mit Brigitta über den Fluß herübergeholt, den Steig zu seinem Anwesen herauf.

Er ging lange in sich, denn sein Wesen war bedächtig und langsam.

Und als die Brigitta drinnen auf der Herdstelle Feuer machte und der Rauch zur offenen Tür herauszog, schritt der Fährmann um seine Hütte herum und dachte dabei wieder an jenen Tag, da er mit dem neugeborenen Kind zur Drau hinunterlief und es in den Fluß wollte werfen.

Wenn er es getan hätte!

Weiß Gott, was dieses tückische Leben nicht schon wieder für ihn ausbrütete. Es war ja schon zu lange alles gut gewesen!

Aber nach dem Mittagessen wollte er dem Diandle auf den Zahn fühlen. Was der Pfarrer gepredigt, das war die einleitende Frage. Und dann erkundigte er sich — er war sonst gar nicht neugierig, der Wendelin — ob des Wenzbauern Lise, die schon seit Monaten in der Stadt in einem bürgerlichen Gasthof die Kochkunst erlernte, bald nach Hause käme. Und die Gitta erzählte ihm, daß der Pfarrer gepredigt habe über das Evangelium vom Pharisäer und Zöllner; und daß des Wenzbauern Lise, wie sie reden gehört, noch bis zum Kirchtagsonntag in der Stadt verbleibe. Und weil just vom Kirchtag die Rede war, fragte der Ferge, ob des Schloßwirtes neuer Tanzsaal, an dem sie schon lange her bauen, bis zum Kirchtag hin wohl fertig sein werde, was die Brigitta als sicher zu beantworten wußte, weil, wie sie gehört, am Kirchtag schon im neuen Saal getanzt werde; und dabei begannen ihre vollen Wänglein zu glühen und ihre Augen leuchteten wie in Erwartung einer großen Freude.

Dieses Glühen und Leuchten in dem jungen Mädchengesichte entging dem Fergen nicht und es machte ihn bekümmert, denn er dachte sich: Feuer fangen tut es leicht, das Diandle; wenn es am Ende nicht gar schon zu spät ist. Es kam ihm zu Sinnen, weshalb er nicht schon früher davon zu dem Mädchen gesprochen. Gitta war in den Jahren, wo so manche ihrer Geschlechtsgenossinnen strauchelte. Und sie ging schier mit verbundenen Augen in das Leben hinein, ohne rechte Stütze, nachdem die weisende Mutterhand ihr so frühzeitig entglitten war.

Also ergriff der Ferge Wendelin die Gelegenheit und sprach in seiner einfachen Weise von den Gefahren des Lebens, insonderheit davon, wie solche Kirchtage und Tanzunterhaltungen häufig gefährlich seien für ein junges, unerfahrenes Mädchen. Die Burschen wären bei solchen Anlässen leicht voll Uebermut und toller Einfälle; sie versprächen der einen und der andern Himmel und Erde und gar das Heiraten, und führten alle Listen und Ränke ins Treffen, um so ein leichtgläubig Diandle zu betören und es fürs ganze Leben oft unglücklich zu machen. Hinterher reden sie sich leicht auf einen Rausch aus, wollen von allem nichts mehr wissen und das dumme Ding sitze da.

Ueberhaupt, meinte der Wendelin, wäre es schon für manches Diandle besser gewesen, wenn es nicht gleich mit dem Erstbesten angebandelt hätte, der es mit allerlei Schmeichelworten zu betören versucht, wie es besonders die „Nobligen“ gerne tun, die sich nur so lange um ein armes Diandle bemühen, bis sie es in Unehre und Unglück gebracht, sich dann aber aus dem Staub machen, weil sie ihres Ansehens wegen so ein einfaches Dorfmädel doch nicht heiraten könnten. Wenn es noch gut gehe, machen diese Leute die Sache mit Geld ab, aber das Diandle schaue darauf kein ehrenhafter Bursch mehr an.

Und zum Beispiel, meinte der Wendelin zuletzt: des Försters Sohn, der Wolf, vom Schloß drüben, soll auch einer sein, der gern den Diandlen nachlaufe und sie zu fangen suche. Ja, er werde halt auch um keine Laus besser sein als sein Vater, vor dem noch heute kein Frauenzimmer zwischen fünfzehn und fünfzig sichergehe.

Stille saß die Brigitta da und horchte auf dieses sonderbare Reden; sie legte ihre Hände in den Schoß und spielte mit ihren Fingern und senkte ihren Blick darauf und fühlte dabei, wie ihr das Gesicht heiß wurde bis über die Ohren hinauf, die sich röteten, als fühlten sie Scham darüber, was sie da hören mußten. Des Mädchens Gedanken aber gerieten in Widerstreit: die einen wollten dem Vater recht geben, die andern lehnten sich auf gegen diese Anschauung über die Liebe, insbesondere über jene der sogenannten „Nobligen“; denn gar oft war es in einem schönen Geschichtenbuch zu lesen, wie ein solcher Nobliger ein armes, braves Mädel vor den Altar geführt und glücklich mit ihm geworden ist. Gewiß nicht alle seien so schlimm, wie der Ferge glaubte. Und wenn der Drauburger Förster ein solcher ist, so muß sein Sohn nicht von der gleichen Gattung einer sein. Und das ist auch nicht wahr, daß der Wolf falsch sei; er hat sie, die Brigitta, auch nie zu betören versucht; er hat noch nie ein Verlangen solcher Art, wie der Vater davon sprach, an sie gestellt.

Und das — ja, das Busserl, das er ihr heute auf dem Weg durch den Anwald hat geben wollen? . . .

Nun, das hat die Brigitta abgewehrt, obwohl

ein solches Busserl noch kein Unglück sein wird. Besitzt die Brigitta in ihrem Kleiderkasten, aufgehangen an der Tür, doch ein schönes Lebkuchenherzlein, das — nicht etwa mit der Hand darauf geschrieben, sondern mit wirklichen Buchstaben darauf gedruckt — dieses Liebessprüchlein trägt: „Ein Küßchen in Ehren kann niemand verwehren.“

Hatte sich Brigitta dieses Sprüchleins etwa nicht erinnert, als sie mit dem Jägerssohn durch den Auwald gegangen? O gewiß! Und dennoch hat sie das Küßchen verwehrt!

Und wie war sie jetzt froh, daß sie so fest war geblieben, daß sie doch gegen das Sprüchlein gehandelt!

Wie eine schwere Last fiel es von Brigitta, als der Ferge aufstand, um ein Fuhrwerk, das von Drauburg kam, über den Fluß zu bringen.

Brigitta ging ihrer Hausarbeit nach und von dem, was an diesem Sonntag unterm Nußbaum gesprochen worden, war keine Rede mehr.

* * *

Am Kirchtagsonntag hatte der Ferge Wendelin völlig ein Erbarmen mit seinem Diandel. Er hatte wohl erwartet, daß die Gitta zum Tanz werde eilen. Aber sie blieb daheim. Als am frühen Nachmittag die Burschen und die Diandeln vom Wenzbauernhof vorübereilten, jedes mit fröhlichem Gesichte und aufgelegt zur Freude, zum Lustigsein und Tollen, da wollten sie auch des Fährmanns Brigitta mit sich nehmen; der junge, krausköpfige Knecht David aber mochte es gar nicht begreifen, daß dieses heitere, liebe Mädchen den ganzen schönen Kirchtag im einsamen Fährmannshause versitzen wolle; er bettelte lange, aber die Gitta blieb daheim.

Der Fährmann konnte nichts merken, daß dieses Heimbleiben zu Trutz geschah. Das Mädel war freundlich und verrichtete wie sonst mit Eifer und Fleiß seine Arbeit. Vielleicht ein bißchen stiller wird es gewesen sein. Als es dann mit einer Handarbeit neben dem Fergen auf der Bank unterm Nußbaum saß und es manchmal schien, als hätte sich vom Schloßwirt drüben ein Musikton verirrt und wäre herübergeflogen zum Fährmannshause, da glaubte der Ferge wohl zu bemerken, daß ein Tränenkügelchen sich von Brigittas Augenwimper löste und stille dem Mädel in den Schoß tropfte.

Und das ergriff den Wendelin so tief, daß er dem Diandel über das weiche Haar strich und sprach: „Verwehr'n will i dir's nit, Gitta, wenn du magst, geh bis afn Abend hinüber.“

Aber die Brigitta antwortete: „Naa, Vater, wenn es Euch nit recht is, geh' i nit.“

Der Fährmann schwieg. Dieses willige Verzichten Brigittas auf eine Freude, die ihr vor drei Wochen noch die Augen leuchten gemacht, gedachte er dem Mädchen zu belohnen.

Ach, wie war es wehvoll, dieses Verzichten!

Die halbe Nacht konnte das Diandel nicht einschlafen. Alles war so still, kaum das Rauschen des Flusses war zu vernehmen, und wieder schien es Gitta, als summe manchmal ein verflogener Musikton zu dem angelehnten Fensterflügel herein. Und dann mußte sie wieder daran denken, wie ihre Kameradinnen jetzt tanzen und sich freuen in Jugendlust und wie des Försters Wolf sie suchen werde, weil er ihr nach dem Kirchgang noch das Versprechen, daß sie kommen werde, abgebettelt hatte.

Weshalb sie nur daheimgeblieben war? Sie konnte sich keine Antwort geben, warum sie sich diese Freude versagt hatte.

War etwa doch das warnende Reden unterm Nußbaum schuld?

Also, in Gottes Namen wollen wir schlafen! Das Mädchen begann wieder zu beten wie ein frommes Kind, damit es diese quälenden Gedanken verscheuche. Es kam kein Schlaf.

Um Mitternacht ging der Wenzbauer mit seiner Tochter Lise vorbei; sie kehrten vom Drauburger Kirchtag heim, und ein Knecht, dem der Wendelin für die unruhige Kirchtagsnacht die Fähre anvertraut, damit er selbst ungestört schlafen konnte, hatte sie übergefahren.

Dem Wenzbauer, der bei derartigen Anlässen gern großtat, eine freigebige Hand zeigte und selbst gern zechte, war es an seiner lauten, gröhlenden Stimme anzumerken, daß er sich famos unterhalten und nicht zu wenig getrunken hatte, und der Lise frohes Lachen ließ vermuten, daß auch sie vom Verlaufe des Kirchtags zufrieden war.

Weil die Nacht so hell, trat Brigitta an das Fensterchen und schaute eine Weile den beiden Kirchtagsgästen nach, wie sie den Wiesenpfad hinanstiegen, die Lise voraus mit hochgeschürztem Kleid, daß das blütweiße Unterröcklein im Mondlicht schimmerte, und hinterdrein ihr Vater, torkelnd und ab und zu noch ein unverständliches Wort hervorpustend.

Ein wenig schier wie Neid um die Freuden des Kirchtags überkam es die Brigitta.

Als endlich die Mondscheibe nach Nordwest hin stille davonschlich und der taufrische Sommermorgen wieder die Erde mit einem neuen Tag zu beschenken gedachte, hatte sich des Diandels im Fährmannshause doch der milde Schlaf erbarmt.

Aber nur von kurzer Dauer war dieses Schlafen, denn bald nachher kam ein Wenzbauerischer Knecht — der junge David war's — über den Riegel herauf und begann zu singen:

„Afn Ran bin is g'sessen,
Hab' g'wartet af di,
Aber du bist nix kemmen,
Hast vergessen af mi . . .“

Der David hatte eine schöne Stimme; wenn sie jetzt auch ein bißchen übernächtig, vom Tanzen

verstaubt und vom Trinken und Jauchzen angegriffen, so war sie doch nicht unangenehm anzuhören, und die Gitta war erwacht und lauschte; wußte sie doch, daß es ihr vermeint war.

Der kirchtagsübermütige Bursch wollte auch nicht vorbeigehen, ohne ein wenig an Gittas Fensterlein sehnsuchtsvoll zu klöpfeln und dem Mädchen einen freundlichen guten Morgen

Die Lise schritt voraus und hinterdrein ihr Vater.

hineinzusagen. Er gab sich eine Weile bedeutend Mühe, um das Diandle zum Plaudern zu bringen, aber es gelang ihm nicht. Gitta verhielt sich mäuschenstille, obgleich sie alles verstand, was der Bursch ihr in seiner Verliebtheit, halb scherzhaft, halb im Ernst, zum Fenster hineinraunte.

In der Absicht, am Fenster Brigittas vor dem Heimgang noch ein Stündlein zu brenteln und zu plaudern, hatte sich der David wie ein schlaues Füchslein von seinen Kameraden fortgeschlichen, aber, wie es sich nun zeigte, hatte er damit kein Glück. Weil er von dem Mädchen keine Antwort erhielt und er kein Wildfang war, der deshalb gleich das Fenster eingeschlagen hätte, ging er schweren Herzens seines Weges. Zum Abschied aber wollte er der Gitta doch eines singen, und im Fortgehen stimmte er, so innig und gemütswarm er's nur vermochte, dieses an:

„Pfiat di Gott, mei liab's Täuberle,
Und der Himmel sei mit dir!
Wann an Buam amal brauchen sollst,
Nacher frag lei nach mir."

Und als der Bursch hinaufkam zum Ueberstiegel, da wandte er sich noch einmal zurück und jauchzte in das Tal hinein, daß es widerhallte in Wald und Flur. Wie ein letzter Gruß war das an den Kirchtag und wohl gewiß auch an das Diandle drunten im Fährmannshause.

* * *

Als der Ferge Wendelin sich am Morgen von seinem Lager erhob, empfand er eine stille Freude, denn nun glaubte er, daß die Gefahr von seinem Hause und von Gitta abgewendet sei. Er bildete sich ein, daß die Brigitta nun aller Gelegenheit aus dem Weg werde gehen, die sie mit dem Förstenssohne zusammenführen könnte.

Ein weiterer Trost für den Wendelin war es noch, als er vom Knecht Michl erfuhr, daß des Försters Sohn auf dem Kirchtag mit der Wenzbauern Lise recht fleißig getanzt und daß die Lise mit ihrem Vater in des Schloßwirts Extrazimmer am Herrentisch gesessen, wo die Herren vom Schloß, darunter auch der Förster mit seinem Sohn, beisammensaßen. Und daraufhin reimte sich der Michl folgendes: „Werst sehg'n, Wendel, unser' Lise werd dem Förstnersuhn seine Braut. Na, z'weg'n meiner! Daß die Lise amal an Bauern nahm, das hab' i eh nia geglabt. Für a Bäurin hat sie ihr Vater aa nix in die Stadt z'geben brauchen, damit sie die fein Bräuch' derlernt und das noble Kochen — das sag' dir i! Denn, sag mir amal: zu was eppan brauchet sie das als Bäurin? So a feines G'fraß kostet lei viel Geld und is nix für unseran, der hart arbat'n muaß. Hab' i recht oder nit? Na, alsdenn! Und daß i dir sag': schon nobel sauber banander is das Diandle — ganz wia ra Stadtfräul'n — das muaß oans gelten lassen! Z'weg'n meiner sollen sie lei tan, wie sie mög'n — is mir wurscht. Den Förstner — den Lumpen — das waßt, Wendel — den möcht' i nix als Schwieger — i nix, i — pfui Teufel!"

Der Michl spuckte da wieder einmal verächtlich aus, was er immer tat, wenn ihm etwas nicht gefiel und er dagegen doch nichts tun konnte. Dann wußte er weiter zu berichten: „Daß der Lise der Förstnersuhn g'fallt, das hab' i ja schon lang g'mirkt; die Händ' hab'n sener (sie sich) lei so gedruckt ban Tanzen. Na, is ja weiter ka übles Paar z'samm — all's, was wahr is. Und du, Wendel, du magst froh sein, daß mit dem Lumpen da dorten nit nochmal was z' tan kriagst!"

„Gott sei Dank!" seufzte der Fährmann. „Das fehlet mir!"

„Und a Loch in Kopf," meinte der Michl vergleichsweise.

Zur Brigitta sagte nach diesem Gespräch der Ferge: „Waßt schon, die Lise soll sich afn Kirchtag recht gut unterhalten hab'n — hat ja

fleißig mit 'n Förstnersuhn getanzt. Na ja — was hätt' sie aa ihr Vater so lang in die Stadt gegeb'n? Werd lei eh schon lang a ausg'machte Sach' sein g'wen, daß die zwoa amal z'sammenheiraten."

Das Mädchen beherrschte sich tapfer. Das Herz begann ihm wohl rascher zu pochen, aber nichts verriet, wie schmerzvoll diese Nachricht auf Gitta gewirkt. Sie dachte wohl daran, wie frohgemut die Wenzbauerntochter vom Kirchtag heimgekehrt war; wie sie an Gittas Fenster fröhlich vorbeigelacht — so konnte nur jemand froh sein, der eine Freude erlebt.

„Die Lise ist um Mitternacht mit ihrem Vater heimgegangen," sagte Brigitta. Und das war alles, was sie darauf gewußt.

3.

Der Ferge Wendelin wiegte sich in falschen Träumen. Er war weit auf dem Holzwege, wenn er sich einbildete, die Sache, die ihm so viel Widerwillen verursachte, sei nun in Ordnung.

Für solche Dinge hatte der Fährmann einmal kein Auge und keinen Sinn, und mit seiner auf Michls Evangelium aufgebauten Erzählung hatte er das Gegenteil von dem erreicht, was er erreichen wollte; ein löschender Wasserstrahl sollte es sein, und er hatte erst recht das Feuer entfacht.

Für Brigitta war jetzt das heimliche Lieben keine Idylle mehr — jetzt wurde es ein Ringen mit der Nebenbuhlerin um den Geliebten. Bisher war es ja nur ein harmloses Getändel; und die heitere Liebesidylle hätte sich vielleicht noch lange in dieser Art weitergespielt. Jetzt wurde es ernst; in Brigitta erwachte die Eifersucht, die Sorge um den Verlust des Geliebten. Sie wußte wohl, daß sie nichts besaß als jene Vorzüge, womit die Natur sie ausgestattet. Was der Lise davon abging — wenn sie auch gewiß nicht häßlich war — das wog sie als Großbauerntochter reichlich auf; in diesen Stücken konnte sich die Brigitta mit ihrer Nebenbuhlerin nicht messen.

Das aber war es, was der Gitta Trutz herausforderte; und dieser Trutz erhob sich in dem sanften, schlichten Mädchen wie ein brausender Wildbach, der sich wohl hemmen, aber nicht fesseln läßt, nicht aufhalten in seinen tollkühnen Sprüngen und Stürzen über das Gewirr der Felsen und durch die Enge der Schluchten.

Jetzt wollte sie ihn festhalten, den Geliebten, und von der reichen Bauerntochter wollte sie sich nicht verdrängen lassen. Die durfte ihn nicht haben, den Wolf — die Wenzbauern-Lise nicht!

Dann kamen freilich auch wieder die Zweifel, und das Mädel fragte sich, ob denn der Sohn des Schloßförsters eine arme Fährmannsdirn werde zum Weib nehmen dürfen? Und es baute sich eine hohe Mauer auf vor ihr, und bange wurde ihr und sie begann zu zagen; sie dachte an die Lise, die teure städtische Kleider trug, die feine Manieren und sonst allerlei gelernt, was nötig für ein Mädchen, das nicht just einen anspruchslosen Bauersmenschen freien wolle, sondern einen „Herrn" — und, ach, von all dem hatte sie nichts. Sie war ein Naturkind, mit guter Auffassungs- und Anpassungsgabe zwar, gesittet im Umgang mit ihr Fernstehenden, ansonst aber eine wilde Hummel.

Und wie die starke, die echte Liebe imstande ist, Berge zu versetzen, so warf auch Gittas Liebe die hohe Mauer in einem kühnen Ansturm nieder: mußte sie denn Förstersfrau werden? Konnte der Wolf nicht Fährmann sein?

Ja, die Liebe, die knackt so eine harte Nuß im Handumdrehen auf.

Allein, damit hatte es doch noch seine gute Zeit.

Das Gerede, die Wenzbauerntochter werde bald Frau Försterin werden, mochte nimmer verstummen. Eines war dabei freilich seltsam, daß niemand von einem besonders bräutlichen Verhältnis zwischen dem Wolf und der Lise etwas merken konnte, indes man ab und zu davon sprach, daß der Förstersohn wieder mit der Fährmannstochter gesehen worden.

Und der Ferge Wendelin, der zumeist nur auf der Floßbrücke mit den Leuten in Berührung kam, war blind und taub und der Michl desgleichen, weil beide sich in den Traum einwiegten, der Förstersohn werde die Wenzbauerntochter heiraten.

* * *

Zu Weihnachten kam zu Brigitta das Christkindel.

„Schau, Diandle," sagte der Ferge mit heimlicher Freude und zeigte auf einen großen Pack, den er auf den Tisch legte, „das da hat dir 's Christkindle gebracht."

Die Augen des Mädels haben darüber einen Glanz ausgestrahlt wie zwei milde Himmelssterne, und die Wangen haben in heißem Rot erglüht.

Als Gitta die Umhüllung öffnete, lag schönes Zeug für ein Kleid darin.

„Das is für'n Kirchtag," sagte Wendelin schmunzelnd, „weil du so brav bist daheimgeblieb'n."

„Vergelt's Gott, Vater," bedankte sich Gitta. „Aber das hab' i nit verdient — so viel nit."

Seltsam hat dieses Weihnachtsgeschenk auf das Mädchen gewirkt, so daß ihm ein paar Tränenperlen aus den glänzenden Augen purzelten.

„Wohl, wohl," sagte der Ferge, „du hast es schon verdient — und — bleib nur brav, Kind!"

Es würgte ihn auch, als er an Gittas Wangen

die Zärlein sah, die er für einen Ausbruch von Dankbarkeit und Freude hielt.

Doch als der Wendelin nachts aus der Gitta Kämmerlein etwas wie verhaltenes Weinen und Schluchzen vernahm, sann er hin und her, weshalb dem Mädel sein Geschenk so sehr zu Herzen gehen mochte. Er sann und wiegte den Kopf, aber er wurde nicht klug.

* * *

Am Dreikönigstage lief in Drauburg beim Schloßwirt viel tanzlustiges Volk zusammen. Der Schloßwirt hatte einen Ball ansagen lassen, und so ein lustiger Tag nach der stillen Advents- und Weihnachtszeit kam den Leuten nicht ungelegen.

Was jung und lustig war, talauf und talab, von weit und breit, kam herbei, um wieder einmal zu tanzen und sich, Liebe begehrend und Liebe gewährend, in die frohen Augen, in die leuchtenden, zu schauen und sich zu freuen bei Spiel und Tanz.

Auch die Leute vom Wenzbauernhof ließen sich diesen Braten nicht entgehen, und der Knecht David hatte schon vorher den Wendelin so lange gebettelt, er möge ihn die Gitta zum Ball führen lassen, bis der Fährmann nachgab und ja sagte.

„Aber 's Diandle hast wieder brav hamzubringen!“ trug er dem David strenge auf. „Das mirkst dir — sunsta hast mit mir z' tan!“

Dem David lachte das Herz. Hätte der Fährmann weiß Gott was verlangt, dem Burschen wäre nichts zuviel gewesen, um die Gitta zum Tanz führen zu dürfen.

Die Burschen von Drauburg und rundherum sollten schauen!

Im Extrazimmer des Schloßwirtes saßen auch heute wieder die Herren vom Drauburger Schloß: die herrschaftlichen Beamten und die Forstleute, mit ihnen auch der Oberförster und sein Sohn, der in seiner Jägertracht einer von den Schmucksten war.

Doch der Wolf fühlte sich in dieser Gesellschaft recht beklemmt; schuld daran war die Anwesenheit des Bauers von der Wenz mit seiner Tochter, was den Jägerssohn Unliebsames ahnen ließ, sintemalen sein Herr Vater ihm betreffs des Wenzbauern Lise schon allerlei Andeutungen gemacht.

„Und der Brigitta hab' ich es heilig versprochen, daß ich auf diesem Ball kein einzig Mal mit der Lise tanze,“ dachte Wolf. „Wie soll ich das jetzt anfangen?“

Es hatte ihn auf den damaligen Kirchtag hinauf Mühe genug gekostet, sich mit dem Fährmannsmädel wieder auszusöhnen. Und schon wußte er von Brigittas Anwesenheit.

Irgendein fadenscheiniger Vorwand ließ sich finden, um sich aus dem ungemütlichen Herrenzimmer zu drücken.

Und in den Stuben, wo die Burschen und Mädchen mit erhitzten Gesichtern in Dunst und Rauch an den Tischen saßen und wo es summte und lärmte, da hat der Wolf die Brigitta gesucht.

Und sie haben sich gefunden mit den freudig leuchtenden Blicken, in denen das Feuer der Liebe lodert, und sie haben sich im Tanze gewiegt und waren voll Seligkeit.

Was bekümmerte es sie, daß ein paar Augen sie scharf beobachteten, daß der krausköpfige Knecht David an der Wand lehnte und sich mit allerlei rebellischen Gedanken beschäftigte, so zum Beispiel, ob es sich wohl schicken täte, jetzt keck hinzugehen und dem Förstessohn die Brigitta sanft aus den Armen zu nehmen und dabei zu sagen: „Bitt schön, mir aa a bissele!“ — und falls der Wolf dagegen etwas haben sollte, ihm ein etliche aufs Dachel geben! Des Förstessohnes wegen hat er, der David, doch nicht immerzu den Fährmann gebettelt, die Gitta auf den Ball führen zu dürfen. Und was hat der Wendelin gesagt: 's Diandle soll ich wieder brav heimbringen — fixlaudi!

Jetzt war es ein Glück, daß das Wiegen und Tanzen zu Ende war. Dem David war schon gar nimmer recht gut vor lauter Schneid.

Aber weil die Tanzpaare zu früh aus ihrer Seligkeit gerissen wurden, verlangten sie nach Fortsetzung, und die Spielmänner seufzten und huben von neuem an.

Der Förstessohn, der seine Tänzerin noch nicht losgelassen, wollte just mit flottem Schwung das Wiegen und Walzen fortsetzen, als ihn der Knecht David am Arm ergriff.

In dem tanzenden Trubel wurden sie ein wenig unsanft hin- und hergestoßen — das tat aber nichts.

„Halt aus!“ sagte der David. „Jatza kimm amal i dran!“

Doch das kam dem Wolf komisch vor, und er meinte, es sei das beste, diesen Bauerndodel abzuschütteln.

Weil der Bursch nicht auslassen wollte, ließ der andere sich hinreißen, etwas von „Frechheit“ zu sagen, was den Knecht veranlaßte, etwas von „Maulhalten“ zu erwidern.

Darüber wurde das Fährmannsdiandel bleich, und der Wolf hätte spüren müssen, wie das Mädchen zu beben begann.

Nur das eine Wort sagte sie: „David!“

Und ihre hellen lieben Augen schauten den Burschen so eindringlich und fragend und erstaunt an, daß der David sich einen Augenblick besann. Ihre Gunst wollte er sich nicht vertun. Und der Ton, wie sie jetzt seinen Namen gerufen, ihr Herschauen auf ihn, die stumme Bitte in ihrem Blick, das warf ihm seine Vorsätze um.

„Na guat,“ sagte er. „Dir zulieb'!“

Und er ließ den Arm des Jägers los.

Doch, wie es schon oft ist: schwoll auf ein-

mal dem Förstersohn der Kamm und er nahm dieses „Dir zulieb", das ihm wie eine Demütigung vorkam, dem David krumm.

Ob er, der David, ein Recht hätte an die Brigitta? fragte er den Burschen scharf.

Und der andere hinwiederum wollte wissen, ob den „Herrn Förstnersuhn" dieses etwas bekümmere.

Dabei standen sie auch schon an der Wand und schauten einer dem andern so fuchswild in die Augen, wie zwei kampflustige Gockel. Und einer erwartete den Angriff des andern.

Sie hörten auch nimmer auf das Bitten des Mädchens, das mit angstvollen Blicken zwischen ihnen stand.

Ein paar Augenblicke lang erhielt sich diese ungemütliche Spannung, und um die zwei schlagbereiten Kämpfer sammelte sich schon ein Kreis Neugieriger.

Der Förstersohn zog die Brigitta an sich und wollte seines Weges gehen. Doch angesichts der vielen Zuschauer, von denen einer und der andere noch ein aufhetzerisches Wort hinwarf und damit das Feuer schürte, konnte sich kein Bursch, so er nicht als Feigling wollte gelten, eine derartige Niederlage gefallen lassen.

In David wurden Scham und Trutz lebendig. Ein behender Sprung und er hatte Wolf von des Mädchens Seite gerissen. Just so viel, daß der Jäger nicht hingefallen ist.

Und das war dem Förstersohn um eins zuviel. Das konnte er sich von dem Bauerndodel nicht gefallen lassen. Er war auch kein Letfeige.

Die Faust schlug er dem Burschen ins Gesicht, daß es schier Funken gab.

Auf dieses Zeichen hin entwickelte sich jene Energie menschlicher Kräfte, die gemeinhin Raufen genannt wird und die sich in absonderlichen Bewegungen und Lauten kundzutun pflegt, von welchen Pusten, Fauchen, Poltern, Zerren, Stoßen, Fallen und das Klatschen auf weiche Körperteile die gebräuchlichsten Begleiterscheinungen sind, vermischt mit keuchend ausgestoßenen Worten nebst kirrenden Weiberstimmen, zu dem sich nach Umständen noch das Klirren zerschlagener Gläser, das Krachen von Stuhlbeinen und — als Folge — das Krachen harter Bauernschädel gesellt.

Weil es jeweils Menschen gibt, die in freigebiger Weise von ihrer überschäumenden Kraft gerne an andere abgeben, wirkte auch hier sogleich eine Anzahl schlagkräftiger Bauernfäuste mit, unter deren Wohlmeinung es dem Förstersohne, dem sie gütigst zugedacht waren, schlimm ergehen hätte müssen.

In dieser kritischen Lage ereignete sich ein Zwischenfall, den niemand voraussehen konnte, der aber eben deshalb und durch sein unverhofftes Eintreten die Beteiligten derart verblüffte, daß durch ihn die Situation verändert wurde.

Das Fährmannsmädel stand auf einmal inmitten des raufenden Knäuels der Burschen.

„Sie derschlagen ihn!" schrie es. Und das Diandel breitete seine Arme aus, um den Wolf zu beschirmen. Und es wehrte die Burschen ab, die einen Augenblick verdutzt ihre Fäuste sinken ließen. Einem aber, der seine Schwungkraft nimmer hemmen konnte, dem stieß die Brigitta ihre Faust ins Gesicht, daß der Bursch heulend zurücktaumelte.

Das alles war in Drauburg ein wenig neu, ein bißchen seltsam. Man freute sich fast über die Schneidigkeit dieses Mädchens, und es war heiter, wie flink es den David von rückwärts am Kragen erfaßte und vom Jäger wegzerrte.

Ob der Bursch ablassen wollte oder nicht — der Hemdkragen mit der Binde schnürte ihm so arg den Hals zusammen, daß die Brigitta ihn in ihrer Aufregung beinahe abgewürgt hätte.

Indessen kamen die Gäste aus dem Extrazimmer herbei und zogen den Förstersohn aus der Affäre.

Und nachher stand die Brigitta draußen in der kalten Winternacht, hielt sich die Hände vors Gesicht und mußte weinen.

„Sie derschlagen ihn!" schrie es. Und das Diandel breitete seine Arme aus.

„Just i bin schuld," klagte sie sich an, „und wär' i nur lieber dahamgeblieb'n! Was wird der Vater sagen, wenn er die Schand' derfahrt!"

Der David stand vor ihr und beteuerte schon zehnmal, wie leid es ihm tue, das mit dieser dummen Rauferei.

„Waßt, Gitta," versuchte er sich zu rechtfertigen, „daß i dich bei dein' Vattern hab' ausgebittet und der Förstnersuhn getan, als hätt' er dich afn Ball g'führt — waßt, das is ka G'hörtsichnet! Aber deinetweg'n nimm i alles af mi, weil du ja nix dafür können tuast. Und z' wanen hör' iatza auf und seint wir wieder guat mit'nander."

Brigitta aber horchte nimmer auf des Burschen gütiges Zureden — sie verlangte heim.

Im Tanzsaale umschlangen sich indes wieder die Paare und walzten und wiegten sich zur Musik und manch übermütiger Jauchzer gab Kunde von der Lust und Freude da drinnen.

Anders im Extrazimmer. Da hat der Mißton die Harmonie gestört.

Der Herr Oberförster wollte schier ersticken vor lauter Aerger über „so einen Skandal", und der Bauer von der Wenz war brummig wie eine verstimmte Baßgeige. Die Lise machte ein so betrübtes Gesicht, daß sie einem leid tun konnte, und der Wolf, der hat sich fein sauber ferngehalten von dem gewitterschwülen Herrenzimmer und war indes damit beschäftigt, irgendwo seinen von den ungeschlachten Bauerntatzen zerknüllten äußerlichen Menschen einigermaßen in Ordnung zu bringen.

Unrühmlich war seine Aufführung, das kam ihm beiläufig zu Sinnen. Was er vom nächsten Tage erwartete, blieb nicht aus. Es gab eine Auseinandersetzung zwischen Vater und Sohn; der Förster nannte die Fährmannstochter eine freche Dirne, die es angelegt hatte auf den Skandal. Der Sohn nahm das Mädchen gegen diese schimpfliche Verdächtigung in Schutz und dabei gerieten Vater und Sohn heftig aneinander.

„Ich will hoffen, daß du künftig jeden Verkehr mit dieser Person meidest," sagte der Förster strenge.

Der Sohn gab keine Antwort, aber sein finsterer Blick verriet, daß er nicht gewillt war, nach dem Wunsche seines Vaters zu handeln.

„Du hast mich verstanden — ja oder nein!" drängte der Alte.

Nun lehnte sich der Junge auf. Er sei kein Schulbub mehr, daß er sich in dieser Art abkanzeln lasse; er sei großjährig und könne frei handeln, wie es ihm beliebe.

So hat der Sohn mit seinem Vater noch niemals vorher gesprochen.

Der Förster sprang auf und schlug die Faust in den Tisch. „Untersteh dich, gegen meinen Willen zu handeln!" schrie er. Aber im nächsten Augenblick bezwang er seine Erregung; er merkte es, daß er in dieser Weise auf seinen Sohn kaum Eindruck machte, denn dieser wendete sich und wollte gehen. Der Förster rief ihn zurück. Es wäre unnötig, sich dieser Sache wegen zu streiten und gegenseitig zu beleidigen, lenkte der Förster ein.

„Schau, Wolf, du verstehst mich nicht," sprach er milde, „du begreifst das nicht, wie einem zumute ist, wenn sich ein Kind, das man vom ersten Atemzug an wie sein eigen Aug' behütet und mit größter Liebe erzogen, plötzlich trotzig auflehnt und einem alles, was man sein Leben lang für dieses Kind aufgebaut, mit einem Male niederreißt — du begreifst das nicht, wie einem das weh tut . . ."

Gebrochen, als ginge ihm die Sache tief zu Herzen, stützte der Förster seinen Kopf am aufgestemmten Arm und schaute auf die Tischplatte nieder.

„Wie deine Mutter auf dem Sterbebett gelegen," sprach er mit bewegter Stimme, ohne den Sohn anzusehen, weiter, „da hat sie mit mir über deine Zukunft gesprochen. Die Wünsche, die deinetwegen die Mutter gehabt, hab' ich mir gewissenhaft angelegen sein lassen. Du hast deine Studien gemacht, warst auf der Akademie — hat Geld gekostet, das; sag' es aber nicht, um es dir vorzuhalten — ist mir durchaus nicht leid darum — hab' es ja dir und deiner Mutter zulieb, die mir diesen Wunsch aufgetragen, gern getan, damit du einmal rascher vorwärts kommst . . . Ich hab' keine Akademie gehabt — hab' mich vom einfachen Jäger müssen hinaufarbeiten!

„Lassen wir das. Ein Wunsch deiner Mutter hat deine Verheiratung betroffen. Und daran hat sie mich kurz vor ihrem Sterben gemahnt, daß ich ihr diesen letzten Willen erfüllen möchte.

„Du weißt ja, daß der Mutter liebste Jugendfreundin die Wenzin war — sie waren entfernt verwandt und waren viel zusammen. Wir sind ja selbst, wie du noch ein Kind warst, häufig auf dem Hof drüben auf Besuch gewesen — zu Ostern und zu Pfingsten gewöhnlich — und das nächstemal haben die Wenzischen wieder uns besucht. Weil du mit der Lise hübsch im gleichen Alter warst, hat deine Mutter, die mit großer Liebe für dich schon weit vorausgedacht, mit der Wenzin den Plan gemacht, daß du und die Lise — wenn ihr die Jahre erreicht — ein Paar sollt' werden . . .

„Hoch und heilig hab' ich's der Mutter am Sterbebett versprechen müssen, ihren letzten Willen der Erfüllung zuzuführen. Und ich hab' mir diesen letzten Willen der Sterbenden zur Lebensaufgabe gesetzt.

„Nur um deine Zukunft, um dein Glück, Wolf, war deine Mutter kurz vor ihrem Tode noch besorgt und bekümmert . . .

„Schau, und das ist es," schloß der Förster völlig erschöpft, „was du jetzt vereiteln willst! Vielleicht begreifst du jetzt meine Aufregung . . . Bei Gott, es kommt mir vor, als wär' ich ein Verbrecher; als hätt' ich nicht achtgegeben genug auf dich, und als mache mir deine Mutter aus dem Grabe heraus noch Vorwürfe darüber, daß

BLB Karlsruhe

ich ihren letzten Willen nicht zu erfüllen vermag . . . Denk dich in meine Lage, Wolf!"

Der Sohn stand nimmer so aufrecht da wie zuvor, wo Trutz gegen Trutz stand.

War es die fürsorgende Liebe seiner toten Mutter oder war es Mitleid mit seinem Vater, der sich förmlich als Verbrecher anklagte, daß ihm die Erfüllung des letzten Willens der Verstorbenen unmöglich gemacht war?

Und wie ein schemenhaftes Gebilde erschien ihm das Mädchen aus dem Fährmannshause, um dessentwillen er noch vor wenigen Minuten alles zu wagen gehofft.

Es waren nur Sekunden, die ihm dieses Bild vor Augen führten; sie maßen aber Zeiten aus. Und dann war es ihm, als verschwimme diese nebelhafte Spukgestalt in graue, raumlose Fernen, und er erwachte wie aus schwerem Traum. Er wußte keine Antwort — wie betäubt ging er aus der mit Trophäen geschmückten Jägerstube . . .

Dann stand es nicht lange an, daß die Brigitta einen Brief erhielt. Dieser Brief kam aus einer fernen Gegend, die sie nicht kannte, und er war geschrieben vom Förstessohne Wolf. Darinnen stand ihr beider Herzensunglück; von allem, was vorgefallen zwischen ihm und seinem Vater und auch von seiner verstorbenen Mutter letztem Willen. Er bleibe über seines Vaters Wunsch vorläufig auf der Försterei in hiesiger Gegend. Das Forsthaus in der Edling — eine Tagreise von der Heimat — werde in nächster Zeit eingerichtet, und da solle er, wenn er die Lise geheiratet, Förster sein. Er schrieb, wie ihm das Herz blute und daß seine Liebe in alle Ewigkeit ihr gehöre. Ob er's überwinden werde und wie das alles noch werden solle, das stände bei Gott.

4.

Drinnen im Gebirge waren die Berggeister wieder lebendig; die wilden Wasser tosten und brausten durch die Bergschluchten und der Draustrom führte dreifach und fünffach mehr Wasser als sonst, denn im Hochgebirge, in den Tauern und in den Karnischen und Julischen Alpen, vollzog sich die Schneeschmelze.

Doch wenn sich da drinnen der Lenz den langen Winterschlaf auch erst aus den Augen rieb, im Vorland, auf den Almen und in den Tälern, wob bereits der Sommer an seinem Hochzeitskleid.

Von jedem Baum, von jedem Busch und von jedem Blümlein auf grünender Wiese ging schier ein zauberhaftes Leuchten aus, denn alles begann sich zu schmücken mit blühendem Geschmeide und jedes machte großen Staat für den Willkomm.

Und zu dieser Zeit des Blühens und Prangens schmückte sich auch droben im Hof auf der Wenz die Braut des Förstessohnes von Drauburg.

War das ein Getue! Wie pochte der Wenzin vor Freude das Herz, daß ihr Wunsch sich nun erfülle!

Wie das Kätzlein den heißen Brei, so umkreiste die Wenzin ihre Tochter, die im Brautschmuck mitten in der großen, hellen Stube stand, und machte in ihrer etwas wunderlichen Art ein ums andere Mal nur immer: „Hm, wia schön, wia schön, Lise, hm! . . ."

Ja, die Lise, die war kein Bauernmädel mehr, und das Brautkleid und all das kostbare Geschmeide — bigott, der Wenz hat tief in den Beutel gelangt! — das war alles aus der Stadt bezogen worden.

So stand die Lise, im Glück erstrahlend, da, indes draußen vorm Hof die Knechte die Böller der Reihe nach aufpflanzten und sie zu laden begannen.

Und dann kam der Bräutigam und viele, viele festlich geputzte, fröhliche Gäste, und sie schritten, mit Sträußchen und bunten, flatternden Bändchen angetan, durch die blühende Landschaft, und die Spielleute musizierten und die Mörser krachten, und der weiße Pulverrauch flatterte über die Wälder davon, empor in den sonnigen blauen Aether.

So bewegten sie sich hinunter zur Ueberfuhr an den Fluß, wo der Ferge Wendelin schweigsam seinen Dienst versah.

Im dichten Laubdach des Nußbaumes vor dem Fährmannshause jauchzte just eine Drossel und am Lattenzaun vor den Fenstern saß ein Fink, der rief: „Brigitte! Brigitte!"

Aber die Brigitta saß in ihrem Kämmerlein und preßte die Hände an die Ohren, damit sie nichts höre von dem Jubel draußen, der ihr das Herz zerriß.

Dann verschlang der Fluß mit seinem Lärmen und Rauschen die Musik und das fröhliche Getue der Hochzeitschar, und der Ferge schritt müde, mit tief vorgeneigtem Haupte den Riegel hinauf.

Der schluchzenden Brigitta legte er seine verarbeitete, rauhe Hand auf den Scheitel und redete. Er redete Trost und fand Worte, die dem Diandel in die Seele hineinbrannten, denn sie waren so gütig und mild und die Brigitta ertrug es nimmer, dieses gütevolle Reden. Dem Fährmann warf sie sich zu Füßen und weinte hell auf.

„Vater — mein lieber Vater — verzeiht mir's — i bin sie ja nimmer wert, die guten Reden! Mein Gott — i kann halt nit dafür, und i hab' ihn halt so gern!"

Des Fergen Hand zitterte und sein Denken ward unruhig.

„Gitta," sagte er und zog sie vom Boden auf; „weshalb sollst du meine guten Reden nimmer wert sein? . . . Hast dich ja doch nit — — a naa, gel' Gitta — eingelassen hast dich nit mit iahm . . . Was? . . . So red', Gitta — red' . . ."

Aber die Gitta würgte es so sehr, daß sie keine Antwort hervorbrachte.

Nur mit dem Kopf hat sie genickt.

Da stand der Ferge still wie ein Stamm und starrte auf das Mädchen.

„. . . Das hast du getan? . . .“

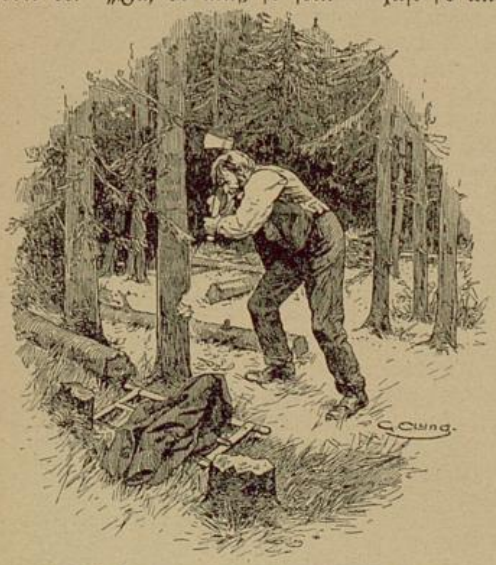
„Ja — Vater, ja . . .“

„Mensch! . . .“

Der Fährmann hob seine Faust. Schmerz und Zorn, die ganze Bitternis seines Lebens überkam ihn wieder; aber er ließ seinen erhobenen Arm sinken und starrte wie ein Verzweifelnder zu Boden . . .

Und dann — dann begann er zu reden. Dieses Reden aber war so, als spräche er zu sich selber und als gingen ihm seine Gedanken davon — als beginne er zu träumen.

„. . . Wie der Alte, so der Junge,“ spintisierte er. „Ja, es muß so sein — just so und



Wendelin schwang die Axt und verwüstete den Wald.

nit anders. Und es ist gut, warum soll es nit so sein? . . . Es ist alles eins; einmal wird es wieder anders . . . einmal geht alles zu End', und nachher ist es gleich, wie es war: so oder so oder anders . . . und wir wissen nix mehr davon. Alles ist ausgelöscht und vergessen, was einmal war und was wir gern gehabt hätten, und alles, was uns einmal gefreut hat und was uns weh getan hat . . . Und das ist das Beste vom ganzen Leben: das Sterben . . . Das ist das Allerbeste, was unser Herrgott den Menschen hat geschenkt . . .

„Ja, wenn man oft just aa glaubt: heut ist's a Freud, heut scheint die Sunna viel schöner und die Welt hat ein' Glanz, als wär' sie über Nacht neu derschaffen wor'n — morgen ist wieder der Jammer da . . . Drum ist das Sterben gut: da kommt der Mensch einmal zur Rast und zum Frieden. Und wenn einer einmal auf dem harten Brett liegt, kalt und starr, nachher ist's ihm alles eins: ob die einen um ihn weinen und betrübt sind oder ob die andern um ihn herumtanzen und juchezen — rührt ihn nix nit, ist ihm gleich . . . Und mag jetzt das helle Feuer über dem Dach zusammenschlagen oder mag das wilde Wasser bei Tür und Fenstern einbrechen — der Mensch auf dem harten Brett bleibt ruhig liegen — er macht kein' Schnaufer, ob es krump geht oder grad . . .

„Und 's selbe ist gut und g'recht. Und so ein starker Mann ist der Tod: alles zwingt er nieder: den Künig und den Kaiser so gut wie den Bettelmann . . . Ja, der Tod ist gerecht und gut. Aber die Menschen, die sind schlecht, die sind falsch, und die Welt ist falsch und alles ist falsch und schlecht . . .“

Dem Diandel rieselte der Schauer über den Leib. Weshalb sprach der Vater vom Tod?

Der Fährmann schaute starr drein, als wisse er gar nicht, was er gesprochen, und seine Augen hatten einen glasigen Schimmer.

Und dann lachte er heiser. Aber es war gar kein Lachen — es war ein Schluchzen in sich hinein.

„Mein Gott!“ kreischte Brigitta auf. „Vater, was is Enk? . . .“

Der Wendel hatte eine brennende Stirn und der seltsame Glanz seiner Augen flößte dem Mädchen Furcht ein.

„Mir — was mir is? Mir is weiter ganz guat . . . Ja, mir is ganz guat!“

Er ging hinaus. Unsicher war sein Gang, er torkelte wie ein Berauschter.

Und draußen im Holzgelaß nahm er die langstielige Axt, womit er immer die großen Scheiter gespalten, und die Säge.

Damit ging er fort.

* * *

Wenn des Oberförsters Sohn hochzeitet, drückt der Herr Vater schon ein Aug' zu, vielleicht gar allbeide; und die Drauburger Forstleute sollen diesen schönen Tag mitfeiern, sollen sich mitfreuen mit ihrem Herrn und sollen trinken auf das Wohl und Glück des neuen Försters im Edlinger Forsthause.

Und im Schloßwald, in demselbigen, aus dem sich Wendelins Vorfahren noch ungestraft ihr Brennholz bringen durften — dieses Unglücksholz! — da krachte es. Es krachten die Bäume und stürzten und rissen im Stürzen andere mit sich. Und der Ferge Wendelin verrichtete da eine wahnwitzige Arbeit. Der heiße Schweiß rann ihm übers Gesicht, und naß war sein graues Haar und klebte in wirren Zausen an Stirn und Schläfen. Aber der Wendelin achtete nicht darauf; er ging nur immer von einem Baum zum andern — lauter halbschlächtiges Holz —

und sägte und schwang die Axt und verwüstete den Wald.

Als die Sonne sank und die Waldamsel im Fichtenwipfel hoch oben ihren Abendgesang wie ein Gebet verrichtete und die Dämmerung sich auf leisen Sohlen durch den Forst schlich, da lag ein Waldstrich in wirren, ruppig wilden Haufen als hätte ein Sturmwind oder eine Lawine ihn niedergefegt.

Dem Fergen blitzten die Augen. Dann sank er erschöpft hin, als wäre er selber von einem Axthieb gefällt worden.

„Hast mir nix getan, du — du liaber Wald," spintisierte er; „und i hab' dich niedergemacht wie ein Mordbrenner. Verstehn, wenn du mich kunntest — möcht' dir's sag'n, wia ein' is, wenn du zeitlebens nix als Gift in dich mußt einefressen . . . Aber amal wird es z'viel — nachdem muaß es wieder außе . . . Nimmer z' helfen hab' i mir g'wußt: es hat g'scheg'n müassen.

„Und du, Wald, du bist sein' Freud' g'wen, dem Jager . . . Vor siebzehn, achtzehn Jahren hat er dich aufgeforstet . . . Ja, mein lieber Wald, tua mir's verzeih'n — aber i, i hab' aa amal a Freud' g'habt . . . Der Lump hat sie mir niedergeschlagen und gemordet, so wie i dich iatza gemordet hab' . . .

„Abkehr'n hab' i iahm's müassen, dem — der hat das Seinige! . . . Und heut, mei' liaber Wald, heut hab'n sie mir mei' zweite Freud gebrochen — die hat mir der Junge zerschlagen . . . Teufeln! Höllische Teufeln! . . ."

„Teufeln!" Der Wald hat es beistimmend nachgerufen.

Wie eine schwere Last hob der Wendel seinen Atem und mit der schwieligen, pechigen Hand wischte er über die Augen.

Dann schulterte er sein Mordwerkzeug und schritt davon.

Und er ging heim, aber er trat nicht in sein Haus. Die Brigitta solle ihn überfahren, verlangte er; er müsse nach Drauburg.

Das Diandel war voll Angst, es fürchtete sich vor dem Fergen, vor seinem verstörten Wesen.

„Vater, seid's krank — was is denn?" fragte es bekümmert.

„Ganz g'sund bin i — o, wia ri g'sund bin — grad juchzen kunnt i heunt! . . . Sorg' dich nix um mi, Diandle . . . Werd' lang verweilen heunt — pfiat dich Gott, Gitta — pfiat dich Gott!"

Wie ein Junger sprang er, ehe noch die Floßbrücke jenseits anlegte, ans Ufer und verschwand im Dunkel des Abends. Das Mädchen fuhr voll Kümmernisse über den wildrauschenden Strom zurück.

„O Gott," klagte es dem Knecht David, der am Fährmannshause vorbeikam und über der Schulter die Sense trug; „mir is so bang um den Vater, der is heunt ganz auseinand', so viel wirr reden tut er — und ganz anders is er heunt wie sonst . . . Und mit Hacken und Säg' is er jetzt af Drauburg ume . . ."

Der David wollte darüber nichts Ungewöhnliches vermuten.

„Laßt halt das Zeug scharf machen," meinte er.

„Jetz' af die Nacht?" fragte Brigitta. „Lang werd' er verweilen, hat er g'sagt . . ."

„Na, das is weiter ka G'fahr," tröstete der Bursch das Mädchen. „Wenn dir die Zeit lang is oder daß du dich allan fürchten tust — i kumm zu dir — recht gern kumm i . . . Haa, derf i?"

Aber die Gitta war zum Scherzen nicht aufgelegt.

„Laß mich mit deine Dummheiten aus!" verwies sie ihn und ging ins Haus und verschloß die Tür.

Völlig betroffen und verlegen stand der David da; das konnte nur wieder ihm geschehen; er schüttelte seinen Krauskopf und ging weiter.

„I mag es schon amal anstellen wie i will," seufzte er wehmütig, „verkehrt is es allemal . . . Ja, i hab' halt ka Glück af derer Welt . . . Kreuzteixel!"

* * *

In Drauburg drüben, im Schloßwirtshaus, saß der Ferge Wendelin ganz abseits an einem dunklen Tisch. Es war kaum vonnöten, daß er sich den Hut so tief ins Gesicht hereinrückte, heute nahm sich ohnehin niemand Zeit dazu, ihm näher in die Augen zu schauen. Er wollte das auch nicht, allein sein wollte er mit seinen rebellischen Gedanken, mit seinem tiefen Haß. Ab und zu trank er seinen Branntwein aus und ließ sich wieder frisch einfüllen, und zuweilen sagte er vor sich hin ein grimmiges Wort, das aber unverständlich blieb, denn er zermalmte die Hälfte davon allemal mit knirschenden Zähnen.

Und nebenan hielten sie Hochzeit. Die Spielmänner fiedelten emsig drauf los und die Paare, die alten und die jungen, tanzten, und der Herr Oberförster ging hochgemut umher, tat überall leutselig über alle Maßen und rieb sich vergnüglich und wohlzufrieden die Hände, dann trank er mit seinem Schwieger, dem Großbauern von der Wenz, zum ungezählten Male auf die glückliche Zukunft ihrer Kinder, indes die wunderliche Wenzbäuerin, die ihr fürsorglicher Sinn schon am Abend aus dem Kreise der Hochzeitsgäste entführte, auf dem Wenzhof noch allerlei Vorbereitungen traf für die Neuvermählten, die — so war's bestimmt — ihre Flitterzeit in einem sehr schmucken Sommerhaus auf der Wenz, das der immer gern nobeltuende Großbauer seiner Tochter zu Ehren „Elisabethruhe" nannte, verbringen sollten.

So war alles fein in Ordnung und nach

Mitternacht verabschiedete sich das junge Ehepaar von den Hochzeitsgästen, dankte ihnen für die Ehre ihrer Gastschaft und machte sich auf den Weg zur Ueberfuhr an der Drau.

Die beiden weinseligen Väter hatten ihnen zum Abschied segnend die Hände aufs Haupt gelegt und daraufhin mit einer frischen Flasche den Scheidetrunk getan.

Der Ferge Wendelin hatte schon um Mitternacht Axt und Säge genommen und war gegangen.

Es war eine schöne, linde Sommernacht mit einem reichgestirnten Himmel, und von den Auwiesen herüber strich der aromatische Duft von frischem Heu, und ringsum zirpten Tausende Heimchen und erfüllten die stille Nacht mit ihrer seltsamen Musik.

Und der Wendelin kauerte am Ufer des rauschenden Flusses, dort, wo seine Vorfahren einen der hohen Maste aufgepflanzt, an denen das Drahtseil den Fluß überspannte — das Drahtseil, an dem die Fähre hing . . .

Was sich da in der stillen Sommernacht Grausiges ereignet, das war die Tat eines Menschen, der über sein Leid und über die Grausamkeit seines Geschickes in Wahn verfallen war.

„Hin soll es sein — alles soll hin sein!"

Das war sein Leitgedanke, das waren seine Fluchworte, die er ausgestoßen in wilder Rachegier im selben Augenblick, als die Brigitta mit dem jungen Hochzeitspaar das Floß auf den Strom hinausstteuerte, als er die Säge ansetzte und in fliegender Hast den hohen Mast durchschnitt.

Als dieser in den Fluß stürzte und durch den jähen Sturz auch jener am andern Ufer barst und mit gewaltigem Krachen in das Wasser gerissen ward, als ein markerschütternder Schrei das Rauschen des Flusses übertönte — da stand der Wendelin noch eine Weile still, wie betäubt, und starrte seiner alten Floßbrücke nach, wie sie auf der wogenden Flut durch die Nacht davonschoß.

* * *

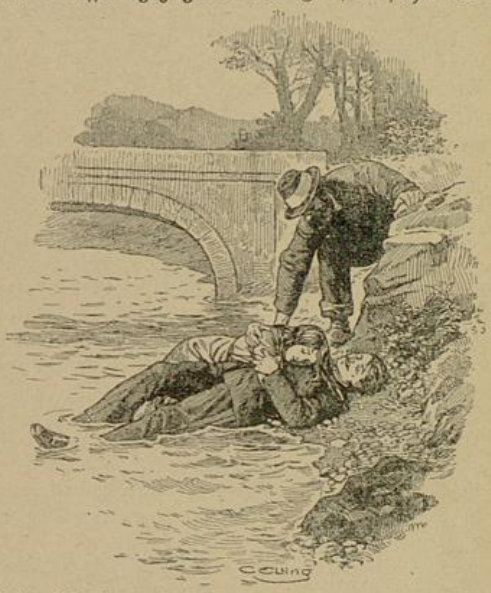
Der Ferge Wendelin stellte sich dem Gerichte.

„Da habt's mi!" sagte er. „Meinetwegen henkt's mi — i schenk' Enk's, mei' armseliges Leben — is eh nix wert g'wen . . . Und das im Schloßwald, das hab' i aa getan . . . Der Herr Oberförstner werd' schon wissen, warum i das getan hab' . . . Mehr braucht's nit!"

„Er is damisch wor'n!" entsetzten sich die Leute über diese Untat.

Der Knecht Michl, sein vieljähriger treuer Freund, der manches besser wußte, sagte mit Tränen in den Augen: „Das, meine Leut', was der hat schlucken müassen, is grad genuag für an oanzig'n — iatza is iahm decht z'viel wor'n, dem armen Häuter . . . Gott verzeih' iahm's! Derselbige, der was die Ursach' is von dem ganzen Unglück, der werd' sich amal vor dem ewigen Richter zu verantworten hab'n — so viel sag' enk i! Und den andern schenk' der Herr Jesus die ewige Ruah — von Rechts wegen is eh der Wolf der Brigitta ihr Bräutigam g'wen."

Und weit im Unterlande hat man sie tot aus dem Wasser gezogen: den Förstersohn Wolf



Und weit im Unterlande hat man sie tot aus dem Wasser gezogen.

und die Fährmannstochter Brigitta. Sie hielten sich noch im Tode so fest umschlungen mit den erstarrten Armen, daß es Mühe bedurfte, sie voneinander zu lösen.

Die Lise aber gab das Wasser nimmer heraus. Der Alpenstrom hat sie fortgeführt, weit fort — vielleicht gar hinaus ins ferne Weltmeer . . .

Wie der Vettergötti starb.

Es gibt viele Widersprüche in der Welt. Die beiden größten bestehen aber ohne Zweifel darin, daß alle alt werden und niemand alt sein will, und daß zweitens die Menschen sich ihr Lebtag auf den Himmel freuen und doch nie hinein wollen. Das habe ich sogar am Vettergötti gesehen.

Der Vettergötti war aus lauter Frömmigkeit ledig geblieben und lebte bei seinem Bruder. Dieser hatte einen ziemlich großen Hof, aber aber auch viele Kinder, die das Brot bewältigten, das von ihm gebaut wurde.

Diesem Bruder zu helfen, wie und wo er konnte, hielt der Vettergötti für seine heiligste Pflicht. Er war fast aller Kinder Pate, weshalb er eben Vettergötti hieß, und half dem

Bauer im Heuet, im Oehmd und in der Ernte und wo es sonst nötig war. Dann aber war er des Bruders Futtermeister. Morgens, mittags und abends konnte man ihn immer im Futtergang am Heuschütteln oder beim Brunnen am Wasserschöpfen sehen.

Für alle diese Dienste bezog er nicht einmal eine Brotrinde. Er tat alles, wie er sagte, um Gottes willen und aus brüderlicher Liebe. Um auch dem Staat nützlich zu sein, verwaltete er das Akzisamt, und reich und arm und alt und jung hatten diesen Vettergötti gern; auch ich.

Da ich öfters im Hause seines Bruders zu verkehren hatte, konnte ich ihn in allem seinem Tun beobachten, und ich muß sagen, kein Kapuziner kann seinen religiösen Pflichten ernster nachkommen, als es der Vettergötti tat. Im Sommer erhob er sich um vier Uhr, zog seine unten nach alter Mode ausgeschlitzten Zwilchhosen an, dann kniete er nieder, betete seine Morgenandacht, den Englischen Gruß, den Glauben und für die armen Seelen der Vaterunser drei. So betete er mittags und abends ebenfalls, und wenn es Katzen hagelte, die heilige Messe besuchte er jeden Tag.

Ein also auf sein Seelenheil bedachter Mensch, sollte man meinen, müßte leicht sterben. Das war aber keineswegs der Fall.

Es war an einem Sonntag, da kam ich auch zum Eckbauer, so hieß des Vettergöttis Bruder, auf Besuch.

„Felix," sagte die zum Kirchgang sich richtende Bäuerin, „du mußt jetzt hinauf in die obere Stube und den Vettergötti hüten, bis ich heimkomm'. Es hat ihn diese Woche ein Schlag — Gott b'hüt uns davor, getroffen. Er kann kein Glied mehr rühren, muß aber alle Augenblick eine Bedienung haben, zu welcher ich meine Maidle nicht anstellen kann. Geh also und besorg ihn gut, in einer Stunde bin ich wieder da."

Ich entspreche bereitwilligst diesem Verlangen, gehe hinauf zum Vettergötti, aber wie finde ich ihn! Sein sonst so ruhiges, friedliches Gesicht ist vom Ausdruck der Verzweiflung verzehrt. Die tief in den Höhlen liegenden Augen schauen ängstlich von einer Ecke des Zimmers zur andern, als ob sie jeden Augenblick einen Feind erwarteten. Die langen, grauen Haare fallen in wirren Strähnen über die Stirne und an den Schläfen nieder und erhöhen das Unheimliche des Anblicks.

„Wie geht's, Vettergötti?" fragte ich teilnehmend.

„O, schlecht, Felix," sagte er mühsam und weinend, „ich werde sterben müssen!"

„Das ist jetzt noch nicht gewiß, Vettergötti," sage ich, „so lange der Mensch schnauft, lebt er noch. Schaut mich an, was ich wieder für ein Bursche bin, und war doch viel ärger und gefährlicher krank als Ihr. Ihr könnt auch wieder aufkommen."

„Nein, nein, ich spür's, es geht zu Ende," entgegnete er. „Mir kann kein Doktor mehr helfen!" Und wieder brach er in heftiges Weinen aus.

„Aber, Vettergötti, nehmt doch Trost an! Bestimmt wißt Ihr's nun einmal nicht, daß Ihr schon sterben müßt. Gesetzt aber, es wäre so, was könnt Ihr viel verlieren? Ihr seid bald siebzig Jahre alt, also in einem Alter, in dem man der Natur ihren Tribut zahlen muß und auf dieser Welt doch nicht mehr viel Freude hat, und Euch kann es bei dem christlichen Lebenswandel, den Ihr geführt habt, im Jenseits nicht schlecht gehen. Ihr müßt ja in den Himmel kommen, und da ist es jedenfalls besser als hier."

„Ja, ja," erwiderte er, „der Himmel wäre schon recht und das Sterben nicht so schlimm, wenn nur die Verwesung im Boden nicht wäre."

„Vettergötti," warf ich ein, „Euer Leib ist nur die Hülle Eures Seins, das Gewand Eurer Seele. und wie eine Mutter ihrem Kinde das alte Gewand auszieht, um es mit neuen Stücken zu bekleiden, so macht es der liebe Gott mit uns, wenn wir alt, morsch und löcherig sind. Er wirft den Leib, unser Gewand, in die Stampfmühlen und Retorten der Natur, die wieder Neues daraus schafft; wir selbst aber, die Seele, der Geist, leben weiter in einem andern Licht."

„Ja meinst, es sei auch so?" fragte der Vettergötti.

„Gewiß ist es so. Es sagt es uns der eigene Verstand, das Herz und — unsere Religion. Es ist gewiß so und kann gar nicht fehlen!" sagte ich, und der Vettergötti legte sich getröstet tiefer in die Kissen und betete mit Ergebung: „Nun denn, wenn es sein muß, so mach gleich ein Ende, lieber Gott! Nimm mich in Gnaden an und mach ein End meiner Angst!"

Als die Bäuerin nach Hause kam, übernahm sie die Pflege wieder. Wie sie nun dem Vettergötti sich mit einer Tasse Milch nahte, sagte er mit merklich schwächerer Stimme: „Keine Milch, zieh mir das Hemd aus!" und als sie seinen Wunsch erfüllte, sagte er wieder, indem schon der Schatten des Todes auf seinem Gesicht lag und die Funktionen der Sinne nur noch mangelhaft waren: „So—o, Bärbele, jetzt noch den Leib, zieh mir den Leib aus, daß ich abreisen kann!" Und während die Bäuerin tröstend mit der Hand ihm über den Kopf und das Gesicht strich, so daß er meinte, sie vollziehe seine letzte Bitte, hauchte er seine Seele aus.

Die Lust zu scheinen und zu blenden ist eine ewige gleiche Eigenheit unseres Geschlechts, zugleich ein Zeichen unserer vornehmen Natur und ein Quell häßlicher Verirrungen. Treitschke.

Wenn der Kuckuck ruft.

Wenn ums Ende des April der Kuckuck zu rufen beginnt — ach, was geht da dem Menschen das Herz auf! Jeden Ruf zählt er freudig mit, und was legt er nicht alles in diese Töne hinein, die mild und weich, wie von einer Orgel, klingen.

Wie aber steht's in Wahrheit um diese Rufe? Was bedeuten sie?

Sie bedeuten den Anfang eines hinterlistigen Treibens; der Vogel Kuckuck beginnt sich umzuschauen, wie und wo er seiner Liebsten Eier in fremde Nester bringt? Er hält's nicht mit dem Sprichwort: „Bauen ist eine Lust"; es fällt ihm gar nicht ein, ein Nest zu bauen. Laßt doch die andern bauen; sie haben ja soviel Freude daran und verstehen sich meisterhaft darauf.

Da ist namentlich die Grasmücke. Was kann sie aus Stroh und Heu und kleinen Zweiglein ein so gemütlich Häuschen bauen! Mit allerhand Federzeug wird es schließlich wattiert und gepolstert; die jungen Grasmückchen sollen es gut haben, wenn sie auskriechen. Das sind Herr Grasmücke und Frau Grasmücke den Kindern schuldig. Das ist des Kindes Recht. Sie haben Anspruch darauf...

So meint auch Vogel Kuckuck, und scharf sieht er dem Paare zu, wenn es baut. Aber er will sicher gehen; er hat immer mehrere Eisen im Feuer; ein Dutzend Grasmückennester und mehr beobachtet er auf einmal im Bau, dann wählt er sich drei, vier oder fünf aus, die er für würdig hält, daß er sie mit seiner Nachkommenschaft beglückt.

Hat nun Frau Grasmücke weiterhin ihre Pflicht getan und ihre Eier gelegt, da heißt es erst recht: „Aufgepaßt, Herr Kuckuck!" Aufgepaßt nämlich auf die Zeit, wo Frau Grasmücke für einen Augenblick einmal austritt, — vielleicht um auf den Markt zu hupfen und etwas einzuholen . . . Da, genau in dem Augenblick muß Frau von Kuckuck herbei — daß es adlige Leute sind, die Familie Kuckuck, scheint ziemlich klar zu sein —, sie muß in aller Eile herzu. „Kuckuck, Kuckuck" ruft er. Gleich setzt sie sich da ins Grasmückennest und legt eins, zwei, drei ihr Ei — mitten unter die andern. Und dann heidi fort! — als wäre nichts geschehen... „Kuckuck, Kuckuck . . ." —

Kommt nun Frau Grasmücke heim, dann mag's ihr wohl ein wenig dumpfig riechen in der guten Stube, aber gutmütig, wie sie von Natur aus ist, denkt sie sich nichts Arges; der Zuwachs fällt ihr weiter nicht auf, und in aller Munterkeit setzt sie ihr Brütgeschäft fort.

Herr und Frau von Kuckuck aber fliegen weiter von Baum zu Baum, von Strauch zu Strauch, und wo Mutter Grasmücke zufällig nicht daheim ist, flugs wird da ein Ei gelegt, mitten hinein unter die andern. „Kuckuck, Kuckuck . . ."

Wenn ums Ende des April der Kuckuck zu rufen beginnt — ach, was geht da dem Menschen das Herz auf!

Nun wäre das nicht weiter so schlimm. Wo fünf Eier liegen, da kann auch ein sechstes noch Platz finden; und ob Frau Grasmücke sechs Junge brütet oder nur fünf — es kostet dieselbe Hitze. Aber es kommt noch etwas Schlimmeres!

Weiß nicht warum und weshalb? Weiß nicht, was der tiefere Sinn davon ist, aber — es ist einmal so eingerichtet, daß das Kuckucksei schneller reift als die andern. Der junge Herr Baron hat es eilig mit der Welt. Schon sehr bald kriecht er aus der Schale: „Hier bin ich — Herr von Kuckuck!"

Mutter Grasmücke macht große Augen; sie ruft angstvoll nach dem Herrn Gemahl, und höchst verwundert sehen sie sich beide den Jungen an; aber sie tun ihm nichts. Nein, ruhig lassen sie ihn im Neste; ja, die Alte füttert ihn nicht anders als ihr eigen Kind; so wird er im Umsehen groß und stark.

Und jetzt kommt das Allerschlimmste... Schon lange war's ihm im Neste zu enge; als daher die Frau Stiefmutter wieder einmal ausgeflogen, packt er mit seinem kleinen, aber scharfen Schnabel von seinen Brüderlein und Schwesterlein eines um das andere und — wirft sie samt und sonders zum Neste hinaus, daß sie sich Hals und Genick beim Sturze brechen. Wo eines oder das andere noch in der Schale steckt, da hackt und packt und scharrt er so lange, bis auch das Ei über Bord ist, um am Boden jämmerlich zu zerschellen.

Kommt nun die Mutter heim, da sieht sie

die Bescherung, und erschreckt umflattert sie den Schauplatz des Verbrechens. Der junge Herr von Kuckuck aber lügt sich heraus, als ob Räuber dagewesen wären, und verlangt einfach weiter die Verpflegung, die ihm zukommt.

O, du armes Grasmücklein! Du gequältes Mutterherz! Bei all dem Jammer um die

Und so füttert sie den dicken fremden Jungen weiter auf . . .

verlorene Brut füttert sie den dicken fremden Jungen weiter auf, bis er ganz groß und stark geworden ist. Da reckt und streckt er sich eines Tages, pustet die Backen auf und schreit grell zum Nest hinaus: „Was kostet die Welt?“

Schließlich hockt er sich auf den Rand des Nestes, schlägt die Flügel auseinander — und fort ist er, der junge Herr. Hätte er wenigstens gesagt: „Ich dank' auch schön“ — nein, nicht einmal das . . .

Wenn ihn auch nur eine Grasmücke ausgebrütet hat, ein richtiger Kuckuck ist er doch. Und bald nimmt er sich ein Fräulein Kuckuck aus der Nachbarschaft zur Frau; sie treiben es dann genau so, wie es Vater und Mutter getrieben: „Kuckuck, Kuckuck . . .“

Ein Glückwunsch.

Um wieviel älter eins von uns Menschenkindern jeweils geworden ist, merkt es am besten an den Verwandlungen ringsumher. Vor kurzem ist der Hinkende wieder einmal drunten in Karlsruhe gewesen, und er hat die Augen weit auftun müssen über dem ausgebreiteten Wesen der Landeshauptstadt. Wie? hat der Hinkende nicht die badische Residenz noch gekannt, als sie eine stille, schüchterne Beamtenstadt von kaum zwanzigtausend Seelen war, die sozusagen gar keine Geheimnisse voreinander hatten? Hat er nicht selber mitgelacht, wenn im „Erbprinzen“ ein geschwätziger Reisender den Witz zu Markt brachte: Karlsruhe — das ist die Station, an der man regelmäßig vorüberfährt, wenn man von Heidelberg nach Appenweier reist. Denn von Verkehr war noch nicht viel zu spüren; dem einen fehlten in Karlsruhe Wasser und Gebirg, dem andern hat es zu sehr nach Akten gerochen. Aber das alles war einmal, und der Hinkende ist nicht der einzige, der sich über den Gegensatz der Landeshauptstadt zu ihrer früheren Erscheinung wundern muß. Es ist eine Stadt der Paläste und Gärten, aber auch der großen Handlungshäuser und Fabriken geworden, und statt 25000 Einwohnern sind es jetzt mehr als fünfmal soviele. Einer, der es wissen muß (denn er sitzt auf dem Rathaus), hat es bei einem Abendschöpplein im „Krokodil“ dem Hinkenden ins Ohr gesagt: „Hinkender, wenn Ihr das Eigentum der Gemeinde mit fünfzig Millionen einschätzt, so trefft Ihr nicht daneben!“ Aber wer sieht die vielen Schulen und Sammlungen dieser Stadt, ohne zu denken: Fürwahr! ihr geistiges Vermögen hält mit dem Wirtschaftsgute gleichen Schritt!... Es soll einmal einen Schulmeister gegeben haben, der Gottes Weisheit nicht genug rühmen konnte, weil sie dafür sorgte, daß an jeder großen Stadt auch ein großer Fluß vorbeifließe. Da der liebe Allvater sie im Stiche ließ, was taten die Karlsruher? Sie rückten ihre Stadt zum Wasser, da das Wasser nicht zu ihnen kommen wollte, und erbauten sich wie die Mannheimer einen Rheinhafen, der rund sechs Millionen gekostet hat. Denn das neuere Geschlecht ist ein anderes als seine Altvordern. Die ersten Karlsruher (es waren eigentlich Rheinschwaben und Pfälzer) machten fast einen Aufruhr, weil für die Gemeinde eine Feuerspritze angeschafft und eine Umlage von drei Gulden erhoben werden sollte. Die jetzigen bringen jährlich Millionen auf für Verschönerung und Wohnlichmachung ihrer Stadt, für Wohlfahrt, Lebensbehagen und Bildung, und man könnte nicht sagen, daß es dafür in Karlsruhe auch keine Kanzleien mehr gäbe. Sondern sie sind wirklich noch da. Mit dem Gebirg aber haben es die Karlsruher gerade umgekehrt gemacht wie mit dem Wasser: sie haben es zu sich hereingeholt, und gleich hinter dem wunderhübschen Stadtgarten wird jetzt die Gegend gebirgig. Lauterberg hat man den künstlichen Hügel getauft — nach dem Bürgermeister Lauter, der sich wie sein Vorgänger Malsch und sein Nachfolger Schnetzler um die Entwicklung der Landeshauptstadt so verdient gemacht hat.

Kürzlich hat der Hinkende vom Lauterberg über das weite Häusermeer geblickt, wie es im Glanz der scheidenden Sonne Feierabend machte — eine erbauliche Übersicht! Sollte man es glauben, daß diese lebendige, geschäftige, volkreiche Stadt eigentlich im Schlaf erfunden worden? Oder ist es ein Märlein, daß die Fächerstadt einem Markgrafentraum ihr Dasein verdankt? Der Hinkende hält sich einfach an die Tatsache, daß die Entwicklung der Landeshauptstadt mit der Grundsteinlegung des Schlosses, also am 17. Juni 1715, seinen Anfang genommen hat, und indem er zweihundertjähriges Wachstum hiermit feierlich an die Sonne stellt, entbietet er besagtem Gemeinwesen ein gutbadisches „Glückauf!“ Sch.

Auch ein Glück.

Erzählung von Anton Schott.

Über die herbstlich öde Bergheide fluten Licht und Sonnenglast nur so in eitel Strömen, und die Luft über dem ganzen Gebirge und dem weiten, weiten Lande davor ist so rein und durchsichtig wie selten im Jahre. In den kegeligen, schon vom Boden weg dichtbeästeten, krüppeligen und von Wind und Wetter zerzausten Fichten säuselt ein lindes Lüftchen, und im Geäste zanken ein paar Kohlmeisen und piepsen einige Rotkehlchen. Aus den Hängen herauf hallt das Läuten und Klampern der Schellen des Weideviehes, und weit drüben im Tale schnaubt und pustet ein Lastenzug.

Auf dem fahlen Bürstlingrasen aber stehen zwei Menschenkinder Hand in Hand und schauen träumend und traumverloren hinaus in die sonnige, lockende Ferne: der Steinwänderfelix, ein angehender, mittelmäßiger Bauer unten in den Gehängen, der seine Schwägerin heiraten soll, weil die Kinderchen gar so arg an ihm hängen, und . . . weil doch der Hof dem durch schier zwei Jahrhunderte angesessenen Stamme erhalten werden soll, und die Alheid, des Besenbinders und Hadernmannes Dirndl, das wegen der verschiedenen Untugenden seines Vaters vom andern jungen Gevölke geflissentlich gemieden wird. Sie haben den fahlen Bürstlingrasen und alles, was dazwischen und darunter wächst, graue Flechten und grünes Moos, halbentblättertes Heidelbeerkraut und armlanges Farnkraut abzumähen zur Viehstreu für den nahenden Winter; aber die Sensen liegen auf der Mahd, und sie zwei stehen Hand in Hand und schauen in die sonnige, blaudämmernde Weite.

Wie es gekommen, und wie sie es in ihrer wortkargen Weise herausgebracht, daß sie einander gern sehen und gern haben? Sie wissen es selbst nicht und sinnen auch nicht daran; sie lassen dem in ihren Herzen webenden Glück Platz und Lung, sich zu dehnen und zu breiten, und sie schauen träumend und traumverloren in die Weite.

Vom Tale herauf hallt in langgezogenen Tönen der Klang der Mittagsglocke, und die beiden Hände lösen sich. Ein jedes macht das Kreuz und richtet übers Beten, wie es Brauch und Sitte ist in der Gegend, und wie sie es ein jedes gewohnt sind von frühester Jugend auf, und mitten im Beten zieht ein Gedanke durch des Steinwänders Sinnen und Glück wie der Schatten einer trüben Wolke: nach welchem Ende soll das zielen? Er soll die Marget, seines verstorbenen Bruders Eheweib heiraten, und er kann schier nicht anders. Daß er dies gerade der Marget wegen täte, sel kann er nicht behaupten und sel ist ihm auch noch nie in den Sinn gekommen, aber ein Gruseln läuft ihm allemal den Rücken hinab, wenn er manchmal daran denkt, daß die Kinderchen, die so an ihm hängen wie . . . wie halt wirklich an einem Vater, einen andern zum Stiefvater bekommen könnten und bekommen würden, wenn er nicht ihre Mutter heiraten wollte, einen vielleicht, der sie nicht leiden könnte, und der sie peinigte, bis sie flügge geworden. Und nachher handelt es sich auch darum, daß der Hof und der Stamm auch fürder beisammen bleiben wie all die lange Zeit her, und . . . daß die Eltern nicht etwa zwei wildfremden Eignern als Leibtumleute auf der Bank sitzen müssen. Das sind der Gründe genug, die ihn bewogen, sich mit der Schwägerin zu versprechen, und . . . trotzdem hat er die Alheid gern, das arme, verachtete Hascherl, und er kann nichts dafür, kann nichts ändern und sieht kein rechtes Ziel und Ende vor sich.

Nach dem Beten breitet das Dirndl ein weißes Tuch über den fahlen Rasen, stellt eine Schüssel darauf, füllt sie mit saurer Milch und brockt ein. Und dann setzen sie sich zum Essen nieder, das eine an der, das andre an jener Seite. Nicht zehn Worte fallen während des Essens, aber als der Felix den Löffel weglegt und wieder sinnend und träumend in die Weite zu schauen beginnt, meint die Alheid: „Felix, mir scheint, wir hätten es doch nicht sagen sollen."

„Was?" fragt der wie vom Traume erwachend.

„Was . . . wir halt vorhin gesagt haben."

„Gältet' ein Geld."

„Eh' wohl; aber keines hätte vom andern gewußt und . . . und . . ."

„Meint man." Und dies ist wieder für lange seine ganze Rede. . . . Meint man . . . Gesagt wär' es eh wohl nicht, aber es wäre dasselbe. Es ist schier ein volles Jahr aus, seitdem er es weiß, daß er das Dirndl lieber hat als wie sonst jemand, und es ist fast ebenso lange, daß er kennt, daß auch diesem ungefähr so zumute sein müsse. Es ist nichts gesagt und nichts geredet worden, und die Geschichte ist dieselbe gewesen. Es ist halt manchmal so: zu oftmals einem fühlt sich eins vom ersten Augenblicke an wie mit Stricken hingezogen, und ein anderes kann man nicht leiden oder bleibt einem zumindest gleichgültig, wenn es sich noch

so strebte. Ist das so eingerichtet von oben aus, oder ist es . . . ein Werk des Bösen? Ein Werk des Bösen? Es hat einer gesagt, den die ganze Christenheit den Herrn und Meister nennt: Kindlein, liebet einander! Es ist geboten, den Nächsten zu lieben, aber . . . ist es auch erlaubt, ihn mehr zu lieben, als es manchmal unter gewissen Verhältnissen sein darf? Und wohin sollte dies führen: die eine hat er gern, und die andere muß er heiraten . . . muß er.

Schweigend nimmt er die Sense auf und geht wieder an die Arbeit. Das Mähen des Bürstlingrasens hat den leibhaftigen Plunder gesehen. Die bestgeschärfte Sense gleitet oftmals darüber hin wie über eine spiegelglatte Metallplatte, ohne ein Stämmlein abzuschneiden, und es gehören Uebung, gute Arme und ein guter Wetzstein dazu, soll die Mahd eben und sauber werden und der Grund nicht wie mit den Händen gerupft aussehen. Auf diesen Höhen gibt die Natur nicht einmal ein Bürstlingstämmchen ohne Müh' und harte Arbeit. Streich um Streich mäht er dahin, läßt seinem stillen, geheimen Glücke Platz und Raum in seiner Brust und streitet mit seinen Gedanken zweifelnd dawider . . . Wo wird dies noch hinauswollen? Die Marget muß er heiraten und . . . und diese Lieb' wird er halt aus seinem Herzen reißen müssen. Reißen müssen? Ein Büschel Heidelbeerkraut kann einer mit der Hand aus dem Erdboden reißen, ein Bäumlein auch, das vielleicht nochmals so hoch ist wie er, aber . . . eine richtige Liebe mag schon fester halten. Mit dem Ausreißen kann's da seinen Haken haben.

„Was?" fragte der wie vom Traume erwachend

Und es wird sein müssen. Aber . . . vielleicht ging es nach und nach, vielleicht verlischt das Flämmchen von selbst einmal! Ein Glück wär' es für ihn, und . . . derweilen wird er es mit der Hochzeit halt nicht gar so eilig haben dürfen.

Er seufzt tief auf, wie wenn zwei Steine sich aneinander reiben, und ein uralt Liedel fällt ihm ein, das er hie und da in losem Uebermute schon gesungen.

Jetzt hab' ich zwei Schätzlein,
Ein alt's und ein neu's;
Jetzt braucht' ich zwei Herzen,
Ein falsch's und ein treu's.

Ein Unsinn, dasselbe Liedel. Er braucht keine zwei Herzen; er weiß, was er vor sich hat, und er braucht nur einen festen, eisernen Willen. Sie ist ein Unsinn, diese Lieb', eine Torheit und noch allerhand dergleichen. Wenn des Bruders Kinder nicht wären, nachher . . . könnt' es wieder wie früher sein, daß . . . halt ein Ziel herschauet, aber die läßt er keinem andern zum Peinigen und Quälen. Ein Blendwerk vom Bösen ist das Ganze, und . . . es muß gleich gesagt und ausgeredet werden, daß diese Torheit . . . halt eine Torheit ist.

Als er unten angekommen, wischt er die Sense ab und wetzt, und nachher stapft er schwerfällig entlang der Mahd zurück.

Die Alheid ist bis auf halbe Mahd nachgekommen, und er bleibt vor ihr stehen und sucht nach einer passenden Rede.

„Es wird eine Torheit sein," druckt er nach einer Weile unschlüssig und geschämig heraus. „Ich . . . weißt es ja eh' . . ."

„Was?" fragt die Alheid und schaut auf.

„Na . . . was wir halt vorhin gesagt . . . geredet haben miteinander."

„Ich sag' es ja auch," bekräftigt das Dirndl. „Du mußt die Margret heiraten und . . . und . . ."

„Eh' wie du sagst, und . . . und etwan verwinden wir's bald."

„Kann auch sein," gibt sie zu und mäht ruhig weiter . . . Es kann sein, aber sie glaubt es nicht. Sie weiß, daß er die Margret heiraten wird, aber . . . bald verwinden? Sie nicht. Wenn er es kann, ist's nur gut für ihn; sie vermag aller Voraussicht nach nicht so bald fertig zu werden mit ihrem Herzen, trotzdem es wird sein müssen.

Der Felix schaut dem schönen Dirndl ein paar Augenblicke mit sichtlichem Wohlgefallen nach, nickt ein paarmal vor sich hin und setzt nachher seinen Weg fort . . . Kann auch sein, sagt sie. Recht wär' es, wenn sie die Sache nicht so ernsthaft nähme; aber wissen tut sie es jetzt, daß ihnen all beiden kein gemeinsames Ziel winkt, und sie wird sich danach richten müssen. Etwan vergeht und zerstiebt diese Liebe auch einmal . . . recht bald einmal, wie . . . wie halt alles vergeht und sich verflüchtet auf dieser Welt, die einen oftmals an einen Kreuzweg stellt, bei dem er sich nicht auskennt, wie er sich drehen und wenden soll. Soll! . . . Kann, muß da einer schon sagen.

Er fängt wieder zu mähen an und sinnt und

strubelt in seiner Weise vor sich hin und freut sich dazwischen ob des schönen Herbsttages und des stillen, heimlichen Glückes, das sich in seinem Herzen eingenistet. Er macht sich Vorwürfe, daß er von seinen Gedanken etwas verraten, und er freut sich daneben, daß dieses arme Hascherl in seiner Weise auch von ein bissel Glück träumen kann, bis . . . bis dieses halt schwindet und vergeht wie ein sonniger Maientag.

So oft sie aneinander vorbeikommen, reden sie ein paar gleichgültige Worte mitsammen, und eins kennt dem andern an, wie Freud' und Glück in seiner Brust weben und walten, trotzdem kein Ziel vor ihnen ist und kein bissel Hoffen. Wie der schönste Maientag liegt der Spätherbsttag über den Höhen des Gebirges und vor ihnen, und nur dann und wann zieht ein trübes Ahnen durch das Glück wie ein leichter Wolkenschatten über die sonnigen Hänge.

Als die Sonne sich nahe gegen die dunkelbewaldeten Bergrücken niederzusenken beginnt, hören sie mit Mähen auf und rüsten sich zum Heimgehen. Der Felix nimmt die beiden Sensen über die Schulter und die Alheid trägt das Eßgeschirr, und so schreiten sie die Hänge hinab gen den Hof in der Steinwänd'. Aeußerst selten fällt ein Wort und eine Rede, und ein jedes hängt lediglich seinen Gedanken nach. Es sind stille, wortkarge Leute, die in der Stille und in den Einöden des Gebirges aufwachsen, Loser und Grübler, und sie werden noch stiller und wortkarger, wenn Glück oder Ungemach ihre Gedanken in Zaum und Zügel gefaßt und seiner eigenen Wege führet.

Vor der Wagenschupfe richtet das Knechtel eine Schleife*) zusammen, und die Dirn holt Futter für das Vieh aus dem Stadel. Die beiden sind Geschwister und heute ihrer Großmutter auf der Leich' gewesen.

„Wird's morgen zum Fahren?" fragt das Knechtel.

„Ah freilich," bescheidet der Felix. Er gilt bei den Ehehalten und bei den Nachbarn schon so viel wie der Bauer, und die Marget, die Schwägerin, verläßt sich auch auf seine Anordnungen und seine Führung der Wirtschaft, und setzt dieses als ganz selbstverständlich voraus. „Was wir heute gemäht haben, kann morgen nachmittag schon heruntergebracht werden. Saft steckt eh' keiner mehr drin in dem Zeug."

„Ist schon recht; das Fuhrwerkel ist alles gerichtet."

Als abgefüttert ist, geht's zum Essen, und nach diesem fragt die Steinwänderin die Alheid, ob sie auch Zeit und Willen hätte, mitzuhelfen. Man müßte schauen und trachten, daß man die Streu so bald wie möglich heimbrächte, dieweil um solche Zeit kein rechtes Verlassen mehr wäre auf die Witterung. Ueber Nacht könnte das Wetter umschlagen, und nachher wär' es schon ein bissel zuwider.

Der Felix langt nach seinem Hute und richtet sich zum Heimgehen zu seinen Eltern.

„Morgen," vertröstet er und trachtet sich loszumachen.

„Bleib noch ein bissel da!" bittet ein kaum zwei Fäuste hohes Dirndl und hängt sich an ihn, und ein noch kleineres Bübel kommt ebenfalls angezappelt und stellt sich ihm in den Weg.

„Ich . . . dich . . . nicht . . . fortlassen," quetscht es heraus. „Roß . . . Kopf ab . . ."

„Morgen," vertröstet er und trachtet sich loszumachen. Wenn diese zwei Knirpschen nicht wären!

„Heute hast es aber eilig!" tadelt auch die Steinwänderin. „Möcht' wissen, was du noch versäumen könntest!"

„Habe daheim noch ein bissel Arbeit," redet er sich aus und schiebt das Bübel zur Seite, aber wie eine Klette hängt sich dieses an ihn.

„Ich dich . . . nicht fortlassen. Du . . . mein . . ."

Da sollt' einer seinen eigenen Weg gehen und seinem eigenen Herzen folgen können! Wenn er daran denkt, daß diese Kinder einmal . . . Ah was! Er muß da zurückstehen, und er muß sich opfern, kommt es ihn nun so an oder so. Die Marget! Wenn es anders wäre, nicht mit einem Auge schaut' er sie an, aber . . . was will einer tun in so einem Falle?

* * *

Die schönen, sonnigen Tage sind vergangen und entschwunden, und graues, düsteres Gewölke schwebt in den Lüften. Kein Flecklein blauen

*) Halbwagen. Auf dem zweirädrigen Deichselgestelle liegen zwei mit Schwingen verbundene und mit Leiterfprossen versehene Tragbäume, deren rückwärtige Enden auf dem Erdboden nachschleifen. In den Gebirgshängen notwendiges Fahrgerät, wo mit vierrädrigen Wagen nimmer gefahren werden kann.

BLB Karlsruhe

Himmels lugt durch es hernieder, und kein Sonnenstrahl vermag es zu durchbrechen und über die herbstlich-öden, trübdämmerigen Fluren zu huschen. Die Bergkuppen haben ihre Nebelhauben aufgesetzt, und ein kalter, verdächtiger Wind plodert und sauset durch das kahle Astwerk der Bäume.

Es wird Winter werden wollen. Wenn es nicht kälter wird, fängt es zuerst zu regnen an und geht nachher allmählich ins Schneien über, und wenn es über Nacht kälter wird, gibt es gleich Schnee und Schneegestöber.

Und auf der Bergheide oben liegen noch gutding zwei feste Fuhren Bürstlingstreu, die möglichst trocken in die Schupfe sollen.

„Heute müssen wir mit zwei Schleifen hinauf," sagt der Felix, als er des Wetterumschwunges gewahr wird. „Ich trau' dem Nachmittage schon nimmer."

„Ja . . . ist denn mit den Stieren schon so sicher zu fahren, daß sich eins in die Hängen hinauftrauen kann mit ihnen?" stellt die Steinwänderin vor. Die Dinger sind erst zur Zeit des Winterkornanbaues in die Egge und nachher in ganz leichten Zug gespannt worden, und in den Hängen oben müssen Mensch und Vieh verläßlich sein, sonst kann es Unheil und Unglück geben.

„Mit dir ist's hellauf aus der Weise," wundert sich die Steinwänderin.

„Möcht' wissen!" beruhigt der Felix zuversichtlich. „Ueberdies fahre ich mit ihnen; was könnte denn da fehlgehen?" Und er reckt seine sehnigen Arme gleichsam zur Erhärtung seiner Behauptung vor sich hin.

So richtet und rüstet man denn zur Bergfahrt, und selbst sie, die Steinwänderin, fährt mit, um die Bürstlingstreu noch heimzubringen, ehevor es böses Wetter anfängt.

Ein gut Stück vom Hofe hinauf noch ziehen sich die Felder, und bergwärts schließen dann die Weiden an, die sich bis fast zur Bergheide hinaufziehen. Mit den Ochsengespannen geht es recht langsam aufwärts, und deswegen müssen die Weiberleute voraus, die noch in Mahden liegende Streu in Tragkörben zu Haufen zusammentragen, damit gleich aufgeladen werden kann, wenn die Fuhrwerke nachkommen.

Graue Wolkenfetzen jagen über die halbdüstern Hänge und Höhen hin gleich unheimlichen Gespenstern, und von Zeit zu Zeit sprüht ein feines Gesiefer daher, das der gewisse Vorbote bevorstehenden Unwetters ist.

Heut und vor ein paar Tagen, da der Sonnenschein nur so in Strömen über die Höhen und über das ganze Land geflutet!

Im Herzen der Alheid webt und waltet wohl der Frühling des Lebens mit all seiner Kraft und Herrlichkeit, träumt das Glück seinen schönsten, lautersten, von keinem Stäubchen getrübten Märchentraum, und gibt es nichts als eitel Sonnenglast und Blumenzier, aber unwillkürlich drängt sich ihr einmal der Unterschied zwischen den beiden Tagen auf, und sie bleibt ein Zeitlein stehen und stiert wie bei hellichtem Tage träumend hinaus in die nebeldüstere Weite.

Heut und vor einigen Tagen . . . Es ist ihm, dem verachteten und überall zurückgesetzten Hascherl, das man schon von Jugend auf immer nur Hadernweibel und dergleichen genannt, dem man alle Untugenden seines Vaters übelgenommen, und von dem sich das junge Gebursche seiner Verschlossenheit und Menschenscheu wegen geflissentlich ferngehalten, vorgekommen, als wäre seine Jugendzeit in lauter Dämmerungsdüster dahingegangen, und als wäre die Sonne erst emporgestiegen am umwölkten Morgenhimmel, als es gefühlt, daß es den Felix, den Steinwänderbuben, der in absehbarer Zeit selbst Steinwänder werden soll und werden wird, lieber sieht denn all die andern Leute . . . Wann ihr diese Erkenntnis gekommen und aus welchem Grunde, das weiß sie heute nimmer und fragt auch nicht danach. Es ist so geworden und so gekommen, und das ist ihr genug. Wie sie aber all beide vor einigen Tagen auf der freien, sonnigen Bergeshöhe sich in kargen, abgerissenen Worten gestanden, was sie füreinander fühlen, da ist's ihr gewesen, als bräche plötzlich die Sonne mit all ihrer Kraft und Schönheit durch das Gewölke, hinter dem sie sich schon lange durch lichten Schein gezeigt, und die ganze, herbstende Welt wäre der ledige Rosengarten . . . Daß kein Ziel vor diesem Glücke schwebt. Mein! Was fragt eins am sonnigen Maientage, welchem Abende er zustrebte? Sie weiß kein Fleckchen an dieser sonnenreinen Liebe, sie mißgönnt der Steinwänderin nicht ihren Bräutigam, und sie begehrt seiner mit keinem Gedanken. Sie hat den Menschen nur gern, ungleich lieber als jeden Menschen auf der weiten, schönen Gotteswelt. Und sie ist glücklich dabei, so unsagbar und unfaßbar glücklich, wie kaum wieder jemand im ganzen, weiten Umkreise.

Und trotzdem dämpft der nebeldüstere Tag diese ihre Freude, und ein eigentümlicher Druck legt sich über ihr Sinnen und Träumen, und

BLB Karlsruhe

ein leiser Schatten blendet ihr Glück und ihre Freude ab.

Dann packt sie die Tragkörbe wieder voll Bürstlingstreu und schleppt sie zum Haufen, und es ist ihr zumute, als hätte sie Kraft genug, das halbe Gebirge aus dem Lager zu heben und hinzutragen, wohin man es haben wollte.

„Mit dir ist's hellauf aus der Weise," wundert sich die Steinwänderin. „Nicht kennen und nicht achten, was ein Weiberleut leisten kann und nicht, bis dir einmal ein Schaden geschieht mit deiner . . . deiner Unüberlegtheit."

Da lacht sie hell auf und reckt ihre walzenrunden, sehnigen Arme. „Bäurin, ich mein', ich vermöcht' mit einem Bären zu raufen."

„Da wünsch' ich deinem Manne Glück," neckt die Dirn. „Aus Lebzelten darf der nicht sein, will er die Zügel behalten."

„Mich hat noch keiner, und so braucht man auch noch keinem Glück zu wünschen," gegenredet sie und lacht wieder hell auf, und nachher trällert sie ein Liedel vor sich hin und hinaus in das nässende Nebeldüster.

Wo ich geh', wo ich steh',
Denk' ich allweil an dich,
Wirst wohl du, wenn ich fortgeh',
Auch noch denken an mich.

„Wenn die Klarl heiratet, mußt halt du zu uns kommen als Dirn," tut die Steinwänderin eine Vorrede, damit sich das Dirndl danach richten könne. Wie es heißt, will die Dirn, die Klarl, nach Lichtmeß heiraten, und so eine Dirn, wie die Alheid, wär' in jedem Hause zu brauchen. Aber die widerneint schlankweg.

„Zur Tagwerkarbeit, wenn Ihr mich braucht, Bäurin, jede Stund', aber . . . als Dirn kann ich nicht zu Euch kommen."

„Z'wegen was denn nachher nicht?"

Sie gibt keine Antwort mehr auf diese Frage. Wen geht der Grund etwas an, der für sie vorhanden? Kunnt sie in diesem Hause bleiben, wo . . . der Felix einheiraten wird?

Da schnalzen die zwei Fuhrleute daher, und die Bäurin vergißt, daß sie auf die Frage noch keinen Bescheid bekommen.

Jedes Gespann fährt zu einem Haufen und es geht ans Aufladen.

„Mir scheint, es ist hoch an der Zeit, daß wir die Sach' unters Dach bringen," meint der Felix, als er die Schleife zurechtrichtet. „Ich zähle, morgen früh hat es auf den Höhen den ersten Schnee für heuer. Ladet derweilen gut auf! Ich hacke ein paar Gräßlinge*) ab als Anhänge, sonst verjagt es uns im Hinabfahren."

„Ah!" macht es das Knechtel geringschätzig. „Wer sich viel fürchtet, muß viel zittern."

„Aufmerksam mach' ich dich," erinnert der Felix ernst. „Nicht daß es nachher hieße, ich hätte gescheiter sein sollen, wenn . . . durch Unachtsamkeit doch etwas vorkäme. In den Hängen kann einer nicht genug vorsichtig sein, und es darf einer bei der besten Vorsorge alleweil noch dazu seinen vollen Verstand beisammenhalten."

„Wenn du gerade meinst: ein Anhang . . . Wenn der gut widerhält und hemmt . . ."

„Es dürfen schon ihrer zwei oder gar drei sein."

„Und die machst du an, Felix!" rät die Dirn. „Der Nickel geht noch zu leichtfertig und zu schlampig um in solchen Sachen."

„Eh' ich selbst."

Und er nimmt die Hacke und holt sechs weit- und starräftige Gräßlinge herbei, je drei für ein Gefährte. Derweilen laden die andern auf, und die Alheid leistet mehr wie das Knechtel. Dem setzt dieses einige Scherzreden und Neckereien, aber es macht sich nichts daraus und strengt sich nicht über Gebühr an. Die Talfahrt will auch ihren Mann vor sich sehen, wenn es so gefährlich ist, wie der Felix tut.

Das Nebelreisen und Siefern wird immer stärker und stärker, und hie und da mischen sich schon kleine Schneeflöckchen dazwischen. Es ist wirklich höchste Zeit, daß man fertig wird und mit dem Zeug zu Tale kommt.

Der Felix besieht noch einmal die Ketten, mit denen die Anhänge befestigt werden sollen, und als er keinen Schaden daran merkt, macht er die Gräßlinge an und schlingt die Ketten mehrmals um die letzte Schwinge der Schleifen.

Man wird fertig mit dem Aufladen und richtet zur Heimfahrt.

„Du fährst langsam und vorsichtig voraus und gehst beileibe nicht vor dem Gespann im Wege, wo der abschüssig ist!" trägt der Felix dem Knechtel auf. „Auf die Ochsen ist eh' ein Verlaß, da brauchst dich nicht zu sorgen. Die kennen die Wege und gehen sicher, aber . . . wenn halt gerad' etwas sein wollte . . . Ich bleibe mit meiner Fuhr' ein Oertel zurück, und die Klarl kann sich am Wegufer neben mir halten, wenn es gerad' einmal fuchsen wollte, und wenn ich sie zu dem oder zu jenem Handgriffe brauchet'."

„Gib fein acht!" trägt die Steinwänderin auf. „Ich wüßte nicht, was ich anfangen müßte, wenn . . . wenn dir etwas widerfahret'." Daß sie den Menschen übermäßig gern hat, sel könnte sie nicht gerade sagen, aber daß sie unter Tausenden keinen mehr fände, dem die Kinder so zugetan wären, und der so tüchtig zur Wirtschaft ist, das hebt ihn in ihren Augen turmhoch über all die andern, die sie des Hofes wegen freiten.

„Ich bin doch kein kleiner Bub nimmer," beruhigt er und schaut zum Ueberflusse noch einmal an allen Orten und Enden nach.

„Achtgeben darfst!" mahnt auch die Alheid und schickt sich an, mit der Steinwänderin der Vorderfuhre nachzugehen. Auf das Knechtel ist weniger Verlaß, und das braucht für alle Fälle ein kräftig Leut um sich.

*) Halbwüchsige, dichtbeästete Fichtenstämmchen.

„Ah!“ macht es der Felix wieder, und es tut ihm wohl, daß er aus ihren Augen Sorg' und Kümmern um ihn zu sehen vermeint.

Langsam und vorsichtig fährt das Vordergespann los, und die alten, fast schon aller Wege und deren Gefahren kundigen Ochsen gehen sicher und tadellos dahin. Jedes kleine Kind könnte neben ihnen am Wegufer dahertraben. Die Stiere dagegen befällt sichtliche Scheu, als sie an die gefährlichste Stelle kommen, wo der Weg vor ihnen schier wie ein Hausdach abfällt, und sie springen hin und her und streben aus dem Joche zu kommen.

„Na, na!“ beruhigt sie der Felix. „Nur keine Schnacksen machen! Hinunter müssen wir und mit Widerstreben geht es nicht. Also: schön gescheit sein und keine dummen Tänze machen!“

Die zwei Vieher jedoch geben nichts ums Zureden und fahren wie närrisch herum, rechts und links, vor und zurück, und einmal erwischen sie all zweie den gleichen Stoß nach vorne. Mit jähem Rucke ziehen sie los, und . . . zu gleicher Zeit springt mit schrillem Geklirre die Kette ab, die die hemmenden Anhänge hält.

„Aus ist's!“ kreischt die Klarl hell auf, aber der Felix hat keine Zeit mehr zur Gegenrede. Mit einem Satze springt er vor die Vieher in den Weg und versucht mit all seiner Kraft, sich wider die Deichsel und das in Gang gekommene Fuhrwerk zu stemmen und es noch zum Stillstande zu bringen, ehe es vollends zu spät ist. Aber es gelingt ihm nimmer; er findet nicht einmal mehr Zeit, wieder aus dem Wege zu springen, sich zu retten, und Fuhre und Stiere ihrem Schicksale zu überlassen. Krampfhaft hält er sich an die Deichsel und trachtet, nicht zu straucheln, um nicht zu fallen und unter das Gespann zu kommen. Glührot beginnen Weg und Hänge vor ihm durch das Nebeldüster zu leuchten, und nur ein einziger Gedanke zieht wie ein rollendes, in die grundlosen Tiefen polterndes Felstrumm durch seinen Kopf: Herrgott, hilf!

Die Steinwänderin und die Alheid haben der Klarl Schrei gehört und sehen im Umschauen das dräuende Unglück. Der Felix und das Gespann sind hin, und es gibt kein Abwenden nimmer.

Die Steinwänderin wird vor hellem Schrecken kreidebleich bis in den Mund hinein, und kein Laut findet den Weg aus ihrer Brust . . . Herrgott, hilf!

Der Alheid ist's, als stieße ihr im Augenblicke jemand ein ellenlanges Messer mitten ins Herz . . . Ihre Lieb' und ihr Glück! . . . Aber wie retten?

Es gibt Augenblicke, wo eins von hundert Gedanken nicht einen einzigen herausgreifen und wahrnehmen kann, und es gibt deren, wo bei jedem Pulsschlage tausend Gedanken nur so blitzschnell durchs Hirn huschen, und wo deren jeder sich so haarscharf und deutlich der Wahrnehmung aufdrängt wie ein gutes Lichtbild.

Wie retten? . . . Und er muß gerettet werden, er darf nicht umkommen. An seiner Leiche müßte ihr Herz in Stücke springen. Sie hat ihn zu gern, und sie hat ihn vielleicht noch nie so gern gehabt wie in dem Augenblicke, wo er . . . dem sicheren Tod entgegengetrieben wird. Er darf nicht umkommen, er . . . er hat eine Braut, die Kinder und den Hof, und er ist ihre Freud', ihr alles auf dieser Welt . . . Sich dem Gefährt entgegenstemmen und es mit ihrer Kraft und Stärke aufhalten und zum Stillstande bringen wollen? . . . Wahnwitz! Zehn, zwanzig Männer halten es nicht auf in dieser grauslichen Hänge. Wie aber? . . . Und sie muß ihn retten oder mit ihm sterben. Sein Tod risse die Sonne von ihrem Himmel, und . . . die leuchtet gerade jetzt hundertmal heller denn je . . . Ja, sie rettet ihn oder stirbt mit ihm in ein und demselben

Die Steinwänderin wird vor hellem Schrecken kreidebleich.

Augenblicke, und all beider Seelen schweben mitsammen zum Himmel. Eine Lieb' ist der andern wert, und ihr Glück ist mit dem Tode nicht zu teuer bezahlt. Sie rettet ihn . . . Aber wie . . . Richtig . . . wenn es ginge! Er kann nicht mehr ausspringen; wenn sie ihn jäh aus dem Wege stieße und selbst nachkollerte! Es müßte gelingen . . . es muß gelingen. Gen die Hangseite? Nein, hinaufzu fallen sie nicht, sie müssen talwärts fallen, um nicht unter das Gefährt zu kollern . . . Es muß gelingen . . . in Gottes Namen!

Mit einem Satze springt sie über den Weg und stellt sich bereit. Jede Flechse in ihrem Körper spannt sich wie eine Stahlsehne, und ihre Augen haften nur an dem von dem Ge-

führte und dem Unheile dahergetriebenen Felix... Es muß gelingen, ihr schönes, sonniges Glück zu retten.

Rasselnd und polternd kommt das Gefährt heran. — Jetzt ... jetzt ... in Gottes Namen!

Wie ein losgeschossener Pfeil schnellt sie in den Weg, und im selben Augenblicke taumelt und fällt der Felix auf das talseitige Wegufer hinaus; über sie jedoch gehen Gespann und Räder. Die auf dem holprigen und steinigen Wege streifenden Bäume der Schleife schieben und quetschen sie mit sich fort als Hemmnis, bis das Gefährte zum Stillstehen kommt.

Als sich alle von dem starren, lähmenden Schrecken erholt, zieht man sie mit aller Mühe hervor. Der starke, kraftstrotzende Körper ist fast zur unförmlichen Masse zerquetscht und zerknüllt, und vom Kopfe hängen Haut und Haare; doch das schöne Gesicht ist in einem seligen Lächeln erstarrt, der letzten Spur eines mächtigen, wasserreinen Glückes.

Aus der Brust des Felix zwängt sich ein Laut, wie wenn ein Felsen bricht und springt.

„Mein Gott! Felix! Wenn jetzt du so dalägest!" jammert die Steinwänderin und schüttelt sich in hellem Schreck und Schauer.

„Mir ... mir wär' es lieber," preßt er hart heraus, und dann wendet er sich, schaut die Hänge hinan, wo ihn der Tod heruntergejagt, dem sie ihn aus den Krallen gerissen, und zur Bergheide hinauf, wo ... Im goldigen Herbstsonnenscheine ist dort oben ein Glück aufgegangen, und ... im Düster des Nebeltages ist es wieder zerstoben ... wie ... ein schöner Traum halt. Für sie hat der Traum in wahrhaftem Glücke geendet und ... er? ... Halt auch ein Glück ... auch ein Glück, das ihm erblüht wie ein Blümlein in der Maiensonne, und das wieder verwelket im Düster des Herbsttages. Und ... Herr, vergelt ihr's in deinem Reiche! Vergelt ihr's ...!

Die beiden Brüder.

Eine wahre Begebenheit und Erinnerung an große Zeit.

Von Franz Woas-Wiesbaden.

Das war ein harter Winter, der von 1870 auf 71, hart für die, so daheim saßen, aber noch härter für die vielen deutschen Soldaten, die fern von der Heimat in Frankreich waren. Nun dauerte der Feldzug doch schon monatelang und hätte von Rechts wegen in sechs Wochen zu Ende sein können, nachdem Napoleon gefangen worden. Aber nein, die Franzosen mußten den Krieg fortsetzen, ganz unnötig fortsetzen, konnten sie sich doch sagen, daß dabei nichts Besseres für sie herauskommen würde. Aber sie wollten Paris nicht geben. Da hinein waren die französischen Truppen retiriert, soweit solche noch da waren. Wälle hatten sie ringsum aufgeworfen und die vielen Forts um die Stadt herum mit allerschwersten Geschützen bestückt. Nun sollten sie kommen, die Prussiens!

Lange ließen diese wahrlich nicht auf sich warten; sie waren rascher da, als den Parisern lieb war, schon Mitte September meldeten sie sich, und im Umsehen war die ganze Stadt, so groß sie auch war, mit allen ihren Vororten, Landhäusern und Schlössern fest umschlossen. Geradezu verriegelt war sie. Es war, als hätte Moltke eine mächtig große Drahthaube genommen und sie über das ganze weite Paris gestülpt. Nur die Luft konnte er ihnen nicht nehmen, den Parisern, und davon machten sie auch reichlich Gebrauch, indem sie — prahlerisch wie sie einmal sind — ins Blaue hinein gewaltige Reden hielten, schimpften und wetterten; den Prussiens wollten sie es jetzt, wo sie so nahe bei ihnen, einmal zeigen; zu Grund und Boden würde alles geschmettert werden; kein einziger Mann sollte mehr heimkommen ... ja, so sprach die Maus aus ihrem Mauseloch heraus, aus dem sie nimmermehr herauskonnte...

Einer, der dabei besonders schöne und gewaltige Worte in den Mund nahm, war der General Ducrot. Es hätte ihm eigentlich vergehen sollen. War er doch schon einmal von den Preußen gefangengenommen worden, in Metz nämlich; war dann nach Deutschland gebracht worden, hatte es aber fertig bekommen, hier zu entwischen, um in Paris wieder aufzutauchen, just bevor die Deutschen hier das letzte Türlein zumachten.

Er aber tat nun so, als ob es nur auf ihn allein ankäme, daß all die fremden Truppen im Umsehen zu Hackebrei geschlagen würden; man sollte ihm nur einmal das Kommando übertragen; da würde man etwas erleben! — womit er übrigens ganz recht hatte, denn die Pariser erlebten mit ihm etwas, nur etwas ganz anderes, als sie sich gedacht. —

Ducrot bekam wirklich das verlangte Kommando, und am frühen Morgen des 30. November zog er mit einer ganzen Armee Infanterie, Kavallerie, Artillerie und Sappeuren aus, zusammen 150000 Mann; und man kann es nicht anders sagen: die französischen Soldaten gingen frohen Mutes, ebenso kühn als geschickt, drauflos. Auch war die Stelle, wo sie ihren Angriff ansetzten, mit gutem Vorbedacht ausgesucht worden; es war dies im Osten der Stadt, bei

Champigny und Villiers, wo damals die Linien der Belagerer etwas dünn besetzt waren. Vornehmlich Württemberger standen hier, und es mag wohl sein, daß Monsieur Ducrot gerade denen nicht viel zutraute; ja, ganz im stillen meinte er vielleicht, am Ende gingen sie gar zu ihm über, wenn er ihnen nur gut zuredete ...

Da kam er aber schön an in jeder Beziehung.

Es ist wahr, das Korps der Württemberger war hier schwach, viel zu schwach gegenüber

Mit freundlichem Blick sah der Einjährige zu dem Fähnrich auf.

dem mächtigen Angriff, aber es erwehrte sich trotzdem des Gegners. Nur gab es ein gewaltiges, atemloses, blutiges Ringen, wo der Schwache unter den Fängen des Starken schier zu unterliegen drohte. Das waren zwei heiße Tage für das württembergische Infanterieregiment Königin Olga und für die Jägerbataillone, der 30. November und der 2. Dezember. Am ersten dieser beiden Tage waren die Franzosen, dank ihrer Uebermacht, wohl ein ansehnliches Stück vorangekommen; aber durchgebrochen waren sie doch nicht. Tags darauf hielten beide Gegner erschöpft inne; am folgenden Tage aber begann das Ringen von neuem und schlimmer als vorher.

Die Franzosen hielten Champigny, Bry und Villiers stark besetzt; die Württemberger waren ihnen nahe auf den Leib gerückt; das Schießen ging hin und her. Da kam der Befehl an das Regiment Königin Olga und an die Jägerbataillone vorzugehen; Champigny, Bry und Villiers sollten genommen werden.

Das 2. Jägerbataillon hatte sich Villiers gegenüber prächtig eingenistet gehabt; jede Kugel aus der Jägerbüchse traf, wo sie sollte. Zwischen dem Bataillon und dem Feinde lag ein Gehöft, eines, wie es davon so viele um Paris herum gibt; nicht gerade groß, aber mit schönem stattlichen Herrenhaus, vielen Stallungen, Dienerwohnungen und Treibhäusern; ein ansehnlicher Park mit hohen Bäumen und tiefem Gebüsch umgab das Gehöft. Wie ein Zauberschloß lag es da, still und friedlich, als schliefe Dornröschen darin, und als ginge es dieses gar nichts an, was ringsherum so Schreckliches vor sich ging.

Im Schützengraben, in dem die Jäger lagen, war bis dahin alles seinen Gang gegangen, nicht anders als daheim auf dem Exerzierplatze. In voller Ruhe knieten die Jäger hart beieinander hinter der Böschung und gaben bedachtsam ihre Schüsse im langsamen Schützenfeuer ab. Hinter ihnen hielten sich die Offiziere, um mit dem Fernglas in der Hand die Wirkung des Feuers zu beobachten.

Bei der 3. Kompagnie des 2. Bataillons gab es aber außer dem Hauptmann keinen Offizier mehr; am Tage zuvor waren sie alle abgeschossen worden; hier waren der alte graubärtige Feldwebel und ein Fähnrich an deren Stelle getreten. Ach, was für ein junges Blut, dieser Fähnrich, kaum 18 Jahre alt! Aber furchtlos und aufrecht stand er da — ganz wie ein Alter. Unter dem Schirm des Käppis blitzten die großen Augen hervor, und eher gespannt, neugierig, ja lustig schauten sie in das weite Feld hinaus, als besorgt und ängstlich.

Der Fähnrich stand gerade hinter einem Einjährig-Freiwilligen, der für einen Augenblick, als er eben einen Schuß abgegeben, sich zu ihm umwandte. Mit freundlichem Blick sah der Einjährige zu dem Fähnrich auf; er grüßte ihn mit den Augen, aber sagen tat er nichts.

Da ging über das Gesicht des Fähnrichs, das eben noch so ernst und streng soldatisch geblickt hatte, ein helles Leuchten; jetzt brach da die Jugend von 18 Jahren durch, und von den vollen roten Lippen des Fähnrichs, um die noch kein Bart sproßte, kam ganz leise das Wort: „Erich!“

Gleich darauf aber legte sich dasselbe Gesicht wieder in die alten strengen Falten. Der junge Krieger hob den Degen und wies damit über die Erdschollen hinweg in das Tal hinunter und auf das Gehöft vor ihnen.

„Schloß La Lande,“ sagte er, und er sagte es in einer bedeutungsvollen Weise, ganz als ob sie alle hier damit noch sehr ernsthaft zu tun bekommen würden. Der Einjährige und alle andern Jäger, die in der Nähe knieten, hoben die Köpfe ein wenig über die Böschung und schauten nach dem Schlosse aus. Dieses aber lag nach wie vor in aller Ruhe da, als schliefe es weiter und als ginge es alles Schießen

und Reden und Schauen wirklich nicht das mindeste an.

Und da kam der Befehl: „Vor!“

Im Nu war der Fähnrich hinter dem Graben vor. Hurtig sprang er voraus, schwang hoch den Degen und rief: „Auf!“ — Der ganze Zug folgte, auch die andern Züge waren aus den Gräben geklettert; das ganze Bataillon ging vor, immer auf Villiers zu.

Von daher kam anfangs starkes Gewehrfeuer, auch die beiden Forts rechts und links, Fort de Villiers und Fort de Champigny, warfen ihre Granaten herüber. Hie und da fiel einer der vorgehenden Jäger, aber die Reihe schloß sich lautlos wieder, unaufhaltsam ging die ganze Linie vor.

„Schloß La Lande!“ rief der Hauptmann laut vom Pferde herunter und wies mit dem Säbel nach vorwärts, um damit die Richtung für das Vorgehen der Kompagnie anzugeben. Es handelte sich also wirklich um das Schloß da unten. Noch immer aber lag das Gehöft wie ausgestorben. Keine zweihundert Schritt mehr waren es bis dahin. Von Villiers her war es mit einem Male sonderbar still geworden. Nicht ein Schuß fiel von dorther; auch die beiden Forts schwiegen.

Was soll das bedeuten? Verwundert schauten die Jäger drein. Da plötzlich — eine Salve! Ein Drittel von ihnen stürzt.

Und im Sturm geht es jetzt vorwärts: „Hurra, hurra!“

Laut schreit der Hauptmann auf: „Schwerenot! Das Schloß ist ja besetzt!“

Und richtig liegt das Schloß jetzt von weißem Pulverrauch umgeben da, und über die niedrigen Mauern lugen die Käppis unzähliger Franzosen.

„Das ist ja ein ganzes Bataillon!“ schreit der Hauptmann entsetzt weiter und fuchtelt ganz außer sich mit dem Säbel durch die Luft. „Wollt ihr wohl nieder! Nieder! Leute! Schmeißt euch hin!“

Aber die Leute sind so verdutzt; keiner gehorcht. Auch der Fähnrich nicht und der Feldwebel nicht. Der Fähnrich erst recht nicht. Er ist wohl an zwanzig Schritt vornweg, hält den Arm noch immer hoch in die Luft gestreckt, zeigt mit der Degenspitze nach vorn — immer noch auf das verwünschte Schloß La Lande zu.

Da kommt es auch über den Hauptmann. Er schmeißt sein Pferd wieder herum und schwingt seinen Säbel. Er bringt das Kommando nicht heraus; das ist aber auch nicht nötig; die Kompagnie weiß schon, und im Sturm geht es jetzt vorwärts: „Hurra, hurra!“ immer auf das Schloß zu . . . der Zauber wird doch zu brechen sein! — —

Das Schloß ist genommen worden, das Bataillon Franzosen, das im Hinterhalt gelegen, hat es räumen müssen; nur hat das schwere Mühe gekostet — und Menschen, viele Menschen . . . Von Baum zu Baum mußte der Park genommen werden, erst der Park, dann das Gehöft, immer von einem Bau zum andern, und zuletzt das Schloß selbst — Raum für Raum. Es wurde Abend, es wurde Nacht darüber, bis der letzte Franzose vertrieben war. Dann setzte sich die 3. Kompagnie Jäger darin fest.

Die 3. Kompagnie? Ja, wenn das noch eine Kompagnie war! Keine fünfzig Mann fanden sich schließlich heil beisammen. Alle andern lagen draußen verstreut auf dem Felde, im Park, in dem Gehöft; aber die Deutschen, hatten sie auch Villiers, Bry und Champigny nicht genommen, so hatten sie sich doch dicht davor behauptet und festgesetzt. So gingen jetzt die Krankenträger von Ort zu Ort und taten ihr bitteres Nachtwerk. Die Toten wurden draußen bestattet. Im Schlosse von La Lande aber fanden sich nach und nach die Verwundeten zusammen.

Hauptmann und Feldwebel, welche beide mit ganz leichten Wunden davongekommen waren, standen unter dem Schloßportale und sahen die Leute einer nach dem andern ankommen.

„Feldwebel, wo bleibt unser Fähnrich, Graf Taube?“ Ganz rauh kam das bei dem Hauptmann heraus, wie von Angst und Sorge.

Der Feldwebel zuckte zur Erwiderung nur stumm mit den Schultern; die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Endlich brachte er beinahe unverständlich heraus: „Sie müssen abgekommen sein. Wir haben den ganzen Park schon durchsucht und sie nicht gefunden. Unter den Toten sind sie nicht.“

Der Hauptmann sah den Feldwebel verwundert an.

BLB Karlsruhe

„Wen meinen Sie mit sie?“ fragte er.

„Den Herrn Grafen und seinen Bruder,“ war die Antwort, „den Kriegsfreiwilligen.“

Da erst fiel dem Hauptmann bei, daß ja zwei Grafen Taube in seiner Kompagnie standen, der Einjährige Graf Erich von Taube und der Fähnrich Graf Axel von Taube.

„Um des Himmels willen,“ rief er, „gleich Laternen genommen! Noch einmal ausgerückt! Die beiden müssen gefunden werden — tot oder lebendig.“

Vor seinen Augen stieg sofort das Bild der Eltern dieser beiden auf: der Oberhofmeister des Königs, Wirkliche Geheime Rat Graf Taube, in seiner vollendet höflichen und dabei herzlichen Art, sowie die Gräfin Taube in ihrer bestrickenden, herzgewinnenden Liebenswürdigkeit. Wehe ihm, dem Hauptmann, wenn er einst heimkehrte und dann diesem edlen Paare nichts darüber zu sagen wußte, was aus den beiden Söhnen geworden! — Kaum daß er flüchtig danach gesehen, wie sein Pferd untergekommen, war er voller Unruhe seinen Leuten nachgegangen.

Noch einmal wurde mit Bedacht der ganze weite Park durchsucht; endlich fand man sie beide, einen beim andern, in einer abgelegenen Ecke des Parkes, dicht an der Mauer, die hier in der Richtung nach Villiers zu lag. Offenbar waren sie im vollen Eifer den abziehenden Franzosen unmittelbar auf dem Fuße gefolgt, und hier, ganz zum Schluß, hatte sie das Schicksal ereilt.

Beide lebten noch. Graf Erich, der Einjährige, lag am Boden mit dem Kopfe im Schoße des jüngeren Bruders ruhend, der sich mit dem Oberkörper wider den Stamm einer Tanne gelehnt hatte, um sich so besser halten zu können. Beide waren schwer verwundet, am schwersten der jüngere, der Fähnrich, der zwei Schüsse bekommen hatte, einen in die Seite und einen in den Hals.

Der Einjährige war noch bei Bewußtsein, und trotz seiner schweren Brustwunde vermochte er noch zu reden; aber abgerissen und undeutlich und doch in sichtlicher Besorgnis und Angst kamen ihm die Worte über die blaßblauen, verzerrten Lippen: „Tragt den Kleinen zuerst weg, er hat's nötiger als ich.“

Man konnte sie aber beide zugleich wegtragen und bettete sie dann in einem der großen Säle des Palastes, der in aller Eile zu einem Lazarett hergerichtet worden war.

Der junge Fähnrich kam nicht mehr zum Reden; aber der ältere Bruder vermochte noch, wenn auch mit stockender Stimme, etwas davon zu sagen, wie alles vor sich gegangen war: Sie hatten tatsächlich beide zusammen die abziehenden Franzosen verfolgt und nicht eher geruht, als bis die letzte rote Hose über die Parkmauer hinüber war. Da waren von drüben her noch ein paar Schüsse gefallen. Erich bekam einen Schuß mitten in die Brust und fiel, sein Bruder beugte sich zu ihm nieder, barg den Kopf des Verwundeten auf seinen Knien und küßte ihn auf die Stirn, als auch er kurz hintereinander zwei Schüsse erhielt . . .

Aufs tiefste erschüttert vernahm das der Hauptmann. Ihm, der sonst immer so dienstlich rauh war, rannen die Tränen über die Wangen; aber einen Trost hatte er jetzt; konnte er nun doch, wenn er einmal heimkommen sollte, den alten Eltern der beiden Gefallenen erzählen, wie schön, wie tapfer und edel sich das Brüderpaar vor dem Feinde benommen . . .

Graf Axel erlebte den folgenden Tag nicht mehr; seine Verwundung war zu schwer gewesen. Graf Erich kämpfte mit all der Jugendkraft seiner 21 Jahre noch einen vollen Tag und eine volle Nacht um das Leben; dann — es war der 4. Dezember und ein Sonntag —

Endlich fand man sie beide in einer abgelegenen Ecke des Parkes.

neigte auch er sein junges heldenhaftes Haupt zum ewigen Schlummer.

* * *

Die Leichen wurden alsbald nach Stuttgart gebracht und am 10. Dezember dort zur Ruhe bestattet.

Kein Geringerer als Karl Gerok, damals Oberhofprediger in Stuttgart, hielt den Brüdern die Grabrede, hatte er sie doch vor Jahren eingesegnet.

Er hatte seiner Rede die Worte unterlegt: „Siehe, wie fein und lieblich ist es, wenn Brüder einträchtig beieinander wohnen . . .“

Niemals war dies schöne Wort besser angewandt als auf dieses edle Helden- und Brüderpaar. —

BLB Karlsruhe

Aus Lieb' zu ihr.

Eine Geschichte aus den Alpen.
Von Rudolf Kleinecke.

Die junge Bachschusterin steht an die Tür ihres Hauses gelehnt und schaut mit sehnenden Augen gegen die Talweite hinaus. So war sie als Kind schon gerne immer gestanden. Und den sinnenden, sehnsüchtigen Blick hatte sie schon damals gehabt.

Ringsum die wuchtende Wildnis der Bergwelt. Düstere Forste mit klotzigen Felswänden darüber und da und dort das kalte Weiß des schimmernden Firns. Das alles war dem jungen Weibe von je als ein Unnahbares, Drohendes erschienen. Von dort, von den Bergen her, kamen im Sommer die schweren Wetter gezogen, von dort fuhr im Winter der eisige Firnwind ins Tal und von dort kam das wilde Wasser des Lahnbaches dahergebraust und fraß sich jedes Frühjahr immer ein Stück weiter gegen das Bachschusterhäusl hinein.

Gegen die Talweite zu aber war alles Licht und Leben und Sonne. Hellgrüne Wiesen mit dem leuchtenden Rot des wilden Mohns dazwischen, sogar ein paar goldgelbe Haferfelder auf der Sonnenseite und weiter draußen die schimmernden Häuser und der glänzende Kirchturm von Niederlahn. Das war freilich ein schöneres Schauen als in die Schrecknis des Hochgebirges hinein!

Sie hatte ja noch so wenig Sonnenschein gesehen auf ihrem Wege die junge Bachschusterin. Und einen Teil davon hatte sie erst erkannt, da es ganz finster geworden war um sie. Das mochte wohl den Ausdruck des ewigen Sehnens in ihr Auge gelegt haben.

Den hellsten, wärmsten Sonnenschein des Lebens, die sorgende Mutterliebe, hatte sie kaum kennen gelernt. Wenn sie zurückdachte an ihre früheste Jugend, sah sie sich immer nur mit ihrem Vater zusammen, einem alten sonderlichen Manne, der die meiste Zeit des Tages an dem Schuhwerk der Bauern herumflickte und dabei gar wunderliche Reden von sich gab. Und die junge Bachschusterin wußte heute noch nicht, ob der Vater damals immer zu ihr oder zu sich selber, oder gar nur zu den alten Stiefeln gesprochen hatte . . .

Verstanden mochte das junge Kind wohl wenig genug haben, wenn der Alte einmal anhub: „Ja, gelt du, bist halt ein armer Hascher! Freilich wohl — Schulmeister sein in so einem Bergnest, wo die Kinder so wild und die Bauern so grob sein und der Herr Pfarrer gar so viel streng, da traut sich einer wie du gar nimmer recht auftreten! Man sieht dir's aber auch an: 's Oberleder noch ganz gut und die Sohlen doch schon abgenutzt vom fürsichtigen Gehen . . ." Oder wenn er ein andermal den Stiefel des reichen Sonnleitner nach allen Seiten drehte und dazu brummte: „Na freilich, du hast's nit notwendig zu schaun, wo du hintrittst. Ganz neu noch alles und dazu ein Trumm Riß im Oberleder! Liegt dir aber nix dran an dem Riß, gelt, Protzenbauer? Der Stein hat doch müssen wegfliegen, der dir im Weg gelegen is . . ."

Später, als die Kleine den Reden des Vaters aufmerksam zuzuhorchen begann, spann sie in ihrem Kinderköpfchen die Fäden weiter, so gut sie's verstand. Da wurde wohl oft recht krauses, verworrenes Zeug daraus, aber manchmal auch recht helle Weisheit.

„Was sinnierst denn, Dirndel?" hatte sie der Alte einmal gefragt, da sie sich die längste Zeit, ohne ein Wort zu reden, spielend mit zwei Lederfleckchen unterhielt. Samtweich und glänzend war das eine, bocksteif und rauh das andere. Und das Dirndel sagte auf die Frage des Alten: „Gelt, Vater, das da" — sie strich wie liebkosend über das weiche, samtene — „das is so wie der Gruber Franzl. Und das da" — mit zaghaftem Finger schob sie das bocksteife weit von sich — „das is so wie der Waldreuter Jakob."

Da hatte der Alte verständnisinnig geschmunzelt. „Schau, was mein Dirnderl g'scheit is! Ja — aus dem weichen Leder da macht man die Weiberschuh', die grad nur zum Kirchgang und für 'n Tanzboden taugen, und aus den Buben, die herschaun wie der Gruber Franzl, da macht unser Herrgott die Leut', die nur fürs Glück bestimmt sind. Das andre aber, das bocksteife Leder da, muß gleichwohl auch sein, — da macht man die schweren Bundschuh für die Arbeitsleut' draus. Und so einer wird der Waldreuter Jakob wohl auch sein Lebtag bleiben. Wie 's Leder, so der Schuh. Wie der Bub, so der Mann."

Es war wohl nichts Verwunderliches dran, wenn aus dem stillen Kinde mit den Jahren ein verträumtes, versonnenes Mädel heranwuchs, ganz anders geartet als alle ihre Schulkameradinnen und darum auch meist nie sonderlich vertraut mit ihnen. Nur zwei Kinder gab's in der ganzen Dorfschule, für die das Bachschusterdirndl ein tieferes Interesse aufzubringen wußte. Und diese zwei waren Buben: der Gruber Franzl und der Waldreuter Jakob. Zu dem einen schaute sie auf in stiller Be-

wunderung, und vor dem andern fürchtete sie sich.

Freilich, wer hätte auch den allzeit lustigen Gruber Franzl nicht gern leiden mögen? Der konnte Gesichter schneiden und Faxen machen, daß sich die ganze Schule stundenlang hätte dran ergötzen mögen! Und wenn dann der Lehrer kam, war er plötzlich wie ausgewechselt, war aus dem närrischen Ganggerl mit einem Male der bravste Bub geworden, der alles wußte und konnte, bevor es der Herr Lehrer noch recht expliziert hatte! Und immer hatte er für das Bachschusterdirndl ein gutes Wort, eine Hilfeleistung bereit gehabt und hatte ihr Tag für Tag irgendwas Schönes mitgebracht in die Schule: heut ein Büscherl Gartenblumen, morgen einen Apfel und einmal gar einen großmächtigen süßen Lebzelten, den er von seinem Vater am Kirchtag bekommen hatte . . .

Denkt das junge Weib, das da an die Tür des Bachschusterhäusls gelehnt steht, etwa eben an die schöne Kinderzeit und an den lustigen Gruber-Buben zurück, weil es mit gar so seligem Lächeln gegen die Talweite hinausträumt? Oder ist ihr jetzt plötzlich das Erinnern an den Waldreuter-Buben durch den Sinn gefahren, weil ihr Gesicht mit einem Male so einen finstern, ängstlichen Ausdruck zeigt?

Der Waldreuter-Bub der war von jeher das Gegenteil des Gruber Franzl gewesen. Was dem einen wie etwas Selbstverständliches angeflogen kam, mußte sich der andre durch schweres Lernen erst mühsam erringen. Und was der eine oft zu lustig und lebendig war, war der andre für ein Kind schier immer zu ernst und schweigsam. Das Bachschusterdirndl fürchtete sich Tag für Tag vor dem schweigsamen Buben, wenn er nach der Schule immer ein Stück hinter ihr das Straßerl gegen die Bergwildnis hineinmarschierte, und erleichtert atmete sie jedesmal auf, wenn sie das Vaterhaus endlich erreicht hatte. Was wußte denn die kleine dumme Dirn, wie gern der Bub plaudernd an ihrer Seite gegangen wäre, wenn er sich nur getraut und was zu reden gewußt hätte! Was wußte denn die, wie arg es ihn immer schmerzte, wenn sie mit ihrem lieben „Gelt's Gott tausendmal" die Geschenke des Gruber Franzl entgegennahm, und wie gern er ihr auch immer etwas mitgebracht hätte von daheim, wenn nur beim Waldreuterhäusl was anderes gewachsen wäre, als Felsbrocken und Tannenzapfen!

Einmal aber hatte er doch etwas gebracht . . .

In Hemdärmeln hatte er gewartet auf sie am Wege, trotzdem der Firnwind schon die ersten Schneeflocken schneidend niederwirbelte. Und hätte vielleicht wieder nicht den Mut oder das rechte Wort gefunden, sie anzureden, wenn nicht diesmal das Dirndl selber verwundert stehengeblieben wäre und ihn gefragt hätte: „Ja, was machst denn du im Schnee ohne Janker? Is dir denn nit kalt?"

Da stammelte er's heraus: „Bracht hab' ich dir was." Und hielt ihr das in seinen Lodenjanker gewickelte Geschenk entgegen.

Mit zaghaften Händen griff das Dirnderl danach, und so ungeschickt stellten sich alle beide in ihrer Verlegenheit an, daß das zahme Eichkatzl, das in dem Loden versteckt gewesen, mit einem Male einen weiten Satz machte und im nächsten Augenblick zuhöchst oben in den verschneiten Aesten einer Fichte sich der goldigen Freiheit freute. Die kleine Bachschusterdirn aber hatte einen lauten Schrei ausgestoßen und vor lauter Schreck liefen ihr die hellen Tränen über die Backen, bis sie der Vater endlich ins Haus geholt und dem Waldreuter-Buben ein Dutzend saftige Schimpfnamen an den Kopf geworfen hatte. Da trollte sich denn der Bub davon, als ob er weiß Gott was Schlechtes angestellt gehabt hätte. Und hatte doch auch nur einmal dem lieben Dirndl eine Freud' machen wollen . . .

Die Kirchenglocken von Niederlahn läuten den Abend ein. Da fährt das junge Weib aus seinem Sinnen auf und tritt fröstelnd in das Haus. Es ist aber nichts mehr zu besorgen da drinnen. Der Tisch ist gedeckt, das Essen steht fertig am Herd. So rückt sie nur den Hafen vom Feuer, daß sein Inhalt nicht ganz verprasselt, und geht seufzend wieder zurück auf ihren alten Platz vor dem Haus. Und schaut wieder sehnsüchtig gegen die Talweite hinaus.

Von dort her ist alles gekommen, was ihr Liebes und Schönes begegnet war auf ihrem Lebenswege. Aber dort hinaus hat man auch den Vater getragen, als er von ihr gegangen war auf Nimmerwiederkehr, — als sie zum erstenmal eigentlich erst begriff, welch warmen Sonnenschein seine wunderliche Güte über ihre Jugendzeit gegossen hatte.

Und dort hinaus war auch der Gruber Franzl gezogen, da er mit den andern gleichaltrigen Burschen des Dorfes zur „Stellung" gemußt. Mit dem Sträußlein am Hut war er wiedergekommen, aber nur für kurze Zeit, dann hatte sie ihm wieder nachschauen können, wie er von neuem ging. Und diesmal für lange drei Jahre . . . Lachend und singend, wie es nun einmal seine Art war, hatte er Abschied genommen. Und hatte sie allein gelassen, kaum daß sie sich gefunden gehabt . . .

Denn das war schon früher geschehen — sie wußte selbst nicht wie — so wie ein Wetter kommt in den heißen Tagen des Hochsommers. Am Waldwieslein droben hatte sie Futter geschnitten. Und da war auf einmal der Waldreuter Jakob vor ihr gestanden und hatte sie angeredet: „Mußt nit erschrecken, Dirndl, ich will dir nix Schlechts. Grad nur fragen will

ich dich was, weil ich morgen zu der Assentierung muß."

Auf das hin war das anfängliche Erschrecken der Bachschusterdirn schnell verflogen und sie hatte ihm lachend geantwortet: „Ja du, da kommst aber an ganz wem Unrechten. Vom Kriegführen versteh' ich dir grad so viel, wie ein Has' vom Hendelfangen."

Aber der Jakob war ernst geblieben, wie er es immer war, und hatte mit seiner rauhen Stimme weitergeredet: „Wann s' mich b'halten, muß ich drei Jahr' dienen. Und drei Jahr' sein eine lange Zeit. Da wußt' ich gern was G'wisses und — leicht wär's dir auch ein Trost, wann etwan dein' Vatern in der Zeit was g'schehen sollt' . . ."

Da er das Erschrecken sah, das über ihr liebes Gesichtel glitt wie ein Wolkenschatten über einen klaren Bachtümpfl, unterbrach er sich selber: „Aber geh, Dirndl, 's wird ja nit sein, — man sollt' nur doch imrigsmal an alles denken, was sein könnt' . . . Und 's is doch für jeden ein Trost, wenn er weiß, er hat wen, dem er zug'hört . . . Und so hab' ich mir halt denkt, wann du mir ein bissel gut kunnt'st sein, — mein Häusl im Waldgraben hab' ich vom Vater her, — viel wert is 's ja nit, aber halt doch ein Platzl, wo sich's hausen laßt, — 's Arbeiten g'freut mich auch, und gar wann ich für dich arbeiten kunnt', mein' ich, müßten wir unser schöns Auskommen finden — — Gut tät'st es haben bei mir, das kann ich dir heilig versprechen . . ."

Weiter kam der Jakob nicht, denn die Bachschusterdirn hatte die Hände vors Gesicht geschlagen und stand nun zitternd und weinend vor ihm, grade so wie damals, da er ihr das heimliche Eichkatzl hatte schenken wollen . . .

Und da überkam den baumstarken Riesen selber eine Bangigkeit, daß er nicht wußte, was beginnen. Und im Halse würgte es ihn, daß die Worte nur schwer und röchelnd aus der Kehle wollten. „Mußt nit harb sein, Dirndl,— ich hab' dir's gut vermeint. Mir selber freilich am allerbesten . . . Aber wann's nit kann sein . . ."

Lange wartete er auf Antwort. Aber die Dirn hob den Kopf nicht und zog die Hände nicht vom Gesicht. Da ging er endlich langsam davon . . .

Dem jungen Weibe, das in den stillen Sommerabend hineinträumt, hebt ein schwerer Seufzer die Brust. Wo nur der Mann heut so lange bleibt? Es wird ihm doch wohl nichts zugestoßen sein? Sonst war er um diese Stunde immer längst schon daheim, hat sie begrüßt und umhalst, wie wenn sie erst sein Schatz wäre und nicht schon seit Jahr und Tag sein Weib. Und hat sie geküßt — geküßt — wie damals . . .

Wie damals. Noch waren ihr die Tränen an den Wangen nicht trocken gewesen, noch war das Zittern nicht von ihr gewichen, das ihr der plötzliche, so unerwartete Antrag des Waldreuter Jakob in die Glieder gejagt, da war mit einem Male der Gruber Franzl vor ihr gestanden. Hatte sie angelacht mit seinem sonnenheiteren Lachen und hatte gesagt: „Was weinst denn, Dirndl? Etwan gar, weil der schwarze Waldteufel zu die Soldaten muß? Geh weg, den nehmen s' eh nit. So eine Montur haben s' bei die Kaiserlichen gar nit, die dem passen tät'! Und extra für den Waldreuter Jakob wird der Kaiser auch nit erst ein G'wand anschaffen lassen. — Und was der fressen kann! Da wär' ja gleich ein ganz's Regiment satt davon, was der allein braucht. Nein, du, da brauchst kein' Angst nit haben. Und wann's gleich wieder zu ein' Krieg kommt mit dem Hadschi Loja da drunt in Bosnien, dann erst recht nit! Denn da unten, hab' ich mir sagen lassen, wachst gar nix als Steinfelsen, und statt Küh' und Ochsen haben s' dort nix als Schaf' und Hammeln. Da könnten s' ja gar nit so viel Futterasch' nachführen, daß unser Waldteufel bei Kräften tät' bleiben und ordentlich Krieg führen könnt'! — Und dann, weißt, so ein Krieg is eh was recht Traurig's — da brauchen s' nit auch noch so traurige Leut dazu. Da sein dem Kaiser schon lieber so lustige Buben, wie ich einer bin. Denn lustig gelebt und lustig gestorben, ist dem Teufel die Rechnung verdorben!"

Die Bachschusterdirn hatte bei dem närrischen Geplauder nach und nach ihr stilles Lächeln wieder gefunden gehabt. Aber bei den letzten Worten des Burschen erstarb es von neuem und erschrocken blickte sie ihm ins Gesicht.

Da legte er den Arm um sie und flüsterte leis und zärtlich: „Was erschreckst denn, Dirndl? Wär' dir denn um mich auch ein bissel leid, wann s' mich da unten wo niederknallen täten?"

Das junge Weib weiß heute noch nicht, ob sie ihm denn damals überhaupt eine Antwort gegeben. Weiß heute noch nicht, wieso es gekommen war, daß sie ihm plötzlich mit Weinen und Lachen im Arme lag und sich küssen ließ — küssen — und ihn selber küßte . . .

Aber das weiß die junge Bäuerin, daß sie drei lange, bange Jahre auf ihn gewartet hat in zehrender Sehnsucht, in gläubigem Vertrauen. „Wann ich wiederkomm', dann heirat' ich dich," hatte er ihr beim letzten Kusse noch gesagt.

Aber als er wiederkam — die Soldatenmütze noch schief auf dem Kopf und lustiger und übermütiger denn je zuvor —, da schien er auf sein Versprechen vergessen zu haben. Hatte freilich auch genug andere Sorgen, wie sich die Bachschusterdirn zu ihrer Beruhigung und

BLB Karlsruhe

zu seiner Entschuldigung vorsagte. Das Gruberische Anwesen war nie viel wert gewesen, — dazu waren alle, die den Namen Gruber trugen, viel zu leichtlebige Leut' — und nach dem Ableben des alten Bauern und während der Militärzeit des jungen war die Wirtschaft ganz verkommen. Eine starke Hand und ein fester Wille hätte das Besitztum wohl wieder in die Höhe bringen können, aber gerade diese beiden hatte der Franzl nicht. Kaum ein Jahr dauerte es, da war er alle seine Sorgen los, und das ganze Anwesen wurde bei der Versteigerung dem reichen Sonnleitner, als dem Meistbietenden, zugeschlagen. „Kannst dir mitnehmen, was dir am liebsten taugt," hatte der damals in einer hochherzigen Anwandlung gesagt und hatte im selben Augenblick eine Heidenangst bekommen, was der Franzl nun wohl alles Wertvolles mitschleppen werde. Aber der war nur in das Blumengartel gegangen, hatte einen Topf mit Monatsrosen an sich genommen und gesagt: „Das Rosenstöckl da is mir immer das liebere gewesen. Das nehm' ich mit."

Ein Rosenstöckl als väterliches Erbteil — da kann einer nicht viel anfangen damit. Der Franzl trug es der Bachschusterdirn ins Bachschusterhäusl zum Aufheben hin. Und weil es ihm dort gefiel und weil ihm dabei einfiel, daß er ja der Dirn einmal das Heiraten versprochen hatte, so schickte sich eins so gut zum andern, daß die beiden in kurzer Zeit ihren Ehrentag hielten.

Als ehrsamer Ehemann dachte der Franzl nun ernstlich auch an etwas, an das er bislang erst wenig genug gedacht gehabt: ans Arbeiten. Ging als Holzknecht in den herrschaftlichen Schlag, während sein junges Weib, das die Leute immer noch die Bachschusterin hießen, einstweilen das Heimwesen versorgte, daß es eine Freude war. Und am Samstagabend, wenn er heimkam, gab es in ganz Niederlahn und auf der ganzen Welt keine glücklicheren Leut' als das junge Ehepaar im Bachschusterhäusl.

Nur heute sitzt die graue Sorge auf dem Dach und singt ihr trübseliges Lied. Neun Uhr mag's schon sein und der Franzl ist noch immer nicht daheim! Das junge Weib legt ein frisches Scheit auf die verglimmenden Kohlen und geht dann zagenden Schrittes den Weg hinab, den ihr Mann kommen soll.

Unter den Fichten beim Bach ist's bereits stockfinster, und vorsichtig setzt die Bäuerin Fuß für Fuß. Aber die treibende Angst im Herzen läßt sie bald alle Vorsicht vergessen. Immer rascher wird ihr Schritt, immer hastender. Zuletzt hebt sie gar zu laufen an. Erst beim Bildstöckl, wo der Grabenweg einbiegt in den weiteren Talboden, steht sie tiefatmend stille. Das Herz klopft ihr fast zum Zerspringen. Die Angst, die Hast und jetzt — die Freud'! Dort kommt ihr Mann . . .

Einen Augenblick stutzt sie wohl, weil er gar so langsam und schwerfällig und ohne zu singen daherschreitet, als ob es gar nicht er selber wäre. Aber er muß es doch wohl sein — wer sollte denn sonst um diese Zeit in den ödweiligen Graben hereingestiegen kommen? Daß der Waldreuter Jakob eben da drinnen auch sein Häusl hat und eben heute auch vom Holzschlag heimkommt, daran denkt sie nicht. Denn den Waldreuter Jakob hat sie all die Jahre her keine zehnmal gesehen, und geredet hat sie mit ihm nicht ein einziges Mal mehr seit jenem Tage auf dem Waldwieslein

Die junge Bäuerin schlüpft schnell hinter das Bildstöckl.

Die junge Bäuerin schlüpft schnell hinter das Bildstöckl, um sich zu verstecken. Wenn ihr Mann vorbeikommt, will sie ihn recht erschrecken — zur Strafe, weil er sie heut so lang hat warten lassen. Und dann will sie ihm um den Hals fallen — aus lauter Freud', daß er nun doch endlich gekommen ist!

Aber der Mann vor ihr scheint sie auch schon bemerkt zu haben. Zögernd verhält er eine Weile den Schritt und biegt dann plötzlich rechts ab, als wolle er ihr auf dem Gangsteig, der über den Bründlkopf in den Graben leitet, ausweichen. Schnell springt die Bäuerin aus ihrem Versteck wieder hervor, ruft ängstlich seinen Namen in die Nacht und lauft ihm entgegen.

Und da sieht sie's nun plötzlich: es ist doch nicht ihr Mann. Es ist der Waldreuter Jakob. Verlegen steht sie vor ihm und keines weiß ein Wort zu sagen. Bis endlich er das Schwei-

BLB Karlsruhe

gen bricht: „Geh nur schlafen derweil, Bäurin. Dein Mann wird sich wohl noch ein Randl verweilen im Wirtshaus drunt, — auf den kannst heut nit warten."

Da atmet sie erleichtert auf. Gottlob, daß ihm nur nichts geschehen ist! Jetzt will sie schon ruhig warten, bis er heimkommt.

An der Seite des Jakob schreitet sie den Weg zurück, den sie eben gekommen. Ueber das schwankende Brücklein hinein in den engen Graben, wo der Lahnbach rauscht und die hohen Fichten alles in Finsternis hüllen. Und es ist ihr so ängstlich zumute wie damals als Kind, wenn sie aus der Schule gegangen und der schweigsame Waldreuter-Bub hinter ihr hergeschlichen war.

Grade so schweigsam schreitet auch der stille Mann heute neben ihr daher. Kein Wort weiß er zu sagen, nicht einmal die Frage, wie es ihr gehe. Aber da sie nun das Heimwesen der Gruberischen erreicht haben, verhält er doch zögernd den Schritt. Als warte er auf ein Wort von ihr, als warte er, daß sie ihm die Hand reichen werde zum Abschied. Und da keines ist von beiden, dreht er sich mit einem rauhen „Gute Nacht, Bäurin" plötzlich ab und verschwindet im Dunkel des Waldweges.

So ist denn die junge Bäuerin wieder allein in ihrer Behausung. Allein, wie sie es seit dem Tode des Vaters gewesen, — allein, wie sie es alle Tage der Woche ist, seit ihr Mann im herrschaftlichen Holzschlag arbeitet. Aber zum ersten Male allein am Samstagabend ...

Die Sorge ist wohl von ihr gewichen, da sie weiß, ihrem Mann ist kein Unglück passiert, aber eine rechte Freudigkeit will doch nicht aufkommen. Ziellos geht sie von der Küche in die Stube, von der Stube in die Küche zurück, stellt dort die Teller zurecht, rückt hier das Essen ans Feuer und rückt es dann doch wieder weg davon. Und wartet.

Jetzt hört sie von weitem den Hornruf des Nachtwächters, der im Dorfe unten die Runde macht. „Hört, ihr Leut', und laßt euch sagen ..." Das ist die zwölfte Stunde, Mitternacht. Und ihr Mann ist noch immer nicht daheim. Der Hunger ist ihr längst vergangen, ebenso der Schlaf. Mit brennenden Augen starrt sie in das Licht der Lampe, in das Feuer des Herdes, in die Finsternis der Nacht. Und wartet.

Endlich ist der Mann daheim. Lustig und übermütig wie immer, aber von einer andern Lustigkeit als sonst. Der Weindunst, der seinen Kleidern entströmt, klingt auch aus seinen Worten heraus. Und ehe sich das junge Weib noch so recht seiner Heimkunft hat freuen können, liegt der Mann im Bett und schnarcht, ohne ihr auch nur Gute Nacht gesagt zu haben.

Da dreht sie seufzend die Lampe aus und begibt sich ebenfalls zu Bett. Auf das Nachtmahl, das am erlöschenden Herdfeuer längst kalt geworden ist, hat sie ganz vergessen. Sie denkt nur immer das eine, will nur immer das eine denken: „Wann einer die ganze Wochen im Holzschlag arbeit't, wo er nichts sieht als die ödweilige Waldwildnis, wo er nichts hört als das Schreien der Hirsche und das Krachen der fallenden Stämme, so ist es ihm wohl zu gönnen, wenn er sich am Feierabend einmal ein Gutes tut." Und muß doch weinen dabei. Und ist ihr doch immerfort zumut', als sei ein dunkler Schatten gefallen auf ihr sonnenhelles Glück ...

Wenn der leuchtende Sonntagmorgen zu den Fenstern hereinlacht und wenn einer mittlerweile seinen Rausch ausgeschlafen hat, dann sieht sich aber die Welt wieder in anderm Lichte an. Glückstrahlend wie immer geht die junge Bachschusterin an der Seite ihres Mannes dem Dorfe zu, und während des ganzen Hochamtes kann sie nichts anderes tun, als immerfort dem Herrgott danken, daß er's gar so gut gemeint mit ihr und ihr so einen lieben, lieben Menschen wie den Gruber Franzl zum Mann beschieden hat. Alle Angst und alles Bangen von gestern abend ist vergessen, und ganz recht ist es ihr, daß der Franzl diesmal nach dem Hochamt gleich wieder mit ihr nach Hause gehen will. Sonst hatte er ihr immer beim Grabnerwirt einen süßen Wein und ein Kipfel gezahlt, — aber heut ist's schon besser ohne das. Nach dem langen Alleinsein die ganze Woche her ist ihr ein Plaudern mit dem Franzl lieber als das Sitzen da zwischen all den vielen Leuten. Und so ein Stünderl mit ihm gibt sie nicht her für den süßesten Wein und für das mürbeste Kipfel!

Wie sie beim Grabnerwirt vorüberkommen, lacht ein lebfrisches Dirndlgesicht über den Gartenzaun. Und eine helle Stimme ruft dem Franzl zu: „Grüß dich Gott, Kaiserjäger!"

Da schaut die junge Bäuerin verwundert auf und fragt: „Wer is denn die?"

Aber der Franzl fährt nur mit der Hand durch die Luft, als wolle er eine zudringliche Fliege abwehren, und antwortet in recht geringschätzigem Ton: „Die rothaarige? die is Kellnerin gewesen im Stadtl drein, wie ich noch bei die Kaiserjäger war. Jetzt is sie halt da beim Grabnerwirt als Kellnerin."

Weiter ist nichts geredet worden von der neuen Niederlahner Einwohnerin. Und der Sonntag ist vergangen wie alle andern Sonntage auch. In lauter Lust und Seligkeit. Sogar auf ihr Fürnehmen hat die Bäuerin vergessen und den Franzl, da er Abschied nahm, um für eine lange Woche wieder in den Holzschlag zu ziehen, nicht einmal gebettelt: „Gelt, aber nächsten Samstag kommst mir nit so spät wieder heim ..."

BLB Karlsruhe

Zu was denn auch? So einen Guten wie der Franzl gibt's ja doch auf der ganzen Welt nicht mehr. Den könnten gleich zehn rothaarige, mudelsaubere Dirndeln locken, — dem ist doch sein Weib das Liebste. So wie ihr Mann ihr das Liebste, aber schon das Aller-allerliebste ist auf der ganzen weiten Welt . . .

— — — — — — — — — — — — — —

Wieder ist Samstagabend und die Holzknecht' holen sich beim Herrn Förster ihren fälligen Wochenlohn. War doch eine gescheite Idee von der Herrschaft, daß sie ihre Forstkanzlei grad neben dem Wirtshaus hingebaut hat, — da kann so ein armer Holzknecht wenigstens vor dem Heimweg noch sein Glasel Wein in lustiger Gesellschaft trinken, wo er eh die ganze Wochen keine Gesellschaft und keine Ansprach' hat und zu den fetten Schmalznocken nichts zu trinken kriegt als das klare Quellwasser!

Der Gruber Franzl ist auch unter ihnen. Und der Waldreuter Jakob hat sich heut grad extra auch an seinen Tisch gesetzt.

Wie's neun Uhr schlägt vom Kirchturm, steht der Jakob auf und fragt: „Gehst auch mit, Franzl?"

Der aber rührt sich nicht und fragt nur dagegen: „Wohin denn?"

Da packt den Jakob eine ordentliche Wut. Aber er bezwingt sich und sagt in seiner gewohnten ruhigen Art: „Wohin? Heimzu halt. Ich mein', weil wir denselben Weg haben bis zum Bachschusterhäusl."

„Aber geh," lacht der Franzl, „wirst dich doch nicht fürchten, allein in der Finstern z' geh'n?"

Der Jakob bleibt immer noch ruhig. Nur seine Stimme ist rauh, als koste es ihm Mühe, das Wort hervorzubringen. „Ich fürcht' mich nit, das weißt. Aber — dein Weib wart't z' Haus auf dich."

Auf das hin wird auch der Franzl ernst. Aber nur ein ganz kleines Randl. Denn ernst sein und Gruber Franzl heißen, das sind zwei Sachen, die nicht zueinander passen wollen. „Mein Weiberl, sagst? Du, das laß mir nur aus 'm Spiel. So eine Feine gibt's auf der ganzen Welt nimmer! Die brummt und schimpft nit, wann ich auch einmal ein bissel später z' Haus komm'. Die tät' mir's sogar vergunnen, wann ich von der Reserl da einmal ein Bussel kriegen kunnt'. Gibst mir eins, Reserl?"

Die Rothaarige stellte eben ein frischgefülltes Glas auf den Tisch. Tat, als ob sie den Franzl abwehren wollte, und huschelte sich doch nur enger an ihn heran.

„Na, mach nur keine G'schichten, Reserl," schmeichelt der Franzl. „Wär' ja doch nit 's erste, das ich krieg' von dir. Weißt nimmer, wie ich noch als Kaiserjäger . . ."

Da hält ihm aber die Reserl schon die Hand auf den Mund. Und weil sich der junge Bauer doch wehren muß dagegen, heben sie ein lustiges Ringen an und über Ja und Nein hat ihm die Rothaarige ein Bussel auf den Mund gedrückt, daß es nur so klatscht und daß die Buben am Tisch alle ein lustiges Bravoschreien anheben.

Der Waldreuter Jakob ballt die Faust, als ob er zuschlagen wollte. Dann kehrt er sich plötzlich ab und geht ohne Gruß aus der Gaststube. Wie ein Wilder stürmt er die menschenleere Dorfstraße hinaus und außerhalb der Häuser verläßt er gar den gebahnten Weg und rennt querfeldein über die Wiesen. Was sich ihm als Hindernis entgegenstellt, da setzt er im Sprung drüber weg wie ein scheugewordenes Roß, — über den rauschenden Lahnbach, über Buschwerk, über Zäune und Gattern . . .

Erst im Graben drin hält er still und schaut, hinter den Fichten versteckt, hinauf zum Bachschusterhäusl. Dort schimmert noch Licht zwischen den Scheiben. Dort wartet die Bäuerin auf ihren Mann . . .

Eine sinnlose Wut überkommt den Waldreuter Jakob, daß sich das alles so hat wenden müssen. Hätte das Bachschusterdirndl doch ihn genommen — der glückseligste Mensch wär' er gewesen und auf Händen hätte er sie getragen und sie angebetet wie einen lichten Engel! Und der Lump dort unten im Wirtshaus vertut sein Geld beim Saufen und gibt sich mit dem rothaarigen Frauenzimmer ab . . . Was soll da werden, wenn etwan wer der Bäuerin das zutragen tut? Unglücklich wird sie sein und sich ihre lieben Augen ausweinen vor Scham und Leid, und keiner ist da, der ihr helfen könnt' . . .

Eine Stunde oder noch länger steht der Jakob so im Finstern, starrt unverwandt auf die lichten Scheiben des Hauses und zermartert sein armes Hirn, wie der Bäuerin wohl zu helfen wäre. Und endlich fällt ihm was ein. Mit langen Schritten geht er seiner einsamen Hütte tief drinnen im Graben zu und beginnt dort in der alten Truhe umzukramen, die fast all sein Hab und Gut enthält. Endlich hat er gefunden, was er gesucht: ein einfaches silbernes Kreuzchen an silberner Kette, wie es die Dirnen am Sonntag um den Hals geschlungen tragen. Das ist noch von seiner Mutter selig her. Und die Tränen schießen dem rauhen Waldteufel in die Augen, wie er das Schmuckstück beschaut. „Mußt mir nit harb sein, Mutterl, lieb's," — er glaubt es zu lispeln und es kommt wie ein Röcheln aus seiner Kehle — „aber weißt, nit schenken will ich's der rothaarigen Dirn, wenn ich ihr's gleich um den Hals leg' . . . Opfern tu' ich's, Mutterl, weißt, — für der Bachschusterin ihr Glück. Daß der Lump, der Franzl, seine Hand laßt' von dem fremden Frauenzimmer und daß sich die Bachschusterin nit grämen tut, wann ihr etwan wer was zusteckt von dem

BLB Karlsruhe

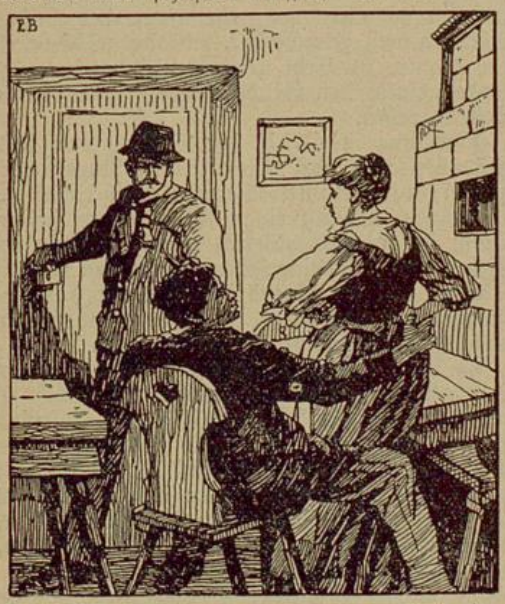
heutigen Bussel im Wirtshaus. Daß sie gleich auch die andre Neuigkeit hören kann: die rote Kellnerin is dem Waldreuter Jakob sein Schatz und nit ihrem Mann seiner . . . Gelt, Mutterl, bist mir nit harb darum . . . So viel gern hab' ich halt dem Franzl sein Weib . . ."

Und was noch keiner gesehen hat, — heut hätte man's sehen können: dem Waldreuter Jakob, dem Waldteufel, dem wilden, liefen die dicken Tränen über die knochigen Backen . . .

— — — — — — — — — — — — — —

„Der Mensch lebt so dahin und nimmt es nicht in acht, daß jede Stunde ihm das Leben kürzer macht." Der Spruch steht über der Türe des Rainerhäusls in Niederlahn, wo der alte Simmerl wohnt, der für die ganze Gegend die Marterln und Grabschriften malt. Aber ob der Spruch auch schon an die 200 Jahr' dort draufgemalen ist — genutzt hat er bislang nicht viel.

Freilich, wer hätt' denn auch Zeit und Sinn, an so was zu denken? Die alten Leut' vielleicht, die unserm Herrgott für jeden Tag danken müssen, den sie noch zu leben haben. Dem jungen Volk aber vergeht so eine Wochen schier noch immer viel zu langsam. Sechs Tag' lang arbeiten und schuften müssen, bis einer am



Wie er aber ins Wirtshaus kommt, sitzt schon der Waldreuter Jakob dort.

Samstagabend endlich wieder einmal ein bissel im Wirtshaus sitzen kann!

Dem Gruber Franzl hat es auch viel zu lang gedauert. Dafür will er sich aber auch heut schadlos halten. Die rote Kellnerin beim Grabnerwirt steckt ihm stark im Kopf — besonders nach dem Bussel, das am letzten Samstagabend so allerhand Erinnerungen an die lustige Soldatenzeit wachgerufen hat . . .

Wie er aber endlich ins Wirtshaus kommt, sitzt schon der Waldreuter Jakob dort am Tisch, hat in der einen Hand noch die langstielige Holzhacken und hält mit der andern die rote Reserl um die Hüfte gefaßt. Und den Franzl blitzt er aus seinen schwarzen Augen an, daß der gleich deutlich weiß: heut ist er da zu spät gekommen. So stürzt er in seinem Aerger nur schnell ein paar Halbe Wein hinunter und geht dann verdrossen heim.

Das ist dem Jakob eben recht. Mehr hat er ja gar nicht wollen. Und wenn er jetzt noch nach der Rothaarigen schaut, so schaut er nicht ihre roten Lippen an und nicht ihre brennenden Augen, da schaut er nur nach dem silbernen Ketterl, das sie um den Hals geschlungen trägt, und ihm ist's, als müßte er dabei allfort sagen: „Vergelt's Gott, Mutterl, mein lieb's. Jetzt hat die Bachschusterin ihren Fried' und ihr Glück wieder. Vergelt's Gott tausendmal."

— — — — — — — — — — — — — —

In der nächsten Zeit ist es gewesen, daß der Franzl und der Jakob zusammengekommen sind zur Arbeit im gleichen Schlag. Von früh bis abends haben sie nebeneinander gearbeitet, ihre Schmalznocken haben sie aus einer Schüssel gegessen und ihren Durst aus derselben Quelle gestillt. Und in der Hütte, die im Schlagwald aufgerichtet ist wie ein Zelt, aus ein paar Stämmen aufgebaut und gedeckt mit den Rinden der Waldbäume, da haben sie zusammen geschlafen.

Ein paarmal in der Woche ist's aber gewesen, daß der Franzl den Schlagwald verlassen hat, bevor er noch sein Nachtmahl ausgelöffelt gehabt. Und ist erst in der Früh wieder zur Arbeit gekommen. Der Jakob hat nicht gefragt, wo er denn gewesen, und der Franzl hat's nicht erzählt. Der hat nur gesungen und gejodelt den ganzen Tag, daß die Bergfinken, die der Hall der Aexte vertrieben gehabt, neugierig wieder näher zugeflogen sind gekommen. Und einmal hat er gesungen:

„Pfiad di God, mei liab's Büaberl,
— Sagt mei Dirndl und lacht —
Hast in der Fruah mehr ka Zeit nit,
Na so kumm halt auf d' Nacht!"

und hat dabei nach der Richtung der Graualm geschaut und einen Juchezer getan, als wolle er einen Gruß dorthin senden über Wald und Berg.

Da hat der Jakob gewußt, daß sein Kamerad nächtlicherweile nicht ins Wildern ausgehe. Und ein Schreck hat ihn gepackt, daß seine eigene dumme Liebesgeschichte mit der rothaarigen Kellnerin ganz zwecklos war, daß er für nix und wieder nix das silberne Kreuzl seiner verstorbenen Mutter verschenkt hatte und

daß der armen Bachschusterin doch nicht zu helfen wäre. Auf der Graualm gehn allerhand Leut' ab und zu — Jäger, Wilddieb' und die Knechte, die den Almnutzen zu Tal tragen,— da redet sich so was bald herum. Und wann's der Bachschusterin zu Ohren kommt, so ist's aus mit ihrer Ruh' und ihrem Glück, und sie kann sich langsam zu Tod grämen über den Leichtsinn und die Untreue ihres Mannes. Das beste wär' schier, den Franzl selber träfe ein Unglück! Um einen lieben Toten, den man im Himmel glaubt, weint sich's leichter als über einen Lebendigen, der einem die Erden zur Höll' macht . . .

Der Jakob haut die Axt ins Holz, daß der himmelhohe starke Stamm erzittert bis in den Wipfel hinauf. Vor einer Viertelstunde noch hat er ahnungslos mit dem Franzl an der Säge gezogen, bis die sich durchgefressen hat zu zwei Dritteln durch das knietschende Holz, — und jetzt liegt der Lump dort drüben im Sonnenschein auf der faulen Haut, jubelt ein G'setzl ums andre gegen die Graualm hinüber, und der Jakob weiß, warum er's tut . . .

Da hält er mit dem Hacken ein und schreit mit einer heiseren Stimme zu seinem lustigen Kameraden hin: „Franzl, wo bist denn wieder gewesen heut nacht?"

Der aber wendet nur halb den Kopf nach ihm herum, lacht mit dem ganzen Gesicht und gibt lachend zur Antwort: „Freilich, das werd' ich dir gleich auf d' Nasen binden, du Waldteufel, du schwarzer! Daß d' mir wieder ein Dirndl kunnt'st abwendig machen, wie d' mir die Reserl beim Grabnerwirt hast abwendig g'macht! Na, mein Lieber, — ich vergunn dir die Höll' bei dem rothaarigen Teufel, aber laß du mir auch mein Paradeis in Ruh'!"

„Dein Paradeis is daheim bei dein' Weib. Nit bei die Schwaigerinnen auf der Graualm!"

Auf das hin hebt aber der Franzl nur noch lauter zu lachen an. „Jetzt schau mir einer den scheinheiligen Waldteufel an! Predigen möcht' er wie ein Kapuziner und hängt dabei seiner Mutter selig ihr silbernes Kreuzl der nächstbesten herg'laufenen Kellnerin um den Hals! Weißt was, du — kümmer' dich fein um deine eigenen Sachen. Die Dirndeln auf der Graualm gehn dich gar nix an. Dort is mein Revier!"

Der Jakob hat mit beiden Fäusten den Stamm umfaßt, an dem er eben noch gehackt, als brauche er einen Halt, um nicht hinzustürzen auf den frechen Spötter. Das Blut drängt sich ihm ins Gehirn und ein Zittern geht durch seinen Leib, daß es sich fortpflanzt bis zum Wipfel des nur mehr an ein paar Holzfasern hängenden Stammes. Nur seine Stimme ist unheimlich ruhig, da er nun sagt: „Das mit dem Kreuzl bring mir nit unter die Leut', — das rat' ich dir. Das is meine Sach', warum ich's verschenkt hab'. Tät' mich auch nit kümmern, was du tust, — aber ich will, daß dein Weib nit wegen einer herg'loffenen Kellnerin oder einer leichtlebigen Almdirn ihre Ruh' und ihr Glück verliert . . ."

Da macht der Franzl große Augen und wird plötzlich ernst. „Ah, aus dem Loch pfeift der Wind? Mein Weib hat dir aufgetragen, daß d' mir nachspionierst?" Der andre will ihn unterbrechen, aber der Franzl läßt sich nicht irremachen. „Jetzt versteh' ich schon," schreit er, „warum d' mich immer g'fragt hast, ob ich mit dir heimgeh' aus 'm Wirtshaus! Is dir eh grad recht g'wesen, daß ich's nit hab' tun mögen, — hast halt die G'legenheit benutzt, mein Weib aufz'hetzen gegen mich und dich selber schön z' machen dabei! Und hast dir etwan gar gleich immer dein' Judaslohn g'holt bei ihr in der Nacht, dieweil ich im Wirtshaus bin g'sessen . . ."

Weiter kommt der Franzl nimmer mit seinem wüsten Reden. Das Zittern, das von den Armen des Jakob hinübergerieselt ist in den hohen Fichtenstamm, ist immer stärker geworden, und plötzlich hat sich der hohe Baum zur Seite geneigt, ein Krachen und Brausen ist zu vernehmen gewesen und ehe einer der beiden Männer noch gewußt hat, was da geschieht, ist der Stamm zur Erde gestürzt und hat in wuchtendem Falle den Gruber Franzl unter seiner Last begraben.

Eine lange Weile ist der Waldreuter Jakob gestanden und hat mit entsetzten Augen hingestarrt auf den toten Mann, unfähig ein Glied zu rühren, unfähig einen Gedanken zu fassen. Dann hat es ihn plötzlich geschüttelt wie im Fieber und er ist hingesprungen, um den riesigen Stamm von der eingedrückten Brust des Erschlagenen wegzuheben. Und hat sehen müssen, daß es da doch keine Hilfe mehr gibt.

Da ist er wieder ruhig geworden und ist zu Tal gestiegen, um die Kunde ins Dorf zu tragen: „Den Gruber Franzl hat ein fallender Baum erschlagen." Und wie ein Trost ist's ihm gewesen, daß er hat dabei denken können: „Jetzt hat die Bachschusterin ihre Ruh'. Um einen lieben Toten, den man im Himmel glaubt, weint sich's leichter als über einen Lebendigen, der einem die Erden zur Höll' macht . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Es ist Nacht. Und die Nacht ist beim Waldreuterhäusl zehnmal so finster als anderswo. Das Stückl Ackerfeld, das seit dem Tode der Alten nicht mehr gereutet wurde, ist von Schwarzbeeren und Eriken überwuchert, der Wald ist im Lauf der Jahre immer näher hingekrochen zu dem kleinen Anwesen. Da dringt kein Sonnenschein, kein Mondlicht mehr durch die hohen Stämme, — nicht einmal im Häusl

drin ist Licht zu sehen, trotzdem der Jakob daheim ist.

Was brauchte der auch Licht zu brennen! Er sieht ja doch allüberall nur immer das eine, das Schreckliche: den stillen Mann unter dem gestürzten Baum und das rote Blut in dem grünen Blätterwerk. Muß sich anklagen dabei: ich bin's gewesen, der den Baum zum Fall hat gebracht, und darf das doch nicht laut sagen. Sonst tät' die Bachschusterin fragen: „Ja, warum denn nur? Um Gotts Christi willen, warum?" Und alles wär' umsonst gewesen und das arme liebe Weib tät' auch jetzt seine Ruh' nicht finden können . . .

Plötzlich schreckt der Jakob zusammen. An Geister, die umgehen in der Nacht, glaubt er ja nicht, aber — war's nicht, wie wenn sich wer ins Haus geschlichen hätte? Mit angehaltenem Atem sitzt er da in der Finsternis und lauscht auf die leisen, schlürfenden Tritte, die langsam näherkommen gegen die Stube . . .

Jetzt geht die Türe auf und eine zitternde Stimme fragt: „Jakob, bist nit daheim?"

Da wär' dem Jakob in seiner verzweifelten Stimmung schier ein Gespenst noch lieber gewesen. Die Bachschusterin kommt zu ihm in der Nacht . . .

Mit schlotternden Knien steht er auf, macht Licht und traut sich nichts zu sagen und nichts zu fragen.

Die Bäuerin steht wie ein lebloses Heiligenbild neben der Türe. Nur ihre Augen irren angstvoll zu ihm her und dann wieder weg von ihm, und ihre Brust hebt und senkt sich, als ringe sie mühsam nach Luft. Und endlich bewegt sie die blassen, blutleeren Lippen und spricht: „Ich bin dich um was bitten kommen, Jakob. Und gelt, du tust mir's z'lieb', — wann ich auch einmal ungut bin g'wesen zu dir."

Sie stockt und nestelt eine Weile an einem Tuch herum, das sie in den zitternden Händen hält, schüttet dann ein Häuflein Silbergeld daraus auf den Tisch vor ihm und fährt mit ihrer traurigen klanglosen Stimme fort zu reden: „Ein schön's Marterl hätt' ich gern aufg'stellt dort droben — weißt — dort — — wo das Unglück g'scheh'n is. — — Gelt, du tust mir's bestellen und hast Obacht, daß alles recht gemacht wird — — "

Der Jakob starrt sie an und es ist etwas wie ein furchtbares Entsetzen in seinem Blick. Und stockend sagt er: „Alles tu' ich dir z'lieb, Bäuerin. Aber daß du das verlangst . . . Warum — warum kommst denn grad zu mir damit?"

„Weil ich Zutrau'n hab' zu dir," sagt die Bäuerin einfach. Und ganz warm wird's dem Jakob ums Herz, da sie dazusetzt: „Weil du ganz anders bist als die andern alle. — Schau, gefürchtet hab' ich mich immer vor dir, schon von klein auf, und jetzt is's mir doch, als hätt' ich niemanden mehr auf der Welt, der's so gut zu mir meint wie du. Ich weiß selber nit, wie das gekommen is. Hab' auch nit gefragt danach und bin halt her zu dir in meiner Not. Und jetzt bitt' ich dich noch einmal — mit aufg'hobene Händ' bitt' ich dich: laß das Marterl aufrichten für meinen armen Franzl und — pfleg mir das Rosenstöckl, das ich auf sein Grab hab' 'pflanzt und — gelt ja, du vergißt mir nit drauf, — wann ich selber sterben sollt', — neben seiner möcht' ich halt gar so gern begraben sein — — "

Dabei sind ihr ununterbrochen die Tränen aus den Augen geronnen und ihr Reden ist zu einem kaum mehr vernehmbaren Flüstern geworden. Aber der Jakob hat deutlich jedes Wort vernommen und hat auch den furchtbaren Sinn herausgehört. Freiwillig aus dem Leben gehen — das ist nicht Brauch bei den Bergbauern. Die stehen trotzig aufrecht wie die starren Felsen ihrer Heimat, was auch kommen mag. Aber die Bachschusterin ist anders wie die andern, — die weiß wohl nicht einmal, daß das Weinen um einen lieben Toten auch eine Erlösung ist . . .

Rauh faßt er sie am Arm. „Was red'st denn da, Bäuerin? Wirst doch nit so jung ans Sterben denken?"

Aber sie schüttelt nur leise den Kopf und lispelt tonlos vor sich hin, als rede sie gar nicht zu ihm: „Der Mensch tut nit immer das, was er mag, — der tut das, was er muß. Und ich muß. Und ich mag auch . . ."

„Bäuerin!" schreit der Jakob wild auf, läßt ihren Arm fahren und schlägt sich mit den Fäusten an den Kopf. „So wär' alles umsonst gewesen, was geschehen ist?"

„Was geschehen ist?" fragt sie und schaut ihn plötzlich mit ganz entgeisterten Augen an. „Was ist denn geschehen, das umsonst hätt' können sein?"

Dieser Frage, diesem Blick hält der Jakob nicht mehr stand. Auf den Stuhl neben dem Tische ist er hingesunken, hat die Arme auf die Platte gelegt und den Kopf drein vergraben und hat geschluchzt, daß es seinen ganzen starken Leib schüttelte. Und die Bachschusterin hat auf ihn hingeschaut und hat einen furchtbaren Schrei getan: „Jakob!" Und ganz, ganz stille hat sie nach einer Weile dazugesetzt: „Du hast mich gern g'habt von Kind auf, — jetzt weiß ich's erst so recht. Und du hast mir meinen Mann erschlagen. Ist's wahr, Jakob?"

Da wühlt der Waldreuter den Kopf noch tiefer zwischen die Arme hinein und stöhnt: „Wann's durch meine Schuld is g'scheh'n, — ich hab's nit wollen. Und wann ich's gleich wollen hätt', — nur dir z'lieb hätt' ich's 'tan. Daß du dein Glück nit sollst verlieren, daß dich dein Mann nit betrügen soll mit andern . . ."

BLB Karlsruhe

Kein Wort hat die Bäuerin mehr gesprochen, still hat sie sich abgewandt und ist hinausgegangen in die finstere Nacht. Und der Jakob ist am Tische sitzengeblieben, auch als die Lampe längst schon ausgebrannt gewesen, hat sich mit den Fäusten an den Kopf geschlagen und sich

„Du hast mich gern g'habt von Kind auf, — du hast mir meinen Mann erschlagen."

die Haare ausgerauft und hat immerfort das eine denken müssen: „daß ich ihr das gesagt hab'! Daß ich ihr das hab' sagen können! Jetzt wird sie erst ganz unglücklich sein . . ."

— — — — — — — — — — — — — — —

Bevor noch der junge Tag sein warmes Rosenrot über die kalten weißen Tafeln der Firnfelder gelegt, ist der Jakob mit sich ins reine gekommen. Das Geld, das die Bachschusterin am Tisch hat liegengelassen, steckt er zu sich; was er an Ersparnissen findet in seiner Truhe, steckt er zu sich und wandert damit hinaus gegen das Dorf.

Beim Rainerhäusl klopft er den alten Simmerl, der die Marterln und die Totenkreuz' malt, aus den Federn. „Eine Bestellung hätt' ich. Ein Bildstöckl, ein recht schön's, mußt mir aufrichten im Schlagwald. Für den Gruber Franzl. Weißt, dort wo ihn das Unglück hat troffen."

Der Simmerl reibt sich den Schlaf aus den Augen und sagt verwundert: „Ja, wieviel Marterln wollt's denn dem Gruber Franzl noch setzen? Grad heut in der Nacht hat ja die Bachschusterin selber schon eins b'stellt und auch für den Platz im Schlagwald droben." Und da ihn der Jakob gar so verständnislos anstarrt, erklärt er ihm die Sache näher: „Wie ich dir's sag'. Mitten in der Nacht klopft's an mein Fenster, und wie ich schau', steht die Bachschusterin draußt. Ihr Häusl will sie verkaufen und das Geld will sie zur Halbscheid der Kirchen schenken, daß alle Feiertäg' eine stille Meß' g'lesen wird für ihren toten Mann, und zur Halbscheid der Feuerwehr auf eine neue Spritzen, weil die ganze Mannschaft in Parad' ausgerückt is bei der Leich'. Oder auch nit grad zur Halbscheid, denn für das neue Schulhaus gibt sie auch was her, weil die Schulkinder gar so viel schön g'sungen haben bei der Leich', und halt alles tut sie verschenken, bis auf das, was sie braucht, um eine kleine Kapell'n im Schlagwald bauen z' lassen mit ein' schön' Votivbildl drein. Und was das kost't, das nimmt sie derweil auch nur leihweis weg von dem Geld. — Frei g'meint hab' ich, sie is irr worden im Kopf, daß sie mich mitten in der Nacht aufweckt, grad nur, um mir das alles zu erzähl'n und um mich z' fragen, was so eine Kapell'n kosten tät'. Aber freilich, so eine eigene is die Bachschusterin ja ihr Lebtag g'wesen. Und unsereinem geht's schwer in den Kopf, daß eins sein' ganze Sach' verschenken und dann als armer Dienstbot' sich verdingen will. Denn das Geld, was die Kapell'n kost't — hat sie g'sagt — das will sie so nach und nach durch ihr' eigene Arbeit aufbringen. Nur daß die Leut' sehen sollen, wie gern sie ihren Franzl immer noch hat, und daß das dumme Gered' ein End' hat, das einer hat aufbringen wollen: daß nämlich der Franzl andre lieber hätt' g'sehen als sein Weib. — Jetzt frag' ich dich, Waldreuter: muß man nit glauben, das Weib is verruckt worden? Wanngleich sie sonst ganz g'scheit und ruhig daherg'red't hat, wie wann sie sich schon lang über das Unglück tröst't hätt' g'habt . . ."

Der Jakob achtet nicht mehr auf die Frage des Alten. Der hat aus der ganzen Erzählung nur das eine herausgehört, daß die Bachschusterin weiterleben will — ihrem toten Mann zulieb'. Da hat er befreit aufgeatmet und hat dem Simmerl ein Tüchel mit einem schweren, klingenden Inhalt hingehalten. „Simmerl, auf dein' Ehr' und Seligkeit hin — das rechnest der Bachschusterin ab von dem, was ihr die Kapell'n kost't. Aber kein Sterbenswörtel derfst ihr sagen davon, sonst soll's dich reuen noch auf deinem Totenbett!"

Und so grauslich schaut er den Simmerl an dabei, daß der hoch und heilig alles verspricht, was der Jakob von ihm verlangt, und sich nur dabei im stillen denkt: „Jetzt is der auch verruckt geworden . . ."

Der Jakob aber geht mit hastenden Schritten weiter, geraden Weges zum Grabnerwirt, wo eben die rothaarige Kellnerin mit verschlafenen Augen ins erste Morgengrauen blinzelt. „Je, da schau her, der Jakob!" ruft sie ihm ver-

wundert zum Gruß entgegen. „Wo kommst denn du schon her?“

Ganz nahe tritt der Jakob an sie heran und flüstert leis und hastig: „Das silberne Ketterl mit dem Kreuzl dran mußt mir wiedergeben ...“

Da fällt ihm die Dirn in die Rede: „Jetzt du bist mir aber der Rechte! Vor ein paar Wochen hast mir's g'schenkt und jetzt willst es wieder haben! Was hab' ich denn tan, daß d' harb bist auf mich? Gar nimmer anschau'n laßt dich, ob ich mir auch die Augen auswein' nach dir . . .“

„Red nit lang 'rum,“ unterbricht sie der Jakob aber ungeduldig. „Liegt dir ja doch nix an mir. Und mir nix an dir. Nur das Kreuzl muß ich haben, und daß dir nit gar z' leid is drum, schau, kaufst dir halt ein anderes dafür, ein schöneres.“

Wie die Reserl das viele Geld sieht, das ihr der Jakob hinhält, nestelt sie schnell das Ketterl vom Hals und legt es in seine gierig danach greifende Hand. „Wann du so einer bist, daß d' alle vier Wochen ein'n andern Schatz hast, so brauch' ich dich freilich nit! Und dein Geld auch nit . . .“

Als der Jakob aber nur um die Ecke gebogen ist, hebt sie doch das Tüchel mit den Silbergulden, das er ihr auf die Hausbank hingelegt hat, schnell auf, schaut sich nach allen Seiten um, ob die ganze Geschichte auch niemand gesehen hat, und geht mit lachendem Gesicht in ihre Kammer zurück.

Und der Jakob schreitet mit wuchtigen Schritten die Landstraße dahin gegen die Talweite. Keinen Blick tut er mehr nach den heimatlichen Bergen, sein Auge haftet am Boden, als suche es im Straßenstaube nach etwas Verlorenem, Unwiederbringlichem.

Gegen Mittag hat er die Wallfahrtskirche „Maria am Wege“ erreicht. Mit zitternder Stimme bittet er den Priester, daß der das silberne Kettlein weihe und dem Gnadenbilde um den Hals lege „auf eine gute Meinung“.

Das gramzerwühlte Gesicht des Burschen spricht deutlich genug seine Not und Bedrängnis aus — da braucht der Priester nicht lange erst zu fragen. Nur das eine fragt er mit milder Stimme: „Willst du es der heiligen Gnadenmutter selber umgeben?“

Der Jakob schüttelt nur hastig abwehrend den Kopf und bleibt im hintersten Winkel der Kirche stehen, bis das einzige Schmuckstück seiner toten Mutter an der Statue der „Maria am Wege“ glänzt.

Dann geht er eilend weiter durch Sonnenbrand und Straßenstaub. Am Wege sprudeln Quellen und Brunnen, — er fühlt keinen Durst. In den Dörfern, die er durcheilt, laden schattige Wirtschaften zu stärkendem Mahl, — er fühlt keinen Hunger. Und es wird Abend und wird Nacht, und er wandert immer weiter und weiter und fühlt keine Müdigkeit.

Am Morgen des nächsten Tages hat er die Stadt erreicht und fragt den ersten Schutzmann, den er sieht, nach dem Gericht, „wo die Leut' eing'sperrt werden, die einen Menschen erschlagen haben.“ Der Mann schaut ihm starr in das übernächtige Gesicht und sagt ihm höflich Bescheid. Ja, so freundlich ist er, daß er ihn gleich selber bis zum Tor des großen grauen Gebäudes bringt und dort einen andern Schutzmann bittet, er möge den fremden Burschen, der sich in der Stadt nicht auskennt, zu dem und dem Herrn führen.

Und endlich steht der Jakob Waldreuter vor dem Richter und sagt ihm ganz genau, warum er eigentlich da hergekommen ist. Und bittet mit aufgehobenen Händen, daß in der Schrift, die der Herr Richter da nach seinen Aussagen zusammenschreibt, vor allem auch das eine stehe: daß der Gruber Franzl keine Liebschaft hat gehabt mit einer andern Dirn und daß sein letztes Wort noch ein Beten ist gewesen für das Glück seines Weibes. Und daß er, der Waldreuter Jakob, nur den Baum auf ihn geworfen hat aus lauter Haß und Eifersucht . . .

Eine Stunde später haben sie den Jakob durch allerhand lange Gänge geführt und dann in eine kleine Zelle geschoben. Es wäre gar nicht notwendig gewesen, die schwere Türe so fest hinter ihm zu versperren. Der Jakob hat sich ganz ruhig auf die harte Pritsche gesetzt, hat durch das kleine Gitterfenster auf das Stückchen graue Mauer hinausgeschaut und ein ganz zufriedenes Gesicht dazu gemacht. „Jetzt wird die arme Bachschusterin, die liebe, doch ihren Frieden wieder finden! Und vielleicht wird sie noch einmal so recht, recht glücklich werden . . .“

Ein Jubiläum.

Erzählung von Franz Woas-Wiesbaden.

„Der Christian!“

Die Frau hatte es laut ausgerufen; der Eimer, mit dem sie eben zum Brunnen hinüber gewollt, war ihr beinahe aus der Hand geglitten. Flugs setzte sie den Eimer auf die Fliesen hin, mitten im Hof ließ sie ihn stehen, und dann ging sie behende auf die weit offene Torfahrt zu, wo der junge Bursch eingetreten war. Im Gehen aber wischte sie sich noch geschwinde beide Hände an ihrer blauen Küchenschürze ab. Der junge Mensch, wie er jetzt so

hereintrat, einen guten Anzug am Leibe, mit glänzenden Stiefeln, ein neumodisch Hütlein etwas verdrückt auf den Kopf gesetzt — der kam ihr so fein vor, fast wie wenn er einer von der Schloßherrschaft selber wär'; dem wollte sie natürlich eine fein saubere Hand hinreichen . . . und war es doch der Christian — ihr Christian!

Freudig sah sie ihn an, aber gleich stieg auch eine Sorge bei ihr auf.

„Du hast doch deine Stelle noch?" fragte sie, ihn bei der Hand nehmend.

Verwundert schaute der junge Bursch drein; er vergaß, einen Guten Tag zu wünschen; statt dessen sagte er: „Wie kommst du mir vor, Mutter? Natürlich hab' ich sie noch; die kann ich behalten, so lange ich nur will . . ."

„Ja, aber warum . . ."

„Warum ich komme?"

Die Mutter nickte nur unruhig dazu.

Nun geriet der Christian aber schier ganz aus dem Häuschen: „Warum! Warum! Das frage ich. Ihr habt mir doch geschrieben, ich sollte kommen!"

„Ich?" machte verwundert die Frau.

„Nein, du nicht, aber der Vater, und gerade heute, auf den Tag!" war die Antwort.

„Warum nur?" fragte er dann weiter. „Beinahe wär' ich gar nicht freigekommen — jetzt mitten in der Woche!"

Schon während diesem Reden und dann weiter auf dem Wege über den Hof hinweg nach der Haustür hatte der Bursch trotz allem raschen Hin und Her der Worte seine Blicke rechts und links gehen lassen. Er hatte den Hut abgenommen, als wollte er Kopf und Augen um so freier haben, um nur seine Blicke so recht überall hinschicken zu können. Blitzschnell gingen seine Augen über den ganzen Hof hin, über den Stall, den Wagenschuppen, die Luke zum Futterboden — alles besah er sich; über den schön gepflasterten Hof huschten die Blicke hin, am Brunnen hingen sie ein ganz klein Weilchen und schließlich blieben sie an dem Kutscherhäuschen haften. Von Fenster zu Fenster gingen sie da, auch den Giebel hinauf, vom Giebelfenster aber gar wollten sie nimmer los . . . Der junge Mensch hatte das Gespräch mit der Mutter gar vergessen, und mit einem sonderbaren Gemisch von Freude und Verdruß kam es bei ihm heraus: „Mutter, Ihr habt es einmal schön hier!"

Das tat der Frau wohl; aber sie erwiderte doch: „Du hast es auch schön drin in der Stadt."

„Es ist nicht das," erwiderte er, schwenkte wie unzufrieden seinen Hut hin und her und sah sich immer wieder ringsherum um. „Ja, ja," fuhr er dann fort, „es ist alles ganz gut bei uns, und sauber ist auch alles; aber wie eng! Jedes Eckchen besetzt. Hier ist doch Luft, Luft!"

Er hob die Arme auf und holte tief, tief Atem.

Teilnahmvoll ruhten die Blicke der Frau auf dem Gesichte des Sohnes, aber sie sagte nichts; die Sorge war wieder im Aufsteigen bei ihr, und gleich fiel ihr wieder ein: Warum ist er denn hergekommen? Ja so, der Vater hatte ihm ja geschrieben. Was nur? Ihr war davon nichts gesagt worden; das war so seine Art . . .

Vor allem aber jetzt in die Stube hinein! Eine Tasse Kaffee sollte er haben oder was er sonst wollte.

„Ich will vorläufig nichts, gar nichts," so lehnte er aber ab. „Jetzt sitz' ich hier noch ein Weilchen."

Damit setzte er sich breit auf die Bank vor der Tür, streckte die Beine von sich und reckte die Arme in die Luft. Wie war ihm so behaglich zumute!

Die Frau war ins Haus getreten; gleich knisterte ein Feuer in der Küche, eine Kaffee-

Damit setzte er sich breit auf die Bank vor der Tür.

mühle knarrte, und ein angenehmer Geruch ging durch die Luft.

Dem jungen Burschen, wie er dasaß, zog jetzt ein Lied durch den Sinn, das er wohl in der Schule gelernt und gesungen, aber doch nicht so recht hatte gelten lassen:

„In der Heimat ist es schön . . ."

* * *

Als sie sich dann in der Stube zu Kaffee und Butterbrot hinsetzten, sah der Sohn, daß die Mutter eine dritte Tasse hingestellt hatte.

„Der Vater kommt gleich," sagte sie und schaute nach der Uhr; „er ist auf die Bahn gefahren, den Doktor abholen."

„Den Doktor?" fragte verwundert der Sohn. „Ist denn jemand krank von der Herrschaft?"

„Ha," machte sie; „das weißt du nicht. Das ist ja gar kein richtiger Doktor; der Sekretär ist's, den der Herr jetzt hat. Nebenbei ist der auch noch Doktor."

BLB Karlsruhe

„Er wird so den Titel haben."

„Ja, ja. Der wird jetzt immer nachmittags zum Dreiuhrzuge abgeholt, das heißt, wenn er nicht draußen herumreist, was auch viel vorkommt. So um sechs bringt ihn der Vater wieder ab. An die acht Tage war er jetzt weg. Zweimal ist der Vater schon umsonst nach der Bahn gefahren."

„So, so," machte der Sohn nur; ihn interessierte das nicht so wie die Mutter; für ihn gab es andere Dinge . . .

„Was macht denn die Mathilde?" fragte er.

„Danach fragst du?" Die Mutter brachte es etwas mürrisch und verwundert heraus.

„Warum sollte ich denn nicht? Wir waren doch immer gut Freund miteinander," erwiderte er etwas unsicher.

„Nun," fuhr die Mutter fort, „erstens schreibt ihr einander doch . . ."

„Wir einander schreiben?" Er lachte gezwungen auf. „Nun ja, wie man's nimmt. Ich schick' ihr ab und zu eine Ansichtspostkarte, setze auch etwas Längeres Geschriebenes darauf, und sie? Ja, ja; mitunter bekomme ich wohl auch eine Karte von ihr; früher noch öfter als jetzt; seit Monaten hat sie sich nicht gerührt."

„Darüber wunderst du dich noch lange?" Sie sah den Sohn mit ihren großen, grauen ruhigen Augen an, daß ihm ganz sonderbar zumute wurde; deutlich stieg ihm eine Blutwelle in die Schläfe . . .

„Alle Wetter," sagte er rasch, „da fällt mir ein: ich hab' euch ja etwas mitgebracht."

Rasch stand er vom Tische auf und ging zur Tür. Mit einem sorgsam verschnürten Päckchen in der Hand war er bald wieder da.

„Das hatte ich ja ganz vergessen," sagte er eifrig; „auf der Bank draußen hab' ich's liegenlassen." Und behende machte er sich daran, die Verschnürung zu lösen. Gespannt schaute die Mutter zu; ihr mürrisches Wesen war weg. Es war doch ein guter Mensch, ihr Christian. „Was ist es denn?" fragte sie.

„Nicht viel," erwiderte er bescheiden; „und kostet auch nicht viel; bekommt man alles gut und billig bei uns in der Stadt."

Er packte aus: „Hier vorerst einmal ein paar Zigarren für den Vater, extra gute."

Die Frau nahm das Päckchen und legte es sorgsam zu der dritten, unbenutzten Tasse.

„Weiter etwas für dich," fuhr er fort; „drei Apfelsinen, ganz gute Blutorangen, hier außerdem ein paar Bananen . . ."

Die Mutter schaute auf: „Solche Dinger essen sie jetzt viel drüben im Schlosse . . ."

„Wir können's auch, Mutter," meinte er lachend und legte ihr die drei goldgelben Südhörner fröhlich hin. „Auch eine Schachtel Datteln, Mutter . . ."

Munter kramte er weiter in dem Paket. Plötzlich hielt er inne und ließ die Hand ruhen.

„Was hast du denn noch?" fragte die Mutter, neugierig gemacht, und schlug das Papier auseinander — eine ziemlich große, schön eingeschlagene Tafel Schokolade kam zum Vorschein. Verlegen lachend schaute der Sohn drein.

„Die ist wohl nicht für unsereinen?" fragte sie anzüglich.

Der Sohn erwiderte ihr nichts, räusperte sich und schaute sie auf eine wunderliche Art an.

„Für wen ist sie denn sonst bestimmt?" fragte die Mutter weiter.

„Nun eben — für die Mathilde . . ." kam es hastig bei ihm heraus.

„Das versteh' einer," und wieder wurde ihr Auge ernst und ihr Antlitz mürrisch. Sie schwieg eine Weile, und dann sagte sie mit ihrer schönen, klaren Stimme: „Das ist nicht recht von dir, Christian; die Mathilde sollst du in Ruhe lassen — jetzt."

Ueberrascht, verlegener dabei als je sah er zur Mutter auf, und unsicher fragte er: „Wie meinst du das? Was weißt du denn?"

„Nun, sie ist doch hier gewesen."

Weit riß er die Augen auf, maßlos erstaunt: „Wer war hier?"

„Dein Wirtsmädel," kam es nun sehr ernst, sehr verstimmt bei ihr heraus.

Er war nahe daran, alle Ruhe und Haltung zu verlieren; es wollte sich etwas bei ihm empören, aber die Augen der Mutter — schauten sie auch groß und ernst drein, sie hatten auch wieder so viel Liebe und Güte an sich; er konnte ihnen nicht gram sein. Sie durchleuchteten und durchwärmten ihn, und es war ihm, als könnte und müßte er vor denen alles aufdecken, wie es wirklich war. Dann dachte sie ganz gewiß auch über all das anders als jetzt. Aber noch sträubte sich etwas in ihm, Eigenwille, selbstbewußte Männlichkeit — er war sich wohl auch selbst über alles noch nicht so recht klar . . .

Plötzlich fiel ihm wieder etwas ein. „Sie war wirklich hier?" fragte er, noch ganz verwirrt. „Was wollte sie denn hier?"

„Spionieren," kam es hart bei der Frau heraus.

Er schaute sie verständnislos an.

„Nun ja," fuhr sie fort, tief ärgerlich, ja empört; „sie wollte doch herausbekommen, wer wir sind, was wir etwa haben . . ."

„Mutter!"

„Ob wir ihr auch gut genug sind — ha, dem Wirtsmädel!" fuhr sie höhnisch auf.

„Das ist sie nicht," warf er erregt hin.

„Doch."

„Sie ist Wirtstochter."

„Na meinetwegen, aber sie bedient doch."

„Allerdings."

„Bedient jeden, der kommt."

BLB Karlsruhe

„In allen Ehren, Mutter . . .“ rief er.

Die Mutter lachte scharf dazu auf: „Mit dem Gesichte!“

„Hast du sie gesehen?“ fragte er lebhaft.

„Natürlich hab' ich sie gesehen, zufällig — das heißt, sie strich ja überall hier herum. Hübsch ist sie ja . . .“

„Nicht wahr?“ Ganz befriedigt fragte er's. „Eine Schönheit. Was?“

„Ja, wenn der Satan schön ist . . .“

Plötzlich nahm sie ihn bei der Hand, hielt ihn daran fest, drückte die Hand, sah ihn mit großen Augen durchdringend an und sagte in warmem Ton: „Glaub mir, Christian, in dem Gesichte liegt nichts Gutes. Das ist nichts für dich. Für die Person bist du mir zu schade.“

„Weil sie Wirtsmädel ist?“

Hierauf antwortete die Frau nicht, sie wollte den Sohn wohl nicht noch weiter damit ärgern und erregen, aber dafür brachte sie etwas anderes vor: „Es war auch noch jemand bei ihr.“

„Wer denn?“ stieß er heraus; es kam ihm plötzlich eine Ahnung.

„Jemand in Uniform . . . mit großen Knöpfen hier am Kragen.“

Hatte er sich doch alles richtig gedacht!

„Keinen Ton hat sie mir von alledem gesagt,“ sprach er verstört vor sich hin; „und er auch nicht . . .“

„Sie wird sich hüten,“ lachte die Mutter spöttisch auf. „Da siehst du also, wie sie ist.“

„Ach was,“ wandte er ein; „der Sergeant ist ja ein guter Bekannter von mir, wir haben zusammen gedient.“

„So? Dann um so schlimmer, wenn's gar ein Freund von dir ist.“

„Sie ist aber nicht schlecht, ich lass' mir das einmal nicht einreden,“ brachte er unmutig heraus.

„Da sagen es wohl auch schon andere Leute? Siehst du! Aber ich sag's nicht. Nur — sie gefällt mir nicht, gefällt mir einmal nicht.“

Der Sohn sah die Mutter darauf mit eigenen Augen an, so, als ob er sagen wollte: die Hauptsache wäre doch wohl, daß das Mädel ihm gefiele, ihm . . . Und ob's die Mutter wohl verstanden, was er sagen gewollt, fuhr sie fort: „Sie muß auch mir gefallen, mir und dem Vater. Wir wollen doch beide haben, daß es dir einmal gut geht im Leben; wir wollen das noch mit ansehen, mit erleben — weißt du.“

Sie nahm die Hand des Sohnes, drückte sie herzlich und setzte in etwas rauher Zärtlichkeit noch zu: „Christian, — Christel!“ — —

* * *

Jetzt hörte man draußen einen Wagen rollen. „Der Vater!“ sagte die Frau. Der Sohn sprang auf und trat zum Fenster. Durch das offene Hoftor sah er, wie drüben vor der Schloßrampe ein Wagen vorfuhr. An der Rampe hielt der Wagen. Ein Herr stieg aus, grüßte kurz zu dem Kutscher hinauf und verschwand dann im Portale. Der Wagen aber rollte weiter und fuhr jetzt durch das offene Tor in den Kutschenhof hinein.

„Der Christian ist da,“ rief die Mutter zur Stubentür hinaus.

Der Kutscher auf dem Bock schwenkte mit der Peitsche, und über das Gesicht des Mannes

So stattlich der alte Mann auch auf dem Bock ausgesehen hatte — auf dem Boden stehend, sah er ganz anders aus.

glitt ein heller Strahl der Freude; gleich aber wurde dasselbe Gesicht wieder merkwürdig nachdenklich. Ganz bedachtsam, wie mit besonders schweren Gedanken beladen, stieg der Mann von seinem Sitze herunter.

Der Sohn kam eilig dazu. Kaum daß er einen guten Tag wünschte, hatte er auch den Rock ausgezogen, seinen schönen neuen Stadtrock.

„Ich helf' dir, Vater,“ sagte er und griff auch gleich zu.

Der Vater wollte erst ablehnen. „Laß nur, laß,“ wandte er ein, ließ es dann aber doch zu, daß der Sohn die Pferde von der Deichsel absträngte, daß er sie am Halfter nahm und sie in den Stall führte.

Merkwürdig! So stattlich der alte Mann auch auf dem Bock ausgesehen hatte — auf dem Boden stehend, sah er ganz anders aus, stark vornübergebeugt, die Beine matt und müde.

Dem Sohne fiel das mitten in der eifrigen Arbeit auf, die er tat.

„Mir fehlt nichts,“ war die Antwort; „aber — na, man wird halt alt . . .“

Die Frau hatte das von der Haustür her gehört. Mit einem Male wurde es ihr klar, warum eigentlich der Mann dem Sohne geschrieben hatte — und auch dem Sohne dämmerte so etwas . .

* * *

BLB Karlsruhe

Inzwischen war drüben im Schlosse der fremde Herr durch das Portal in die Vorhalle eingetreten. Den Diener, der gleich herbeigekommen, um den Ueberrock abzunehmen, hatte er mit leiser und dabei etwas heiserer Stimme gefragt: „Herr Geheimrat sind zu Hause?“

„Jawohl, Herr Doktor,“ war die im zarten Flüsterton gegebene Antwort des Dieners: „Herr Geheimrat befinden sich draußen auf der Terrasse. Werde den Herrn Doktor sogleich melden.“

Damit ging der Diener mit leichtem eiligen Schritt ab; der Doktor aber tat in der halb dunkeln Vorhalle einige lange, nachdenkliche Schritte hin und her. Dabei griff er sich in die Brusttasche, als wollte er sich vergewissern, daß er bestimmte Dinge wirklich bei sich habe.

Schon war auch der Diener wieder zurück.

„Herr Geheimrat lassen bitten,“ flüsterte er und ging dem Doktor voran, durch den langen Flur hindurch, bis er gegen dessen Ende hin linker Hand eine Tür öffnete. Erst ließ er den Doktor hier eintreten, dann trat er selbst ins Zimmer und sagte wieder im Flüsterton: „Herr Geheimrat lassen bitten, Platz zu nehmen.“

Der Doktor aber tat nicht so, blieb vielmehr in dem Zimmer eine Weile aufrecht stehen, schaute auf die Bilder, die an den Wänden hingen, und machte, daß die Zeit verging, auch hier wieder seine nachdenklichen Schritte auf und ab.

Plötzlich stand der Geheimrat vor ihm.

„Guten Tag, Herr Doktor,“ sagte er in einer gewissen kurzen, bestimmten und doch auch ein wenig hastigen Weise zu dem Doktor. „Ich warte schon einige Tage auf Sie.“

Der Doktor verbeugte sich nur, die Schultern zuckend.

„Das soll natürlich kein Vorwurf sein,“ fuhr der Geheimrat fort, indem er zugleich durch eine Handbewegung zum Platznehmen einlud, „ganz gewiß nicht . . .“

„Ich hatte immer rechtzeitig telegraphiert,“ fügte der Doktor rasch ein; verbindlich, sehr verbindlich sogar, aber doch deutliches Gewicht auf seine Worte legend . . .

„Aber sicher, Herr Doktor, es war das sehr schön von Ihnen. Nur natürlich, Sie werden mir nachfühlen können, daß ich Sie kaum erwarten konnte . . .“

Ein höfliche Verbeugung seitens des Doktors. Beide saßen einander jetzt gegenüber, der Geheimrat tief in einem niedrigen Sessel drin, der Doktor bescheidenerweise auf einem Stuhle.

„Inzwischen sind nämlich,“ fuhr der Geheimrat mit leisem Anklang der Verlegenheit fort, „ich weiß nicht, haben Sie es gelesen . . .“

„Doch, doch, Herr Geheimrat.“

„Ist das nicht entsetzlich? Solch intime Sachen! Familiensachen, Dinge zwischen Vater und Sohn — ich frage einen Menschen, gehört so etwas in die Zeitungen?“

„Bei gewöhnlichen Menschen allerdings nicht . . .“

„Ah bah, gehen Sie mir. Da möchte ich ja lieber mein eigener Kutscher sein . . .“ brach schließlich stark unwirsch der Geheimrat aus.

Der Doktor lachte: „Um den werden sich die Zeitungen allerdings schwerlich kümmern, wenn er sich mit seinem Sohne — ungünstig steht. Aber man muß auch gerecht sein. Was für schwerwiegende Interessen hängen hier mit dem Streite zusammen?“

„Das ist freilich wahr,“ machte nachdenklich der Geheimrat.

„Ich habe,“ fuhr der Doktor fort, seine Worte mit Wohlgefallen betonend; „oder vielmehr . . . ich glaubte, die Beobachtung gemacht zu haben, daß gewisse Papiere an der Börse geradezu davon abhängen, daß sie steigen oder fallen, je nach den Nachrichten, die durch die Zeitungen gehen, wie Herr Geheimrat mit dem Herrn Sohne stehen.“

„Das glaube ich,“ bestätigte der Geheimrat noch unbefangen.

„Wer geschickt ist,“ fuhr der Doktor fort, ungemein verbindlich, hoch vorsichtig, süß geradezu, „der könnte — das nötige Kapital vorausgesetzt — geradezu ein Vermögen an dem Hin und Her verdienen . . .“

Nun wurde es aber dem Geheimrat zu bunt. „Das ist es ja eben,“ fuhr er auf und ballte die rechte Hand, die auf dem schweren, reichgeschnitzten Ebenholztische auflag, zu einer Faust; „deswegen muß das alles aufhören. An meinen Besitz kann, Gott sei Dank, keiner heran, aber alles, wobei mein Sohn nur im geringsten mit hineinspielt, muß ich in die Hände bekommen. Alle die Aktien kaufe ich auf.“

„Es dürfte etwas viel werden, Herr Geheimrat . . .“ erlaubte sich der Doktor einzuwenden, und seine großen Augen glitten über die Papiere hin, die er der Brusttasche entnommen.

Der Geheimrat kümmerte sich aber um den Einwand nicht.

„Kaufe ich auf, und dann wehe! wehe! Ich erdrossele die ganze Bande.“

„Hm,“ machte nur der Doktor.

„Alle,“ setzte der Geheimrat zu, wie um sich selbst in seinen Entschlüssen festzunageln. „Alle ohne jede Ausnahme — wer es auch sei. Nach den Streichen, die man mir gespielt hat, soll ich noch lange Rücksicht üben?“

Dabei war er aufgestanden, hatte sich gedehnt und gereckt. Die Arme hatte er von sich gestreckt, die Fäuste hielt er geballt. Dieser gar nicht übermäßig große Mann stand da wie ein Bild der Tatkraft selbst; mit erhobenem Haupte, mit rollenden Augen . . .

Da fielen seine Blicke von ungefähr auf das große Oelbild in schwerem Rahmen, das an der Türwand in hellstem Lichte der Fenster hing,

BLB Karlsruhe

das Bild einer überaus schönen Frau mit großen, milden Augen, und über sein Gesicht huschte etwas wie ein Zwiespalt der Seele . . .

Er ging noch einige Male stumm im Zimmer auf und ab, dann setzte er sich wieder in den Sessel. Seine Züge trugen jetzt deutlich den alten Ausdruck von Festigkeit und Willensstärke.

„Nun zur Sache, Herr Doktor!“ sagte er und klopfte mit den Fingern der rechten Hand auf den Tisch.

Der Doktor räusperte sich und begann: „Die zeitigen Geldverhältnisse des Herrn Sohnes sind — um den mildesten Ausdruck zu gebrauchen — ziemlich ungünstig. Er hat sein beträchtliches Kapital vollständig festgelegt und zwar bei Unternehmungen höchst zweifelhafter Natur. Nicht eine einzige von den Gesellschaften — ich habe gerade dies genau festgestellt — hat bis jetzt Ueberschüsse gehabt. Bei nicht weniger als dreien haben die Teilhaber sogar Zubußen zu leisten, und zwar in allerkürzester Frist, wenn sie nicht eben alles verlieren wollen. Das wird den Herrn Sohn — ich meine, das wird die Teilhaber hart treffen; den Herrn Sohn vielleicht deshalb besonders hart, weil er . . .“

Der Doktor, der bisher ruhig, geschäftsmäßig kühl gesprochen, stockte jetzt.

„Weil er, weil er . . .“ fuhr der Geheimrat etwas grob herein.

„Weil er,“ fuhr der Doktor fort, langsam und deutlich jedes seiner Worte betonend, „kein Barvermögen mehr besitzt . . . keinen Pfennig.“

„Hm“, machte der Geheimrat nur; sichtlich bezwang er sich, diese furchtbare Nachricht mit aller Kühle aufzunehmen; aber der Aerger und die Empörung machten sich Luft, indem er hervorstieß: „Fünf Millionen hatte er . . .“

„Hatte er . . .“ wiederholte der Sekretär, und dabei gingen seine breiten Hände sonderbar hin und her. Nach einer kleinen Pause räusperte er sich und fuhr dann fort: „Worauf er nur noch rechnet — und wovon er lebt“ — wie spitz kam das heraus! — „ist Bankkredit, und ja, ja, es finden sich noch Banken — besonders eine; die allererste ist es natürlich gerade nicht; ich habe mich erkundigt . . . sie hat ihm sogar einen sehr beträchtlichen Kredit eröffnet, nachdem er gewisse Forderungen, die er hat oder die er — hm, sagen wir einmal — zu haben glaubt, an sie abgetreten hat . . .“

Bei den letzten Worten hatte der Sekretär wieder mit dem sonderbaren Spiel der Hände begonnen, und sein Gegenüber dabei eigentümlich angesehen.

„Gewisse Forderungen?“ fragte der Geheimrat. „An wen? Sie meinen doch nicht am Ende mich?“

Der Doktor nickte nur, und ein munteres Lächeln glitt ihm wohl wider Willen über das breite Gesicht.

„Nun hört doch verschiedenes auf,“ brach der Geheimrat los. „Was für Forderungen denn? Alle Welt weiß doch — in jeder Zeitung kann man's lesen — daß er von mir ein für alle Male abgefunden ist; schriftlich, notariell, mit seiner Unterschrift!“

„Ganz richtig,“ bestätigte der Sekretär, sah sein Gegenüber erst eine Weile prüfend an und setzte dann vorsichtig zu: „Von früher her — von Mutterseite . . .“

Der Geheimrat blieb zunächst ganz ruhig, und so fuhr der Doktor anscheinend kühl fort: „Er behauptet jetzt, bei der Erbschaft seiner Mutter sei er um anderthalb Millionen — benachteiligt worden . . .“

Der Geheimrat hob seinen Kopf strack auf, reckte die Schultern breit auseinander und sah dem andern mit großen Augen ins Gesicht. Es arbeitete in ihm.

„Und diese anderthalb Millionen,“ fragte er hart, kalt, eisigkalt; „ich kann mir's denken, die hat er in Bausch und Bogen jener Bank verschrieben?“

Der Sekretär nickte wieder nur, schlug die großen Hände wie zum Gebet zusammen und sah den Geheimrat freundlich eine Weile an.

„In Bausch und Bogen?“ sagte er dann. „Nun, wenn man das so nennen will: Für dreimalhunderttausend Mark nämlich.“

Der Geheimrat erwiderte kein Wort darauf; aber das Blut mußte ihm vor innerer Erregung in den Hals hinaufgestiegen sein; er arbeitete aufgeregt an Hals und Binde und räusperte sich laut und heftig.

Eine ganze Weile schwiegen beide; dann begann der Doktor wieder: „Das wäre der eine geschäftliche Teil meines Auftrages gewesen. Darf ich Herrn Geheimrat jetzt wohl auch noch über das mehr Persönliche, das damit zusammenhängt, berichten?“

Der Geheimrat blickte unwirsch auf.

„Ich meine,“ fuhr der Doktor fort, „es hängt damit sogar innig zusammen; ist vielleicht der ausschlaggebende Teil . . .“

„Bitte,“ erwiderte der Geheimrat und machte eine entsprechende Handbewegung dazu; aber sein Gesicht verdüsterte sich noch weiter; zwischen den Augenbrauen zeigte sich deutlich eine scharfe Falte . . .

„Ich habe den Herrn Sohn kennen gelernt,“ fuhr der Doktor fort. „Zufällig natürlich nur, und er hatte wirklich keine blasse Ahnung von — von meinem Auftrage. Ein netter, liebenswürdiger Mensch . . .“

Des Geheimrats Züge begannen sich leise zu erhellen . . .

„Vielleicht,“ setzte der andere weiter zu; „vielleicht — ich bitte um Verzeihung, wenn ich das so sage — ein wenig selbstisch, eigenwillig, mitunter eigensinnig . . .“

BLB Karlsruhe

„Ein Dickkopf ist es," fuhr der Geheimrat barsch dazwischen, aber sein Auge war dabei hell und licht.

„Alles in allem nicht der schlechte Mensch — Verzeihung, Herr Geheimrat — als der er immer so hingestellt wird; nichts weniger als das. Ich möchte sagen: vielleicht nur nicht ganz widerstandsfähig — das ist alles."

„Was soll das heißen — nicht ganz widerstandsfähig?"

„Er glaubt zu schieben — und wird geschoben . ." erwiderte mit freundlichem Lachen der andere.

Erstaunt horchte der Geheimrat auf: „Geschoben? Ja, in aller Welt von wem denn?"

„Das wissen Herr Geheimrat nicht? Sollten es wirklich nicht ahnen?"

Der Geheimrat klopfte voller Erregung mit der geballten Faust auf den Tisch; unruhig gingen seine Augen hin und her. Er wußte nicht recht, sollte er sich mit dem Manne da überhaupt in alle diese Dinge weiter einlassen?... Aber er hatte ihm nun einmal so heikle Aufträge gegeben; der Mann wußte offenbar auch schon alles, vielleicht mehr als er selbst. Wer weiß, was da noch alles herauskam . . .

„Eine schöne Frau," begann der andere in eigenem süßlichen Ton.

Der Geheimrat schaute wohl erstaunt auf, wußte aber doch gleich, von welcher Frau die Rede war.

„Berückend schön," fuhr der Doktor fort. „Etwas geradezu Faszinierendes hat sie an sich."

Der Geheimrat klopfte voller Erregung mit der geballten Faust auf den Tisch.

„Ein Satan ist es," brach der Geheimrat aus.

„Ha," machte der Doktor und wiegte Kopf und Hände hin und her. „Das ist wohl ein bißchen viel gesagt; aber das eine scheint mir festzustehen: sie hat ihn — sozusagen — an der Strippe. Er macht, was sie will, nur das. Auch die Geschichte von der mütterlichen Erbschaft ist ganz offenbar von ihr ausgegangen."

„Meinen Sie wirklich?" Es klang wie Erleichterung.

„Aber ganz sicher, Herr Geheimrat! Ohne sie wäre er überhaupt gar nicht so verritten. Er hat für seine Person ganz bescheidene Lebensbedürfnisse. Aber sie! Ueberall muß sie dabei sein, und immer als erste! Ein ungeheurer Luxus, den sie treibt; immer will sie gefeiert sein . . ."

„Und dabei," warf der Geheimrat ärgerlich hin, „ich weiß nicht, ob das nun gerade auch schon allgemein bekannt ist: sie ist von Haus aus ohne Vermögen."

„Sängerin war sie?" fragte der Doktor ganz harmlos.

Der Geheimrat fuhr ordentlich zusammen: „Der Teufel auch, ist denn alles und jedes bekannt?" Er hatte immer damit gerechnet, daß wenigstens die fatale Vergangenheit der Schwiegertochter so gut wie gar nicht bekannt sei. Er selbst hatte natürlich davon gewußt, als es sich damals um die Heirat handelte, und es hatte ihn stutzig, mißtrauisch gemacht. Das Entscheidende war aber ihre ganze Persönlichkeit gewesen; sie war ihm unausstehlich gewesen; mit Händen und Füßen hatte er sich gegen die Heirat gewehrt, bis zuletzt gewehrt; noch an dem unseligen Hochzeitstage selbst! Was konnte es ihn nützen? Der Sohn war sein eigener Herr, hatte sein eigenes Vermögen, konnte machen, was er wollte. So mochte es sein. Als dann aber schon sehr bald die ersten Schwierigkeiten kamen und das mütterliche Vermögen durchaus nicht hin und nicht her langen wollte, als ewig neue Ansprüche an den Vater kamen, da hatte er den Vertrag gemacht, den schriftlichen, notariellen Vertrag, womit der Sohn ein für alle Male abgefunden wurde . . . ein für alle Male! Für eine Weile, ja! Jetzt war doch wieder das alte Lied . . . — Ja, es war schlimmer als je. An dem Vertrage von damals war freilich nicht zu rütteln; dafür wurde die lange vergangene Erbschaftsgeschichte hervorgeholt. Wie häßlich, wie niederdrückend! In der Fülle des Lebens sitzend, in einem Schlosse wohnend, hoch über Tausenden von andern, geachtet von jedermann, von den eigenen Arbeitern geliebt und verehrt, von Kaisern und Königen gewürdigt, mit Auszeichnungen, Ehren, Würden, Orden überschüttet — und dafür uneins mit den einzigen, um die das Leben allein wert ist, daß man es lebt, uneins mit dem eigenen Fleisch und Blut! Ja noch schlimmer! Dies eigene Fleisch und Blut macht sich zum Feinde. Es setzt die Hebel an, um dies ganze stolze Gebäude von Ehre, Glück und Ansehen, woran Geschlechter gearbeitet, in Trümmer zu werfen. Vor Gericht mit dem Alten! Er ist ein Fälscher und Betrüger! — Wie abscheulich, wie entsetzlich, wie widerwärtig! Es war ja, um alle Lust am Leben daran zu verlieren. Wahrhaftig, jeder Kutscher hatte es besser. Aber

sei es drum! Ihm war der Kampf aufgezwungen worden, nun heißt es: Durch! — Und ob's gegen den eigenen Sohn geht! Daß er sich dabei fremder Leute bedienen mußte, wie dieses Doktors da, der ihm im Grunde unangenehm, ja mitunter widerwärtig war, das war ganz gewiß nicht schön, aber es gehörte dazu. Die ganze Geschichte kam nun doch an die große Glocke, ja, sie war es bereits; um Gerichte und Advokaten, um Berge von Geschriebenem und Gedrucktem kam er nun doch nicht herum. Mochte das also sein! Er hatte es ja auch kommen sehen. Auf den ersten Blick, an der Nasenspitze hatte er es dieser Person, der ehemaligen Sängerin, angesehen, was sie für Unsegen ins Haus brachte. Aber sie sollten ihn kennen lernen; er war noch lange kein alt Eisen. Sie sollten sich die Zähne noch an ihm ausbeißen, all insgesamt. — —

Ueber das ganze weitere Verhalten — so verzwickt und verwirrt auch die Dinge lagen — wurde man sich zwischen dem Geheimrat und seinem geriebenen Herrn von Geschäftsführer so ziemlich klar. Flugs begab der Sekretär sich an seine Arbeit, um Berge von Briefen zu schreiben. —

Der Geheimrat aber, von alledem wider Willen doch mächtig erregt, blieb noch eine kurze Weile allein in seinem Arbeitszimmer. Unruhig ging er mit weiten Schritten darin auf und ab.

Wenn ihn der Weg vor das Bild der verstorbenen Frau brachte, dann glitten so allerhand besondere Lichter in seinen unwirschen Gedankengang hinein. Diese schönen großen ruhigen Augen! Ach, wie hatten sie ihm zu Lebzeiten so unendlich wohlgetan! Ihretwegen allein hatte er gearbeitet, gekämpft, gerungen und erworben. Ihr die Millionen! Sie war der Millionen wert. Und doch — gerade wieder diese unendliche Liebe und Güte der Frau — hatte sie ihm nicht den Sohn verzogen? Ganz gewiß — so war es! Welcher Widerspruch also! War es nicht vielleicht doch richtiger, hart und streng gegen die Seinen zu sein, den eigenen Willen durchzusetzen? Ach, wer löst die Rätsel dieses Lebens? —

Das Leben selbst wird sie schon schließlich einmal lösen, aber dann ist es zu spät; es hat keines mehr einen Gewinn davon. — —

* * *

Währenddem gab es gar nicht so weit ab von dem geheimrätlichen Arbeitszimmer gleichfalls Auseinandersetzungen, wo es sich um Vater und Sohn handelte. Das war in der Kutscherwohnung; nur daß da alles kürzer verlief, einfacher, glatter.

Der Vater hatte inzwischen seinen Platz hinter der dritten Kaffeetasse in aller Form eingenommen, und da wurde alles in wenigen Worten abgetan.

„Ich hab' dir geschrieben, Christian," begann der Vater; „du mußt heim. Ich kann einfach nicht mehr. Auf dem Bock geht's ja gerade noch; aber wenn ich unten bin, komm' ich mir wie zerschlagen vor. Und das Pferdeputzen, das Wagenwaschen will mir gar nicht mehr gehen."

Der Bursche machte große Augen; er sah erst den Vater an, dann die Mutter. Beide blickten ernst drein. Er wollte etwas Längeres erwidern; aber die Kehle war ihm wie zugeschnürt.

Schließlich sprach man von andern Dingen; das heißt: Vater und Mutter sprachen, namentlich der Vater, der jetzt ganz munter und aufgeräumt geworden war. Witze machte er und erzählte aus seiner Soldatenzeit, der Kriegszeit. Der Junge hörte nicht recht hin; was ging ihm nicht alles durch den Kopf! Freilich hatte er wohl im stillen immer damit gerechnet, daß er einstmals hier sitzen würde, wo der Vater so lange gesessen; aber vorerst hatte ihn doch die Welt da draußen noch mächtig gepackt. Die Welt — und anderes . . .

Ein Gedanke hielt ihn schon lange im Bann: wie wär's mit dem Autofahren? Das alte Kutschenfahren paßt ja gar nicht mehr in die Zeit. Wo die Menschen, den Vögeln zum Trotz, durch die Luft nur so sausen, da sollte er mit Kleppern weiter durch die Straßen holpern? — So hatte er sich ums Autofahren bemüht und es richtig fertiggebracht, das er's so nebenbei halb und halb heraus hatte. Keinem hatte er das bis jetzt gesagt; nicht einmal — der Wally... auch sie sollte überrascht sein; er wollte im gegebenen Augenblicke ganz besondere Eindrücke damit auf sie machen. Dieser Augenblick war am Ende gerade jetzt da . . . er dachte an den Sergeanten, mit dem sie hier draußen gewesen. Nun hatte das ja aber alles keinen Zweck und keinen Sinn, wo er nun doch hier heraus mußte. Denn ob die Wally sich hierhersetzte? In diese Einsamkeit? Dieselbe Wally, die erst so recht aufging, wenn alles bunt und laut um sie wurde? — Ach, überhaupt die Wally! Er war doch sehr, sehr zweifelhaft an ihr geworden . . .

Alle diese Gedanken litten ihn nicht lange am elterlichen Kaffeetische; er stand auf, suchte sich seinen Hut und ging zur Tür.

„Ich muß mir ein bißchen die Beine vertreten," sagte er.

„Geh nur, geh," pflichtete die Mutter bei; „und grüß auch schönstens."

„Grüßen? Wen denn?" fragte er harmlos.

Die Mutter erwiderte weiter nichts, winkte nur verständnisvoll mit der Hand und machte sich dann mit den Kaffeetassen zu tun.

Schon in der Tür, hatte er plötzlich einen glücklichen Gedanken: „Aber, Vater," sagte er und blieb, den Hut in der Hand, am Türpfosten stehen; „wenn mich nun der Herr nicht will? Was dann?"

BLB Karlsruhe

Der Vater schüttelte den Kopf: „Der will schon. Ich bitte ihn."

„Und wenn er dir's abschlägt?"

„Das tut er nicht; verlaß dich darauf," erwiderte mit voller Bestimmtheit der Alte.

„Das weißt du so genau?"

„Ganz genau. Noch heute frag' ich ihn. Gerade heute."

Ein seltsames Leuchten ging über das alte Gesicht des Mannes hin.

Der Sohn sah sich schon hier sitzen — hu, es gruselte ihm. Noch ein neuer Gedanke kam ihm zu Hilfe: „Oder wenn er sich auf einmal Autos anschafft?"

Da kam er aber erst recht bös an; der Vater lachte ihn einfach aus: „Das bißchen Autofahren! Das wirst du heller Kopf doch im Nu heraus haben!"

Hiergegen ließ sich allerdings nichts einwenden; im Gegenteil! Ganz stolz wurde er auf einmal, schon wegen der Worte, die ihm der Alte gesagt . . .

„Ich kann's ja schon," kam es fröhlich von seinen Lippen.

Der Alte lachte vor Befriedigung laut auf; die Mutter schmunzelte; an ihrem Christian war wirklich 'was dran. Der aber war mit einem Male wieder ganz aufgekratzt. Den Hut wieder in städtischer Art zerknüllt und schief gesetzt, ein Stöckchen in den Händen wippend, ging er ab, ins Dorf hinunter . . .

* * *

Wenn die großen Hüttenwerke ihren Arbeitern Wohnhäuser bauen lassen, so gibt das nicht geradezu Villen. Immerhin, wie sie so dastehen, am Waldesrande, leicht wider die Berge gelehnt, nach der Straße hin ein Vorgarten, mit einem soliden Dach, wohl umhegt, schauen sie doch freundlich drein. Hier innen ist gut sein; so sprechen die Fenster, und die Tür spricht: „tritt ein; es soll dich nicht gereuen . . ." zumal wenn alles wohl gehalten und gepflegt ist, die Wände sauber im Anstrich, die Dachrinnen von jedem Pflanzengewächse rein, der Vorgarten frisch gerecht, die Bohnen sorgsam aufgebunden und alle Blumen dastehend in bunter Pracht . . . Gehört freilich, um all die Schönheit zu gipfeln, nur noch ein Menschenkind hinein, ein schmuckes, glückliches. Müßte sanft zwischen den Beeten hingehen, müßte hier rechen, da hacken; könnte auch vor den Blumenstauden stehen, um die Blüten aufzubinden oder um von ihnen einen Strauß zu binden. Zwischen den vollen Lippen müßte sie ein sinnig Liedlein durchträllern. Könnte meinetwegen aber auch so am Fenster sitzen, wie eins grad eben dasitzt, am weit offenen Fenster, worum die grünen Weinranken zärtlich spielen und die Blumendolden blauen Auges sich neugierig zudrängen.

Uebers Weißzeug tief gebückt sitzt der Blondkopf. Was die Nadel flink geht! Auf und ab! Sag, Blondchen, für was nähst du? Ist wohl gar schon Aussteuer? Gesteh! Bist Bräutchen. Am Finger zwar glänzt dir kein Reif, und deine Wangen runden sich nicht in bräutlichem Frohmut. Hast du etwa Herzenskummer? Du blickst so ernst unter den langen, dunkeln Wimpern auf das weiße Gewebe hernieder. Hast du ihn gern und er dich nicht? Sag, wie steht's? Oder am Ende weiß er nur so gar nicht, daß du ihn so viel lieb hast? Am Ende ist er um eine andere herum, die seiner gar nicht wert ist? Dann muß er aber auch selbst nicht grad viel wert sein. Weißt du, was? Laß ihn laufen . . .

„Ach, wie gern schon möcht' ich ihn laufen lassen — aber ich kann's nicht und kann's einmal nicht, trotz alledem . . ."

Gelt, so denkst du, herziges Blondchen? Und wenn du's gleich nicht wahr haben willst — ist dir ja anzusehen. So ist es, und nicht anders.

Aber schau — da kommt er.

Nicht von vorn, wie sich's wohl gehört hätte; nicht der Straße entlang, daß du ihn gleich hättst sehen müssen. Nein, aus der Nebenstraße her kommt er, von rückwärts, Schleichpatrouille. Dieser Schlauberger, der Christian! Wer hätt' ihm so Schliche angesehen? — Aber er stand und stand und schaute und schaute, und das Herz wollt' ihm springen bei dem Anblick. Sie war halt doch zu schön, zu lieb. Etwas Herzigeres gab's ja einfach nicht mehr zum zweiten Male in der Welt — und da, wo er herkam, erst recht nicht. Das war ja die Liebe, die Güte und die Schönheit selbst — den Atem hielt er an, daß er nur ja das Bild nicht verscheuchte; aber weiß der Kuckuck, wie es zugegangen, — war eine Ahnung über sie gekommen? War's ihr drahtlos telegraphiert? Auf einmal schaut sie auf, hebt die Wimpern von der weißen Näherei, und mit beiden Augen schaut sie stracks in ein anderes Augenpaar, das groß, hell, heiß auf sie niederbrennt . . . ihn sehen, ihn erkennen — und damit auf und davon! — das Nähzeug raschelte zum Boden hin, als lachte es höhnisch auf, und ein Fußbänklein fiel und machte „Krach" dazu . . .

Ganz verdutzt stand der Lauscher.

Nein, das hatte er sich doch nicht erwartet. Freilich, eines warmen Empfanges war er — nach alledem — ganz gewiß nicht sicher; aber daß sie vor ihm davonlief . . . nein, das war nicht schön, und er hatte es nicht verdient, wie er meinte.

Oder doch? Hm, hm, Christian, bedenk dir's gut!

Und er bedachte es sich, bedachte sich's die ganze lange Zeit, wo er am selben Flecke weiter noch stand; dann machte er linksum kehrt und ging wieder, woher er gekommen war — auf seinem Schleichweg nämlich . . .

BLB Karlsruhe

Aber im Abschleichen besann er sich auf einmal: Wieder machte er kehrt. An den Gartenzaun trat er, tat das niedrige Türchen auf und trat hart ans offene Fenster heran. In die Brusttasche griff er, holte ein Päckchen heraus, ein sauber eingeschlagenes Päckchen, legte es sachte auf die Fensterbank nieder, nestelte dann an seinem Rock, holte die beiden Nelken hervor, die er da angesteckt getragen, und legte sie beide, die blendend weiße und die blutig rote, zu dem Päckchen auf die nämliche Bank.

Drin in den Stuben rührte sich nichts, kein allerleisestes Tönlein drang herfür. Was tat's? Er hatte einmal tun müssen, wie er getan. Ordentlich wohl und warm war ihm davon geworden, die Wangen färbten sich ihm, die Augen blitzten ihm — so zog er ab. Jedoch bei Leibe nicht wieder hinten herum, sondern frei und frank am Häuschen vorbei, an allen drei Fenstern entlang.

Nun aber trieb es ihn wieder weit weg. Die Brust war ihm so voll von tausend und abertausend Gedanken, Wünschen, Hoffnungen . . . Er ging und ging — geradeaus und seitwärts; aufwärts und abwärts; die Felder entlang und in die Wälder hinein — es gab keine Welt mehr für ihn — als just die in ihm selbst . . .

* * *

Gegen sechs fuhr der Doktor, wie angesetzt, wieder heim. Der Wagen mußte ausnahmsweise lange vor dem Portale halten. Der Doktor war mit den vielen Briefen, die er zu schreiben gehabt, noch immer nicht fertig geworden, und dann dauerte es weiter noch eine geraume Zeit, bis sie vom Geheimrat unterschrieben waren. Bei einigen gab es Aenderungen. Der Geheimrat sprach — schon die Feder zur Unterschrift in der Hand — immer noch hin und her mit dem Sekretär, konnte nichts kräftig genug bekommen; während der Doktor mehr fürs Verbindliche war. Die Drohungen, das Spitze und Scharfe, das sollte nach ihm so mehr zwischen den Zeilen gelesen werden können, als unmittelbar . . .

Schließlich wurden sie aber doch einig. Einen ganzen Stoß Briefe in der Hand, zog der Doktor ab. Schon hatte ihm der Diener den Wagenschlag geöffnet, da kam der Geheimrat noch einmal herzu mit einem letzten Auftrage.

Auf dem Bock der alte Kutscher hatte seinen hohen, glänzend schwarz lackierten Hut mit der Rosette daran abgenommen. Flüchtig schaute der Geheimrat zu ihm hinauf.

„Geflaggt?" fragte er. „Warum denn?"

Dabei zeigte er auf eine Schleife, eine kleine, weiß-grüne Schleife, die er am obern Ende des Peitschenstiels mit seinen scharfen Augen sogleich gesehen hatte.

„Zu Befehl, Herr Geheimrat," erwiderte der alte Kutscher. „Heut ist Jubiläum."

Der Geheimrat lachte: „Ach was Jubiläum! Ich weiß von keinem Jubiläum."

Damit trat er vom Wagen zurück, winkte dem Doktor noch zu, und die Pferde zogen an. Fort ging's. — —

Als dann etwa ein Stündchen später der Wagen wieder durch das Tor in den Kutschenhof einbog, kam die Frau rasch herzu: „Du," sagte sie dem Manne, der noch auf dem Bocke saß, „der gnädige Herr hat herübergeschickt. Du sollst gleich, wenn du heimkommst, ins Schloß kommen."

„Weiß schon, weiß schon," machte der Alte; er besorgte aber erst die Pferde, machte sich dann gehörig sauber und ging dann hinüber ins Schloß.

„Was ist denn eigentlich los?" fragte ihn der Diener, nachdem er ihn in aller Form gemeldet; flüstern aber tat er hier nicht. — Der Kutscher zuckte nur mit den Achseln, als wüßte er von gar nichts — und doch wußte er ganz genau, was los war.

„Mein lieber Johann," so sprach der Geheimrat zu dem alten Mann, als sie nun einander gegenüberstanden, „es ist ja wahr: heut ist ein Jubiläum. Ich hab' es bei allem andern wirklich ganz und gar vergessen. Dein Jubiläum ist heute! Hinterher ist es mir eingefallen. Heut bist du volle dreißig Jahre bei mir im Dienst. Nicht wahr, das hast du gemeint?"

Dem Alten standen die hellen Tränen in den Augen, daß der gnädige Herr nun das doch selbst gewußt hatte.

Der Geheimrat schüttelte ihm kräftig die Hand. Dann ging er nach dem Schreibtisch, nahm einen Briefumschlag, der dort bereitlag, und händigte ihn dem Alten ein.

„So, Johann," sagte er dazu. „Hier hast du auch eine Kleinigkeit; tu dir etwas gut damit oder tu damit, was du willst. Im übrigen bleiben wir die Alten, und wenn du jemals einen besondern Wunsch hast . . ."

„Halten zu Gnaden, Herr Geheimrat," begann der Alte, holte erst noch einmal tief Atem und sagte dann rasch heraus: „Wollen Herr Geheimrat mich wohl entlassen?"

„Dich entlassen? Aber Menschenkind, warum denn?"

„Zu Befehl, ja, Herr Geheimrat — und meinen Sohn dafür einstellen?" setzte der Alte geschwinde zu.

„Hm," machte der Geheimrat. „Fühlst du dich schon so alt?"

Der Kutscher beugte seinen mageren grauen Kopf.

„Du bist älter wie ich, Johann?"

„Dreiundsechzig, Herr Geheimrat!"

„Hoho, da wird's Zeit. Gut, gut. Und dein Sohn — wie alt?"

BLB Karlsruhe

„Fast fünfundzwanzig."

„Und nicht etwa aus der Art geschlagen?"

„Nein, Herr Geheimrat," erwiderte voll frohen Stolzes der alte Kutscher; „die Hand leg' ich ins Feuer für ihn."

Was wandelte es da den andern so seltsam an . . . Voller Gedanken stand er da, und lange schwieg er . . .

„Sehen muß ich ihn aber doch vorher," sagte er dann.

„Er ist hier, Herr Geheimrat."

„Schön, dann kommt ihr morgen früh beide herüber; Punkt neun Uhr laßt ihr euch melden."

„Zu Befehl, Herr Geheimrat."

„Alte treue Seele," sprach der Geheimrat und legte dem Alten die Hand auf die Schulter. „Schon bei meinem Vater warst du. Und was hat meine verstorbene Frau für Stücke auf dich gehalten!"

„Es war eine gute Frau." Die Tränen stiegen ihm auf.

Rasch wandte der Geheimrat sich für eine kurze Weile ab; dann kam er auf etwas anderes: „Eines verstehe ich nur nicht: Warum meldest du dich erst jetzt, erst heute? Bei dreißig Jahren? Warum nicht schon vor fünf Jahren. Bei deinem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum? Das hätten wir glücklich verpaßt."

Der Alte schwieg eine Weile; dann kam es zögernd bei ihm heraus: „Es wär' da wohl nicht so recht am Platze gewesen, Herr Geheimrat."

„Warum nicht?"

„Es war gerade — der Hochzeitstag des jungen Herrn."

Betroffen sah der Geheimrat drein. Der damalige Tag stand ihm plötzlich vor Augen und alles, was vorhergegangen war, was folgte und wie die Dinge jetzt im Augenblicke lagen — alles, alles entsetzliche Gedanken! Der Kutscher, dieser treue Diener des Hauses, mußte wohl von alledem so seinen Teil gewußt, geahnt haben; so hatte er sich bescheiden, rücksichtsvoll an seinem damaligen Ehrentage nicht gemeldet, nicht vorgedrängt; erst heute, fünf Jahre später kam er . . . was für eine treue Seele! — Um so freudiger streckte er ihm jetzt zum Abschied noch einmal die Hand hin: „Also morgen früh um neun!"

Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er die Sache sofort ins reine gebracht; aber das war unmöglich; er hatte eine Abendgesellschaft für heute angesagt — nur Herren, — eben fuhren schon die ersten Wagen und Autos an. —

* * *

War im Schloß ein Essen und eine Feier, so gab es so etwas auch drüben in der Kutscherwohnung. Hier wurde das Jubiläum, das der Alte bis jetzt so sorglich verschwiegen, nun gefeiert Freilich gab es hier nur einen Gast, einen einzigen, und der ließ gar noch auf sich warten. Weiß der Kuckuck, wo er steckte; stundenlang war der Christian schon weg. Die Mutter hatte alles aufs schönste hergerichtet, ein blütenweißes Tischtuch aufgelegt; blitzblank stand alles Geschirr auf dem Tisch; das Essen war fertig, ein appetitlicher Duft kam von der Küche her. Alle sonstigen Gäste waren versammelt, nämlich Vater und Mutter — nur der dritte fehlte.

Der Alte war schon ärgerlich; er war so etwas gar nicht gewöhnt, und nun gar an seinem Ehrentage.

„Es muß ihm etwas passiert sein," sprach die Mutter voll Kümmernis.

„Ach was," knurrte der Vater; „er sitzt irgendwo, im Anker oder in der Traube."

„Der Christian!" Die Mutter wollte ihn eben weiter verteidigen, da tat sich die Tür auf, und Christian trat herein.

Allerdings, er sah so aus, als käme er unmittelbar aus dem Wirtshaus. Ganz verstört, wie abwesend und wirr blickte er drein. Er grüßte kurz, setzte sich und saß dann da, in ein Loch stierend. Als die Mutter, die Suppenschüssel in der Hand tragend, an den Tisch trat, sah sie ihn in solcher Verfassung sitzen.

„Christian," sagte sie; „Christian!" Wundermild sagte sie es, und da glätteten sich die Züge des Sohnes, und seine Augen blickten wieder ruhig, wenn auch ernst und nachdenklich.

Ueber den ersten Löffel Suppe faßte er sich dann ein Herz, und sehr bestimmt, wenn auch gepreßten Tones brachte er heraus: „Das will ich euch nur gleich sagen: hierher komme ich nicht; ich bleib' in der Stadt."

Der Vater horchte auf und schaute mit großen Augen über den Suppenlöffel weg nach ihm hin. Die Mutter sagte: „Laß das jetzt; überleg dir's; überschlaf es. Morgen ist auch noch ein Tag."

Dann aßen und tranken sie miteinander, sprachen dies und sprachen das; der Vater erzählte aus den Kriegsjahren, die Mutter aus ihrer Mädchenzeit. So feierten sie den Tag. — —

Drüben im Schlosse war es lange, lange lebendig; bis um ein Uhr nachts brannten vor der Rampe die beiden großen Laternen. Dann erst fuhren die Gäste ab. Es gab noch ein gewisses Durcheinander. Zwei Gäste waren von der Eisenbahnstation her einfach zu Fuß heraufgekommen; zwei Offiziere, die wohl den Wagen sparen wollten. „Der Geheimrat ist nicht so," hatten sie sich im voraus getröstet; „der läßt anspannen und uns mit seinem Wagen heimfahren."

Aber darin hatten sie sich diesmal wenigstens getäuscht. Er war doch so: er ließ nicht anspannen — es war ihm gerade noch rechtzeitig eingefallen, daß sein alter Kutscher ja sein Jubiläum feierte. — —

BLB Karlsruhe

So mußten die beiden Fußgänger schon zusehen, wie sie sonst fortkamen; man brachte sie in den andern Wagen und Autos noch zur Not unter.

Als die letzten Räder knirschend den Sandweg hinunterfuhren, verloschen auch die beiden Laternen. Tiefe Nacht legte sich über das Schloß, über die Nebenhäuser und das Dorf; nur von der Hütte her glomm hie und da ein Feuerschein auf.

Alles ruhte und schlief.

Schlief wirklich alles und jedes? — Im Giebelzimmer der Kutscherwohnung lag einer, der nicht schlief, wenigstens lange, lange nicht. Auch drüben im Schlosse war einer, dem es so erging; und als lange, lange nach Mitternacht

Im Giebelzimmer der Kutscherwohnung lag einer, der nicht schlief.

der Mond um den Schloßberg glücklich herum war und nun endlich auch einen Blick ins Dorf hineintun konnte, da fand er sein Spiegelbild in den Tränen eines unglücklichen Menschenkindes. — —

* * *

Zeitig am Morgen war unser Christian trotz alledem zur Hand, aber nicht in seinem feinen Stadtanzuge. Den hatte er säuberlich hängen- und liegenlassen. Dafür hatte er altes Kleiderzeug angetan und eine blaue Schürze vorgebunden; so war er in Hof und Stall munter dabei, für den Vater Arbeit zu tun. „Er hat sich's überlegt," sprach die alte Frau für sich, als sie den Sohn so kräftig hantieren sah. Nachdenklich sah sie ihm eine Weile zu; dann nahm sie ihr Umschlagtuch um; sie wolle nur einen kurzen Gang ins Dorf machen. —

Er hatte es sich wirklich überlegt. Was hielt ihn schließlich in der Stadt? Doch nicht etwa die Wally? Und die Arbeit dort auch nicht. Dieses Hocken in dem engen Hofe, das Schlafen in einer engen Kammer, dann der unruhige Dienst, dieser unruhige Betrieb, heute dahin gesagt, morgen dorthin; mitten in der Nacht oft durch diese unerträgliche elektrische Schelle aus dem warmen Bette geholt, und dazu die vielen schlechten rohen Menschen um einen herum, deren man nie sicher war, daß sie einen nicht betrogen und bestahlen! — Nein, da war das hier doch alles ganz anders, ruhiger, schöner, friedvoller. Die schöne Wohnung! Der weite Hof! Der prachtvolle Garten! Und dazu drüben das Schloß! Denn das Schloß gehörte auch dazu; man war ein Teil davon. Das war eines wie aus dem Märchen. Von der rauchigen Hütte unten wußte man hier oben nichts, auch um das dumme Dorf unten brauchte man sich weiter nicht zu kümmern — nein, wirklich nicht, nicht um einen einzigen Menschen darin, und um ein gewisses albernes, hochmütiges Ding erst recht nicht. Sie soll mir gewogen bleiben! Es gibt noch viele andere in der Welt, und wer hier einmal einzieht in die Stuben, in Küche und Kammer als Hausfrau — das wird sich zeigen.

* * *

So saß er auch ganz aufgeräumt und munter bald beim Frühstück und ließ sich schmecken, was ihm Mutters Hand sorgsam und willig aufgetischt hatte, während der Vater sich noch ein wenig Ruhe vergönnte — es war schon der Anfang der Ruhe, deren er sich nun bald ganz erfreuen sollte! Als die Mutter den Sohn aber fragte — am Abend vorher hatte sie es sich wohl so recht nicht getraut — was die Mathilde machte, ob sie nicht wiedergrüßen lasse? — da gab es ihm doch einen gewaltigen Stich ins Herz; aber er bezwang sich, und frank und frei sagte er: „Sie ist vor mir weggelaufen wie ein Fohlen."

„Siehst du, da hast du's," meinte die Mutter. „Schade, schade!" Und sie seufzte dazu.

Düster blickte er drein: „Ich bin ohne Schuld."

„Wirklich?" fragte sie und hob zweifelnd den Finger.

„So wahr ich hier sitze, Mutter," beteuerte er. „Ich schwöre es dir: ich habe mit der andern — dem Wirtsmädel, wie du sie nennst — nun ja, schön hab' ich mit ihr getan, warum nicht? Aber nie und nimmer hab' ich etwas mit ihr gehabt; nicht das geringste."

Befriedigt nickte die Alte dazu. „Hm, hm," machte sie, schaute zum Fenster hinaus und sann und sann. — —

* * *

Fünf Minuten vor neun Uhr standen Vater und Sohn drüben im Schloß in der Halle. Der Vater in seiner besten Livree, der Sohn im sauber gebürsteten Stadtanzuge. Nur das zerdrückte Hütlein hatte er jetzt gerade gedrückt, und so strack und richtig sah es aus — wie ein Helm. Auf ihn wirkte die Pracht um ihn

BLB Karlsruhe

herum, sie machte ihm einen gewaltigen Eindruck. Diese mächtigen Säulen! Die bunten Fenster! Die breite Marmortreppe, die Bilder in schweren Rahmen, die schweren Teppiche, der Marmorkamin, die beiden in Gold und Silber blinkenden Ritterrüstungen! Wie stach das alles ab gegen das, was er sonst gewohnt war — das kalte schmucklose Kontor mit den wenigen armseligen Sesseln und Tischen. Er kam sich gehoben und stolz vor, daß er einen Teil, wenn auch nur ein ganz kleines bescheidenes Teilchen von alledem werden sollte. Jetzt wünschte er das, und mit Zagen sah er dem Weitern entgegen, ob es wirklich dazu kommen werde oder nicht.

Bald standen sie vor dem Gewaltigen, dem Herrn all dieser Herrlichkeiten.

„Das ist er?“ fragte der Geheimrat den Alten.

„Zu Befehl, Herr Geheimrat; Christian heißt er.“

Der Geheimrat sah den jungen Menschen prüfend an. Lange und fest weilten seine klugen durchdringenden Augen auf den Gesichtszügen des Burschen.

„Er ist über einen halben Kopf größer,“ sagte er.

Der Alte nickte dazu; freilich hatte er sich neben dem Sohne auch gereckt, aber den halben Kopf Unterschied brachte er halt nicht weg.

„Soldat gewesen?“ begann das Examen.

„Zu Befehl, Herr Geheimrat,“ gab der junge Mann rasch und bestimmt Bescheid.

„Gefreiter wie der Vater? Was?“ ging das Fragen weiter.

„Unteroffizier, Herr Geheimrat.“ Und dann kam der ein wenig selbstbewußte Zusatz: „Maschinengewehrabteilung.“

„So, so! Aber mit Pferden wissen Sie doch auch umzugehen.“

„Zu Befehl, Herr Geheimrat.“

„Und mit Autos?“

„Bin eben dabei, es zu lernen.“

„Hm, das ist gut, besonders gut. Siehst du, Johann,“ so wandte sich der Geheimrat jetzt lächelnd an den Vater, der ganz befriedigt war von dem guten Verlauf des Examens; „siehst du, was heut die Kutscher alles sind und können.“

„Die Söhne bringen's halt immer weiter als die Väter,“ kam es dem Alten über die Lippen; aber gleich darauf war es ihm, als ob er damit eine Dummheit gesagt hätte, eine unerhörte Dummheit sogar!

Der Geheimrat machte auch sofort ein Paar sonderbare Augen, und zwischen den Brauen zeigte sich eine tiefe, tiefe Falte. Es gab ein peinliches Schweigen . . . und etwas kalt klang dann, was der Geheimrat weiter sagte: „Ich stelle Sie also ein, Christian. Das Nähere wird dann mein Sekretär mit Ihnen vereinbaren.“ Ein wenig wärmer wurde er erst wieder, als er sich nun noch einmal an den Alten wandte: „Damit wären wir also miteinander fertig, Johann. Du bekommst natürlich deine Pension. Es wird überhaupt für dich gesorgt. Was die Wohnung betrifft, darüber sprechen wir noch; im Notfall wird angebaut. Laß es dir also gut gehen, Alter.“ Damit reichte er ihm und dann auch dem Jungen die Hand hin. Die Sache war zu Ende. —

Als die beiden über den Vorplatz hinweg nach ihrem Kutschenhof hinübergingen, hielt der Alte seinen Kopf tief gesenkt. Er war ganz geknickt, ärgerte sich schwer über sich selbst: „Ich hätte das nicht so sagen sollen,“ sprach er vor sich hin.

Und sonderbar genug! Auch der Junge war nichts weniger als zufrieden. Auf einmal drückte ihn jetzt alles; gerade auch die Pracht, die doch vorher so mächtigen Eindruck auf ihn gemacht; jetzt machte sie ihm Angst, und das vornehme Wesen des Geheimrats war ihm beinahe zuwider. Seine ganze Stimmung war wie umgewandt. Die Reue kam über ihn — er hätte es doch nicht tun sollen! Seinen Eltern zuliebe gab er sich in lebenslange Knechtschaft — es war ja zum Verzweifeln!

Langsam folgte er über den Vorplatz hinweg dem vorausschreitenden Vater; es war ihm, als hätte er's noch in der Gewalt, als könnte er noch einmal zurück.

Da sah er ihn vor sich schreiten, den alten Mann, mühsam, gebückt. Dreißig Jahre lang, volle dreißig Jahre, ein Menschenalter lang hatte der die Knechtschaft hier getragen. So würde auch er selbst einst sein und aussehen und einhergehen, wenn die gleiche Zeit für ihn um ist.

Der Vater war inzwischen bis ans Tor des Kutschenhofes gelangt. Dieses schwere, hölzerne Tor war in seiner ganzen Breite geschlossen, und nur das Pförtchen in der Mitte, dieses Schlupfpförtchen, öffnete der Vater jetzt; schwerfällig hob er die Beine auf, um da hindurchzugehen. Von selbst fiel dann die kleine, schwere Tür hinter ihm wieder ins Schloß zurück; es gab einen harten, festen, knackenden Ton.

Düstern Auges sinnend blieb der junge Bursch außen stehen. Das Tor da vor ihm — es war seine Schicksalspforte, das fühlte er bis in die innerste Seele hinein. Hier handelte es sich darum: schritt er da hindurch oder nicht? — Noch war es Zeit; in seine Hand war es gegeben: noch konnte er umkehren, weggehen, um niemals wiederzukehren. Was tat er auch in dem Kasten da? In diesem Hof, ringsum eingeengt durch Scheunen, Ställe, Wagenschuppen? Das muß ja den Atem benehmen. Und darin nichts machen, als Pferde putzen, Pferde striegeln, Pferde anschirren und abschirren, Futter geben, Wasser holen — dreißig Jahre lang, ein

BLB Karlsruhe

ganzes langes Leben lang, wie es der Alte getan. Wer hielt das jetzt noch aus?

Und derweile lag draußen die Welt mit allen ihren Herrlichkeiten! Die ganze weite Welt!

Das Pförtlein in dem Tore winkte, die

Im Schatten des Tores stand eine Frauengestalt.

messingene Klinke daran blinkte in der hellen Morgensonne, als wollte sie ihn da hineinlocken; aber wie angewurzelt hafteten ihm die Füße am Boden.

Er war jung, kräftig, frei; die ganze Welt lag vor ihm offen. Ueberall gab es unerhörte Dinge zu sehen, wer weiß was für Menschen kennen zu lernen! Und was für ein Geld war zu verdienen! Hier war und blieb er ewig eingesperrt als Pferdeknecht . . .

Und warum das? Ha, weil's der Vater gewesen; weil die da drin, weil Vater und Mutter es so wollten. War denn das recht? Konnte das von ihm verlangt werden?

Plötzlich fiel ihm etwas ein, woran er bisher gar nicht gedacht hatte: das war der Geheimrat und dessen Sohn; wie die beiden miteinander standen und gestanden hatten seit jeher! Da hatte man ja ein Beispiel zum Greifen. Das war ja stadtbekannt! War es dem Jungen jemals eingefallen, zu tun, was der Vater gewollt? Nein, immer hatte er seinen eigenen Kopf gehabt und seinen Willen auch durchgesetzt. Himmel und Erde setzte der Alte immer in Bewegung, und der Junge tat doch, was er wollte; und auch geheiratet hatte der Junge gerade die, die er gewollt — keine andere . . .

Er, der Christian, aber, der sollte genau das tun, was die Alten wollten — womöglich noch heiraten, wen sie wollten! Ei, das fiel ihm ja im Traum nicht ein. War denn überhaupt schon etwas festgemacht? Nein. Es sollte ja erst mit dem Sekretär noch vereinbart werden. Also! Noch war er frei —

Entschieden wandte er sich vom Tore ab.

Da lag die Welt! Von ferne sah er den Strom sich durch die Berge winden, sah ihn gleißen und glitzern wie einen endlosen Strom Silber und Goldes, der sprach: Nimm, greif zu...

Da schlugen Stimmen an sein Ohr. Rasch wandte er sich wieder um. Unmittelbar hinter der hölzernen Torwand sprach jemand; nein, mehrere sprachen; aber eine Stimme darunter tönte besonders hell und wohltuend durch. Jäh durchzuckte es ihn, das Herz blieb ihm stehen. Ohne daß er's wußte, ging seine Hand nach der Klinke: das Pförtchen tat sich auf. Im Schatten des Tores, aber von eigenen Farben hell licht erstrahlend, stand eine Frauengestalt vor ihm — ein Mädchen in hellblondem Haar, lang und schlank und doch in anmutiger Fülle...

Ueberrascht standen sie beide voreinander, und mit großen hellen Augen sahen sie beide einander an, als gäb's halt nichts anderes auf dieser Welt . . .

Da war für ihn alles andere wie verflogen.

Rasch trat er durch die Pforte, schlug sie fest hinter sich zu und fiel seinem Mädchen jauchzend um den Hals. —

Der boshafte Heilige.

Von A. Hellmann.

„Jetzt haltet aber d' Mäuler!" schrie der Jockelbauer in heller Wut und schmetterte die Faust auf den Tisch, daß die Katze mit ängstlichem Miauen zur Stubentür raste und die irdenen Häfen im Milchkänsterli schwankten und klapperten. Die drei Weibsleute, die um den Tisch herumsaßen und von denen zwei giftig aufeinander losgescholten hatten, verstummten augenblicklich und sahen erstaunt den Vater an, in den auf einmal so eine Mordscourage gefahren war. So hatten sie ihn nur als Kinder einmal gesehen, in einem fürchterlichen Rausch. Damals hatte die Bäuerin — Gott hab' sie selig! —, vor der er einen heiligen Respekt gehabt hatte, noch gelebt, und nur in jenem Rausch hatte er sich auf sein Herrenrecht besonnen und war aufmarschiert. Nicht daß der Jockel sonst Abstinenzler gewesen wäre. Gott bewahre! ein

oberbadischer Weinbauer hört dieses Wort so selten, daß es ihm fremd bleibt. So trank der Jockel natürlich auch seine täglichen Schoppen Selbstgepflanzten, die für ihn zum täglichen Brot gehörten. Deshalb brauchte er bis zu einem Rausch schon eine erkleckliche Menge; er konnte sozusagen heidenmäßig viel vertragen.

Das Sophie, Marie und Rösli schnupperten erstaunt mit ihren Stumpfnasen in der Luft herum. Aber der Vater war nüchtern; wenn er durch ein paar heimliche Schnäpse dem Wein nachgeholfen hätte, dann müßte man's doch „schmecke." Also war er nüchtern, und nur der heftige Widerspruch seiner Töchter hatte ihn so in Harnisch gebracht, daß er aufzufahren wagte. Aber seine Energie hatte Erfolg; die ohnehin nicht sehr redegewandten Mädchen hatten den Faden ihrer so leidenschaftlich geführten Auseinandersetzung verloren. Sie schnauften zwar noch laut und erregt, aber der Vater konnte doch in Frieden sein sündhaftes, liberales Blatt lesen, das er sich trotz des sonstigen Pantoffelregiments nicht abgewöhnen ließ.

Das Sophie stieß einen knurrenden Laut aus, räumte einen Arm voll Geschirr zusammen und stampfte mit seinen schweren Füßen über die schlotternden Dielen in die Küche hinaus. Kaum war es draußen, als auch das Marie, in seiner Magerkeit ein wunderliches Gegenstück zur Schwester, aus der Stube lief, daß die Knochen ordentlich klapperten.

Nur das Jüngste, das Rösli, blieb verschüchtert beim Vater sitzen und horchte ängstlich nach der Küche, aus der wieder lautes Geschimpfe hörbar war, gleich dem Nachhall eines bösen Gewitters.

„Närrsche Dinger, die do drauß," sagte der Bauer lachend, „was die für einen Lärm machen wegen einer Sach', die sie nix angeht."

„Nix angeht?" staunte das Rösli, „aber Vatterli, Ihr wollt doch haben, daß eins von den Großen heiratet, und es will doch keins?"

„Jawohl muß eins heiraten, aber da kannst doch nur du in Frag' kommen; nur um die zwei Großen nit zu beleidigen, hab' ich g'sagt: eins muß heiraten, g'meint hab' ich aber natürlich nur dich. Für eine von den Alten tät' sich der Andres schön bedanken, — das ist ausgemacht!"

Rösli hatte in jähem Entsetzen Mund und Augen aufgerissen, dann sprang es hinaus, als müßte zum Donner da draußen der Blitz einschlagen.

In der Küche aber hob es ein großes Wehklagen an, daß es — es ganz allein zum Opfer erkoren sei. Die beiden Aelteren brachen erst in Gelächter aus; dann fing das zornige Schelten wieder an.

„So sind sie, die Mannevölker," brummte das Sophie ingrimmig und ballte die Hände um das Spültuch, als wolle es die ganze Männerwelt erdrosseln. „So ein Kind" (es wies mit sittlicher Entrüstung und dem Zeigefinger auf das zweiundzwanzigjährige Rösli) „tät' der Vatter so einem »Kerli« usliefern. Aber ich sag's, d' Mannsbilder —" Es schüttelte empört den gewaltigen Kopf und stürzte den Spülkübel so heftig um, daß das Wasser weit über den zierlichen Wasserstein spritzte und das Marie mit einer weitausholenden Bewegung seiner langen Beine sich bis in die Mitte der fast städtisch blanken und hellen Küche rettete. Dort blieb es mit höhnischem Lachen stehen und sagte mit einer verächtlichen Handbewegung: „Jetzt, da will ich nit die Hand umkehren zwischen Mannsvolk und Weibsleuten, schlecht sind alle beid'!"

Von dieser Meinung war das Marie nicht abzubringen, seit ihm vor einigen Jahren eine schlechte Freundin fünfzig Mark abgepumpt hatte und damit spurlos „uff Amerika" verduftet war. Aber auch das Sophie griff seinen Männerhaß nicht aus der Luft. Vor zehn Jahren war es vor Liebe zu einem strammen Burschen ganz „dubedänsig" — man könnte auch sagen verrückt — gewesen, wie ihm das kühle Marie noch manchmal vorhielt. Trotz allen Widerstandes der Eltern und der ganzen wohlhabenden Verwandtschaft hatte das energische Mädchen es durchgesetzt, daß mit dem armen Krutlechnersepp — bevor er nach Karlsruhe zu den Leibgrenadieren einrücken mußte — feierlich Verspruch gehalten wurde. Aber trotzdem sollte das Sophie nach Maries streng vertraulichen Mitteilungen in den ersten Nächten „brüelt" haben, daß jeden Morgen das Kopfkissen naß war.

Nach und nach beruhigte sich die zärtliche Braut aber und nahm der Mutter, die immer bresthafter ward, die Zügel der Regierung, und zwar des Innern und des Aeußern, ab, d. h. sie herrschte unumschränkt über Haus, Hof und Garten, — auch über den geduldigen Vater. Von ihrem Schatz kam jede Woche eine wunderschöne Postkarte, auf der in packender Farbenfreudigkeit Szenen aus dem Soldatenleben abgebildet waren. Meist hing ein Mädchen am Halse eines Kriegers und weinte erbsengroße Tränen, was jedenfalls andeuten sollte, daß die beiden sich trennen mußten. Darunter stand zum Trost „ja treu ist die Soldatenliebe." Dazu schrieb dann der Sepp mit schwer zu lesenden Schriftzügen: „Liebes Sophie! Dein Baget hab' ich bikummen; der Spegg war gut aber ich und meine Kameraden haben immer so viel Hunger. Beim Militär ist es ganz schön, wenn mir erscht am Sunntig allein ausgehn dürfen."

Und das Ausgehen wurde Sophies Verhängnis. Dem Sepp stand die Uniform gar zu gut; die

BLB Karlsruhe

Mädchen rissen sich um ihn, und es dauerte gar nicht lange, da schrieb einer aus dem Dorf, der auch in Karlsruhe stand, er sehe den Sepp häufig mit einem sauberen Nähmädle, das nur halb so groß sei als der treulose Bräutigam. Das Sophie tobte und schrie, wollte schnurstracks „uff Karlsruh'", um dem Verbrecher die Augen auszukratzen, und ließ sich nur durch die just eintretende tödliche Erkrankung der Mutter zum Dableiben bewegen. In wenigen Tagen losch das Leben der Frau aus wie eine Kerze. Andern Tags kam vom Sepp ein umständlicher, schwer zu entziffernder Brief, aus dem sich aber so viel herausbuchstabieren ließ, daß er die Verlobung als gelöst betrachte.

Das Sophie tobte nun nicht mehr. Mäuschenstill wurde es und verschlossen; sein Mundwerk

Zumeist stand dann das Sophie am Fenster der Küche.

lief nur, wenn irgendwer von der Schlechtigkeit der Männer zu reden anfing. Ein fleißiges Mädchen war es von jeher gewesen; nun schaffte es aber drauflos, daß die Splitter flogen. Es besorgte den ganzen Hof mit Ausnahme des Stalles, der von jeher Maries Herrschaftsgebiet gewesen war, kujonierte die Taglöhner und schaffte noch selbst in Feld und Reben mit. Die zwei Knechte hatte es entlassen und behalf sich außer der Magd nur noch mit Taglöhnern, denn es konnte für beständig keine Mannsleut' mehr um sich sehen, wie es versicherte. In seiner knappen freien Zeit und im Winter gab es sich redlich Mühe, dem zehn Jahre jüngern Rösli und dem kleinen Mädle seiner verheirateten Schwester die eigenen Ansichten über das sogenannte starke Geschlecht schon jetzt einzuprägen.

Der Sepp hatte inzwischen seine militärische Laufbahn beendet und seinen Schatz geheiratet. Nach der Hochzeit war er auch einmal mit ihr im Ort gewesen, aber gar mitleidig hatten die Leute über das kleine, dünne Frauchen gelächelt. Was war das Sophie dagegen für ein Prachtmensch, und der wohlhabende blitzsaubere Hof dazu! Wo mochte der Sepp nur seine Augen gehabt haben! Nach dem ersten Kind begann die schwächliche Frau zu kränkeln, die knappe Bezahlung reichte nicht, und Sepps Nase wurde vor Kummer immer röter. Kam er einmal wieder ins Heimatdorf, dann hingen seine Aeuglein immer sehnsüchtiger am „Maidlehof", wie der Dorfwitz den Jockelhof längst getauft hatte. Zumeist stand dann das Sophie am Fenster der Küche, deren schmucke Einrichtung seine einzige Freude war, und weidete sich an der Reue des ehemaligen Geliebten. Das war aber auch alles, was an wärmeren Gefühlen von der „großen Dummheit" übriggeblieben war. Jetzt hatte es ganz andere Pläne! Nein! Der Hof sollte immer ein Maidlehof bleiben. Daß das Marie nie heiraten würde, glaubte es zu wissen, und dafür, daß das Rösli nie gelüstig werden sollte, wollte es schon sorgen, wenn je der Männerabscheu, den es der Jüngsten anerzogen hatte, nicht standhielt. Der verheirateten Schwester sollte nach des Vaters Tod ihr Teil ausbezahlt werden. Sie hatte drei Buben und ein Mädle; die Buben kümmerten das Sophie nicht, aber dem Maidle sollte der Hof verschrieben werden. Natürlich durfte es auch nicht heiraten, sondern mußte ihn an eine Nichte weitervererben.

Das Sophie konnte sich hell freuen, wenn es an den Aerger der jeweiligen Burschen über das Entgehen des fetten Bissens dachte. Das ist jetzt die Strafe für damals! Da war es doch kein Wunder, daß es sich nun über den Eigensinn des Vaters erboste, der stürmisch verlangte: eine müsse heiraten, damit er eine Hilfe kriege; er sei alt und zuweilen plage ihn die Gicht.

Nun, an die Krankheit glaubten die Töchter nicht; das sagte er ja nur, um seinem Wunsche mehr Nachdruck zu geben. Man würde sich also in geschlossener Schlachtreihe ihm gegenüberstellen! Dann wollte man schon sehen, wer Sieger blieb. Er oder das Weibervolk!

Das ging so einige Tage. Man lief brummig aneinander vorbei. Es war im März. Die Vorarbeiten in den Rebbergen waren besorgt; was es in Haus und Stall zu tun gab, verrichteten die Töchter und die Magd, während der Bauer sich eigensinnig auf der Ofenbank herumräckelte und über Schmerzen klagte. Die

Maidle hörten aber nicht darauf. Sie mieden die Wohnstube und hielten in ihrer „Kuchi“ Kriegsrat. Abends steckten die zwei Großen eines nach dem andern den Kopf durch die Stubentür und schrien mit ihren dröhnenden Stimmen: „Guet Nacht, Vatter, schloffe wohl.“ Dann wurde die Tür wieder ins Schloß gebullert, daß man glaubte, es sei wieder Krieg wie anno 70, und man höre deutlich, wie drüben überm Rhein das Fort Mortier bei Breisach bombardiert wurde.

Nur das Rösli war weichherzig genug, sich noch ein weniges um den Vater zu kümmern. An dessen Schmerzen glaubte es freilich auch nicht, aber es wollte nicht so vereinsamt sein. Der Mai kam, und eines Morgens schien es dem Alten besser zu gehen. Er wolle einen Gang in einen nahegelegenen Rebberg machen, sagte er, und die Töchter sahen ihm, unterm Hoftor stehend, nach, wie er, wehleidig auf seinen Stock gestützt, davonhumpelte. Kaum war er aber an der Biegung der Dorfstraße ihren spähenden Blicken entschwunden, als er stramm und aufrecht dem in der ersten Blütenpracht seines Obstgartens idyllisch daliegenden Pfarrhof zuschritt.

Der Hochwürdige und seine Schwester hatten bei warmem Sonnenschein vergnügt im Garten herumgebosselt; jetzt lud der geistliche Herr den Besuch in sein Arbeitszimmer. „Na, Jockelbauer,“ fragte er dann, „wo fehlt's,“ denn daß seine Beichtkinder rat- oder trostbedürftig waren, wenn sie ihn aufsuchten, wußte er sehr wohl.

Also holte der Jockel sein Beschwer mit aller Umständlichkeit hervor. Von der guten Partie sprach er, die keins von den Mädchen machen wolle; von dem unmenschlich fleißigen zweiten Sohn eines Freunds im Schwarzwald, der nun — da sein ältester Bruder einen Hof übernahm — mit einigen Tausenden abgefunden würde und sich irgendwie verändern müsse. Bei einem Vieheinkauf im verwichenen Herbst sei er dort hinaufgekommen und habe mit der Mutter des Burschen, die auf dem Leibgeding saß, gleich alles abgekartet. Nun käme der Bub bald einmal auf „d' Bschaui“ (Brautschau) und der Herr Pfarrer könne sich denken, wie er bei dem heftigen Widerstand seiner Töchter in der Tinte sitze. Dazu noch die Gicht, die ihn plage. Er zog sein schmerzlichstes Gesicht und rieb sich die Knie, als täten sie ihm weh.

Ja, was war da zu machen! Der Geistliche schob sein Käppchen nachdenklich auf dem Kopf hin und her, rieb sich die Stirn, aber es half nichts, es kam kein rettender Gedanke. Nein! es blieb kein anderer Ausweg! Er ging zum Fenster und rief seine Schwester herein.

„Ist er ein schöner Bursch, der Andres?“ fragte das alte Fräulein, als der Jockel auch ihr seinen Kummer unterbreitet hatte; „natürlich, so sind die Männer,“ lächelte sie ironisch, als der Bauer gestehen mußte, auf das Aeußere seines prachtvollen Schwiegersohnes gar nicht geachtet zu haben.

„Das mit der Gicht ist natürlich Schwindel,“ fuhr sie resolut fort, „aber ich will gegen die Heuchelei nichts einwenden, denn sie kann uns zum Ziele helfen, wenn“ — sie sah den Bauern streng an, „ja wenn —“

„Wie denn, Fräulein Margret?“ — des Jockel bemächtigte sich eine solche Aufregung, daß er die Gicht vergaß oder die Gicht ihn.

„Ja,“ die Pfarrschwester zuckte die Achseln und zog die Brauen hoch. „Wenn man einen guten Heiligen kräftig um seine Fürsprach' bittet; aber allerdings, wenn ein Bauer fast jeden Sonntag die Predigt schwänzt und noch zu spät in die Messe kommt, dann wird sich ein guter Heiliger eben auch nicht finden lassen, und er wird sich besinnen, zu helfen, wenn man ihn nur in der Not kennt!“

Der Pfarrer lief wieder zum Fenster und schaute angelegentlichst auf die Straße, wo außer ein paar Finken und Spatzen, die sich um eine Brotrinde zankten, nichts zu sehen war.

„O,“ rief der Jockel, der die Rede für tiefen Ernst genommen, eifrig, „ich würd' gern einem Heiligen etwas Schönes stiften, wenn er nur helfen tät'.“

„Dafür könnte Rat werden,“ sagte das Fräulein fest, „der heilige Florian hat eine gar so schäbige Altardecke. Für ihn tut niemand etwas, und ich glaube gerade, der wär' fürs Heiraten der Rechte, denn es heißt doch: »Sankt Florian, verschon mein Herz, zünd andre an.« Die Bauern sagen zwar, es heiße, verschon mein Haus, zünd andre an, aber das ist unrichtig.“

Der Pfarrer am Fenster schneuzte sich immer eifriger und schien sich von den scheltenden Spatzen nicht trennen zu können, aber der Bauer rief: „Er soll eine Decke haben, eine ganz feine mit Spitzen, wenn er nur hilft.“

„Aber Margret,“ sagte der Pfarrer vorwurfsvoll, als der Bauer weggegangen war, „du solltest ihn nicht schröpfen.“

„Pah,“ sagte die alte Dame resolut, „das schadet dem reichen Bauern nichts; knauserig genug ist er sonst auch, und paß auf, wie ich dem heiligen Florian ins Handwerk pfusche!“

Den drei Mädchen wurde es immer ungemütlicher. Der Vater arbeitete vormittags unter Stöhnen und Aechzen; nachmittags saß er wehleidig auf seiner Ofenbank und ließ sich vom Herrn Pfarrer, der jetzt öfter ein weniges herüberkam, Trost zusprechen. Auch kam fast an jedem Tag die Pfarrschwester und massierte ihm die kranken Füße. Dabei sprach sie freundlich mit den Mädchen, ließ auch hin und wieder etliche gruselige Geschichten fallen, worin alte Leute, die sich zum Arbeiten Zwang antun

BLB Karlsruhe

mußten, plötzlich tot hinfielen. Sogar den zwei Großen lief dabei ein kalter Schauer über den Rücken, denn im Grunde liebten sie den Vater ja auch; sie konnten ihren Gefühlen nur keinen Ausdruck geben. Tippte das Fräulein dann aber nur vorsichtig ans Heiratsprojekt, sofort waren sie wieder halsstarrig.

Eines Tages machte die alte Dame aber ein besonders ernstes Gesicht. Es bleibe nichts übrig: der Doktor müsse geholt werden. Sophie und Marie verfärbten sich vor Schreck und das Rösli fing an zu „brüelen" — zum Steinerweichen! Wenn der Doktor erst ins Haus kam, dann war der Kranke sicher verloren. Erst einmal war er auf dem Jockelhof gewesen, damals als die Mutter Lungenentzündung hatte, und richtig war die Mutter gestorben!

Etwas freilich mußte geschehen — das sahen sie ein — und abends wollten sie in der „Kuchi" beraten, was das beste wäre. So lange konnte es das Rösli mit seinem Kummer aber nicht aushalten, und so schlich es sich durchs hintere Scheunentor in den Grasgarten und von da durch eine Zaunlücke in den Nachbarhof. Die Tochter des Bauern, die Seppe, mußte es in letzter Zeit auf Befehl Sophies streng meiden, weil das leichtsinnige Maidli ein Gebändel mit einem Mannskerli angefangen hatte, auf deutsch: weil die Seppe sich einen Schatz angeschafft hatte. So eine! Das Rösli ging suchend über den Hof zum Stall, fand aber niemand. Sie hörte nur ein Geräusch hinter der Stalltür, ging darauf vorsichtig den Futtergang entlang, öffnete eine Luke und spähte hinüber. Da stand die Jungmagd mit dem Knecht, und beide küßten sich, daß das Rösli denken mußte, sie könnten keine Luft mehr kriegen. Dem Rösli wurde es eigen zu Sinn. Aha! so fingen sie es an, die schlimmen Mannsleut'! Eine gefährliche Sache, eine ganz gefährliche, wenn einem schon beim Zusehen so schwindlig wird, wie dem Rösli. Es schlich zurück mit benommenem Kopf und heftigem Herzklopfen, riß sich im Zaun ein Loch in die Schürze und eilte zum Hoftor, wo Sophie stand und nach Rösli rief. Die Magd und die Schwestern standen unterm Tor und sahen, wie der Blechnerfranz, der größte Dorflump, seine Frau, die ihn aus dem Wirtshaus geholt hatte, mit gemeinem Schelten traktierte und sie zum Schlusse schlagen wollte. Sogar die alte Magd hatte den Tränkekübel für die Schweine vom Kopf genommen und sah behaglich zu.

„Nein, die Mannsleut' sind doch wüste Kerle," dachte das Rösli voll Grausen, und die Liebesgeschichte da drüben kam ihm auf einmal dumm und unmanierlich vor.

Sophie hatte nur gewartet, bis es der Jüngsten entsetztes Gesicht sah, dann packte es den torkelnden Kerl beim Kragen, schüttelte ihn tüchtig durcheinander und sagte ihm so handgreifliche Grobheiten, daß er sie sogar in seinem Rausch verstand, denn er schlich wie ein geprügelter Hund davon.

Sophie und Marie verfärbten sich vor Schreck und das Rösli fing an zu „brüelen".

Wenige Tage danach gingen die Schwestern in grauer Morgendämmerung nach dem nächsten Bahnorte. Sie schritten in einer Reihe, beteten eifrig, denn um der Gicht und dem Heiratsprojekt des Vaters gleichzeitig abzuhelfen, hatten sie beschlossen, eine Wallfahrt zu tun. In der unsichern Beleuchtung sahen sie sich zum Verwechseln ähnlich, so grundverschieden sie sonst auch waren. Aber sie steckten alle in denselben kornblumenblauen Kleidern und trugen drei gleiche Strohhüte mit grellroten Blumen. Auch Schuhe derselben unförmigen Größe, wie sie der Dorfschuster auf der Stör anfertigte, trugen die Schwestern. Röslis Füße waren zwar nur halb so groß als die der andern, — aber das störte den Fußbekleidungskünstler nicht. So kleine Ware hatte er nicht im Griff, und für den reichen Hof brauchte man das Leder nicht so ängstlich zu sparen.

BLB Karlsruhe

Die Eisenbahn brachte unsre Dorfschönen nach Freiburg, und ein freundlicher Schaffner zeigte ihnen den Zug ins Höllental, den sie bis Kirchzarten benutzen mußten. Im vollgepfropften Zug saß ihnen ein lustiger alter Herr gegenüber, der ihnen mit harmlos schlauem Fragen bald entlockt hatte, daß sie auf den Giersberg und von da nach Oberried wallfahren wollten.

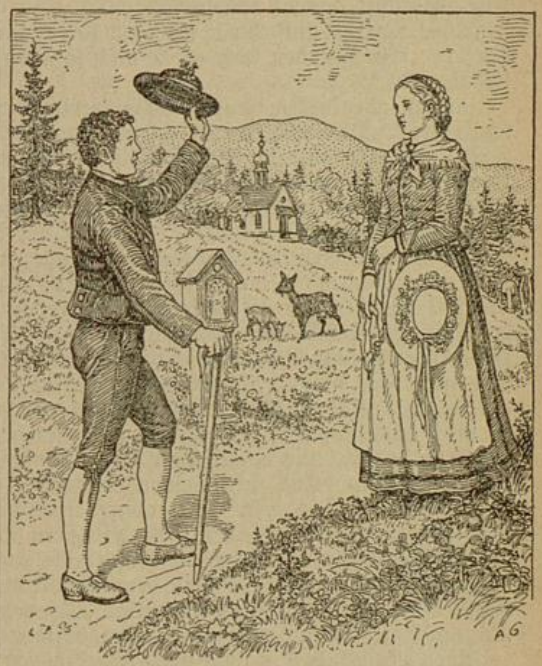
Was sie sich denn für einen besondern Heiligen zur Wallfahrt ausgesucht hätten? fragte er ernsthaft.

„Den heiligen Florian!“ sagten die zwei jüngsten vertrauensvoll; nur Sophie, das seinen Männerhaß sogar auf die Heiligen übertrug, versicherte: „Jetzt ich rufe die heilige Barbara an.“

Als die drei in Kirchzarten schon auf dem Bahnsteig standen und der Zug sich in Bewegung setzte, rief der lustige Alte sie noch einmal ans Fenster, als hätte er ihnen Wichtiges mitzuteilen. Er sagte aber nur mit ernstem Gesicht: „Nehmt euch in acht! er ist ein boshafter Heiliger, der Florian!“ Dann lachte er und schwenkte noch lange sein grünes Hütchen, während Sophie hohnlachend ausrief: „Er ist halt ein Mannsbild!“ Das Marie lachte, und nur Rösli meinte mißbilligend, der Herr müsse, so artig er sich auch benommen habe, ganz ein Lutherischer sein, sonst könne er so was von einem Heiligen nicht sagen.

Es war ein trockener Tag, und dicker Staub lag auf der Landstraße. Die drei Maidle gingen an tauigen Wiesen vorbei, auf die die Sonne ganze Strahlenbündel warf, und dem Rösli war die Welt noch nie so schön erschienen wie heute. Ein paar Hirtenbuben sangen an den Berghängen, und von nah und fern klangen die Kirchenglocken. Denn es war ein Sonntag. Jetzt wirbelte der Staub hoch auf, und eine singende Frauenstimme wurde hörbar. Ein Karren, den ein strammes junges Weib schob, wickelte sich aus der grauen Wolke heraus. Auf dem Karren klapperten ein paar große Milchkannen herum, und dazwischen saßen zwei kleine Mädchen, nach Schwarzwälderart genau wie die Mutter angetan. Ein etwa neunjähriger Bub half tüchtig schieben. Das Sophie zählte drei Kinder, und das vierte war auch nicht mehr weit, und diese sündhaft lustige Person sang noch dazu. Das Sophie bekreuzte sich unwillkürlich und beantwortete nur brummig das freundliche: „Gelobt sei Jesus Christus“ der Frau. „Gute Andacht,“ rief die den Wallfahrern noch nach, dann sang sie schon wieder, die leichtsinnige Person. Das Rösli war stehengeblieben. „Es muß doch auch gute Männer geben,“ dachte es versonnen, „und die Frau muß einen guten erwischt haben.“

Die drei hatten sich bald durch den Stationenweg emporgebetet und im tannenumrauschten Bergkirchlein ihre Andacht verrichtet. Für allzulanges Beten war aber das Sophie nie gewesen, und als vom Mesnerhäuschen Kaffeeduft herüberkam, murmelte es etwas daher: daß es sich nach etwas Eßbarem umsehen wolle, und trottete zu der Frau, die Rosenkränze und Heiligenbilder feilhält und auf Verlangen auch für Kaffee sorgt. Das Marie unterzog die kleine



Mit einem freundlichen „Grüß Gott, Jungferli!“ blieb der Wallfahrer vor ihr stehen.

Herde des Sakristans einer kritischen Musterung, und Rösli, das zum erstenmal im Schwarzwald war, ging, ganz ergriffen von der Weihe und Schönheit dieser Landschaft, immer weiter auf dem bergab führenden Waldweg. An einem im Gebüsch rieselnden Quell wusch es Gesicht und Hände, klopfte mit dem Taschentuch den Staub vom Kleid und strich die blonden Haare glatt.

„So,“ sagte es dann behaglich und schritt im wohligen Gefühl frischer Sauberkeit versonnen weiter.

Da scholl Gesang zu ihm herauf. Ein schlanker Bursch in kurzer Joppe, dem Samtgilet und dem niedern runden Seidenhute der Schwarzwälder tauchte an der Wegbiegung auf. Jetzt konnte Rösli auch verstehen, was er sang: „Gegrüßet seist du Königin, o, o Maria,“ scholl es zu dem lauschenden Maidli empor, und bei dem o — machte der Sänger noch einen kunstvollen Schnörkel hinzu, daß das Rösli ganz entzückt war.

Es stand noch auf demselben Fleck, als der singende Wallfahrer mit einem freundlichen: „Grüß Gott, Jungferli,“ vor ihm stehenblieb.

Ueber und über rot wurde das Röslein. Ver-

legen sah es in das hübsche offene Gesicht des Burschen. Wahrhaftig, wenn der nicht so feurige Augen gehabt hätte, und wenn der Gedanke überhaupt nicht so sündhaft wäre, eine auffallende Aehnlichkeit mit Rösli's Lieblingsheiligen, Aloisius, wäre ihm nicht abzusprechen gewesen.

Auf die Frage des Wallfahrers gab Rösli leise Auskunft, wo es daheim sei.

„Aha! wo der gut' Wein wachst," lachte der Bursch, „kein Wunder, daß es da auch so schöne Mädle gibt."

Um ihn abzulenken, fragte Rösli, weshalb er wallfahre? Die Mutter sei schwer von der Gicht geplagt, und da sie nicht selbst gehen könne, so müsse er schon das Seine tun. Das gefiel dem Rösli, und es meinte, da werde die Muttergottes schon helfen.

Der Bursche drückte blinzelnd ein Auge zu und zeigte lachend seine weißen Zähne: „So arg soll sie aber gar nit helfen," sagte er vertraulich, „weißt, Mädle, ich möcht' so gern heiraten, aber so lang d' Mutter schaffen kann, leidet sie's nit. Sie ist halt arg rabiat." Er seufzte ein wenig. „Und da bet' ich halt, daß d' Gicht nimmer ganz auslaßt, daß ich heiraten muß."

„Aber du bist mir ein Wüster," grollte das Rösli, „hast am End' schon einen Schatz?"

„Nein, aber dem wär' bald abgeholfen, du tätst mir am besten gefallen. An Pfingsten ist bei euch doch Hammeltanz, da komm' ich und wir gehn miteinander." Er hielt dem Maidli die Hand hin, aber das sagte hochmütig: „Ich geh' nie zum Tanz, da sind mir zuviel Mannsbilder."

„Aber Maidli, das ist doch grad das Schöne!" lachte der Bursch, und hell die Stimme hebend sang er: „Wo halt viel Buebe sin — Maidli sin, Buebe sin — do isch's halt liebli, do isch's halt schön."

„Jetzt du bist mir ein sauberer Wallfahrer," das Rösli wurde glühendrot vor Zorn. „Erst betet er, daß sei Mutter nit g'sund werde soll, dann sucht er sich ein Schatz, und dann singt er noch so ein Lumpeliedli. Du bist ein arges Mannsbild, du!"

Es ließ den verblüfften Burschen stehen und rannte schnell den Weg hinauf, denn neben der Kirche stand das Sophie und rief mit der Stimme eines Wachtmeisters, so wenig sie die Mannsleut' leiden mochte, nach der Jüngsten.

Der Uebermut des leichtsinnigen Schwarzwälders hatte Rösli dermaßen erregt, daß es immer an ihn denken mußte. Die ganze, für die Wallfahrt doch so nötige Andacht war ihm durch diesen bösen Menschen abhandengekommen, und selbst, als es schon lange vor dem wunderschönen alten Kreuz in der Oberrieder Kirche kniete, konnte es seine Gedanken nicht von dem übermütigen Burschen losreißen. Wie froh war Rösli, als es spät abends wieder daheim war; aber auch da fand es die rechte Ruhe nicht, denn es hatte einen fürchterlichen Traum. Der schöne Wallfahrer trug die Kleider des heiligen Aloisius, und seine schwarzen Augen funkelten spitzbübisch, während ihm langsam zwei Teufelshörner aus dem dicken schwarzen Haar wuchsen, und so wollte er das Rösli zum Hammeltanz holen! Ein grausiger Traum.

Im Maidlehof hatte sich viel verändert. Der Bauer war von der Gicht völlig wiederhergestellt und schaffte wieder wie ein Junger. Aber die drei Schwestern gingen trotzdem verstimmt und brummig aneinander vorbei, denn das Ärgste stand bevor! Das Rösli wollte abtrünnig werden. Es wollte heiraten! Jener saubere Wallfahrer war fast jeden Sonntag durchs Dorf gestrichen, und da das mißtrauisch gewordene Sophie das Rösli nicht mehr allein aus dem Hause ließ, hatte er sich mit einem dem Jockel verwandten Bauern im Wirtshaus angefreundet und auf diesem Umweg Zutritt in den Maidlehof erlangt. Und das Rösli wurde immer dümmer und kopfloser, trotzdem das Sophie schalt und wetterte und alle Heiligen zu Zeugen anrief, daß es so eine Dummheit nie zugeben werde.

Dann kam des Vaters Heiratskandidat, der Andres, dem das Rösli sofort ausnehmend ge-

Und nachher zog das Rösli freudestrahlend mit seinem Schatz.

fiel. Aber trotz der Stattlichkeit des Andres, der genau aussah wie Sophies treuloser Sepp in seiner Karlsruher Blütezeit, wollte das Rösli doch nichts von ihm wissen. Es wollte eben durchaus den schwarzen Alisi. Und nun bekam es plötzlich Beistand von einer Seite, auf der

es ihn nie gesucht hätte. Das Sophie war, seit es den Andres erblickt hatte, Feuer und Flamme dafür, das Rösli und den Alisi zusammenzubringen, und was das Sophie wollte, geschah natürlich. Bald wurde Verspruch gehalten, und nachher zog das Rösli freudestrahlend mit seinem Schatz und dem Vater auf den Schwarzwald, um der Schwiegermutter einen Besuch zu machen.

Am Nachmittag desselben Tages hatte der Pfarrer an den Jockel ein Anliegen — ein ganz wichtiges! Er suchte im Stall und Garten, aber der Maidlehof lag da wie ausgestorben. Der alte Herr ging ins Haus, auch die Wohnstube war leer, aber aus der Küche schallten die lauten Stimmen der zwei Großen.

Der Pfarrer klopfte. Keine Antwort, aber das Gezeter wurde heftiger, und er konnte verstehen, was da drinnen verhandelt wurde: „Meinst vielleicht, der Andres ist so dumm und beißt sich an deinen Knochen die Zähn' aus, dürre Krispel!" trompetete das Sophie. Aber das Marie war auch nicht faul und zeterte: „So dumm ist der Andres noch lang nit, daß er sich mit zwei Zentner seiner Lebtag rumschleppen will."

In der redlichen Absicht, Frieden zu stiften, öffnete der Pfarrer schnell und mutig die Tür.

Pardauz! Ein blankes Kochgeschirr sauste Seiner Hochwürden zwischen die Beine, und wie ein Tiger wollte sich das Sophie zu weiteren Tätlichkeiten auf das Marie, dem das Wurfgeschoß gegolten hatte, stürzen. Erst der Anblick des in jeder Hinsicht unangenehm berührten Seelenhirten brachte die beiden wieder zur Vernunft, und die Verwirrung des geistlichen Herrn stürzte sie in tiefe Zerknirschung. Trotzdem vermied der Pfarrer, wenn er wieder im Maidlehof zu tun hatte, sorgfältig die Küche.

Ins Dorf kam ein böser Gast — die Maul- und Klauenseuche. Das brachte das Marie schnell wieder zur Vernunft, und eine heiße Reue ergriff es, denn im Streit über den Andres hatte es seine vierfüßigen Lieblinge in letzter Zeit arg vernachlässigt. Seine ganze Kraft setzte es nun daran, die böse Krankheit dem Stall fernzuhalten, und es gelang ihm mit schwerer Mühsal. Als im Herbst zu aller Staunen das Sophie seinen so offen zur Schau getragenen Männerhaß abschwor und den um ein paar Jährchen jüngeren Andres heiratete, konnte das Marie schon lange über seine schnell wieder verflogene Liebe zu dem schönen Schwager lachen.

An einem Winterabend saß der Jockelbauer rauchend auf der Ofenbank und kritzelte allerhand Unleserliches auf eine Schiefertafel. Dann buchstabierte er: „Der Andres hat zehntausend Mark ins Haus bracht. Dem Rösli hab' ich zehntausend Mark Eh'steuer geben müssen. Eine Arbeitskraft gewonnen, eine Arbeitskraft verloren und dazu noch dem heiligen Florian die versprochene Altardeck' stiften müssen. Kostet 120 Mark."

„Nein," knurrte er dann mißbilligend vor sich hin, „mit dem heiligen Florian ist kein Geschäft zu machen, der ist viel zu boshaft."

Reingefallen.

Von Felix Wolf.

Herr Wurfthorn war nicht nur vermöglich, sondern sogar reich; denn außer den beiden großen Höfen, die er sein eigen nannte, war er auch Besitzer gut angelegter namhafter Kapitalien und einträglicher Aktien.

Dessenungeachtet war er ein einfacher, schlichter, jeder Großmäuligkeit abgeneigter Mann. Ueberdies ein Mann, der auch andere leben ließ und nicht nur öffentlich, wenn es mit Trompeten- und Posaunenstößen bekanntgemacht wird, sondern noch mehr und noch lieber im stillen wohltätig war.

Bei alledem ließ er sich die Mehrung seines Gutes sehr angelegen sein; nicht aus Habgier, sondern aus Lust und Liebe zur Arbeit, aus berechtigtem Standesstolz und aus Liebe zu Emmy, seinem einzigen Kinde, war er vom frühen Morgen bis zum späten Abend tätig. Diesem Kinde den Lebensweg möglichst von Steinen und Dornen frei zu machen, war sein emsigstes Bestreben.

Und Emmy, ein hübsches, liebenswürdiges und in der ganzen Gemeinde ob seines schlichten, freundlich entgegenkommenden Wesens allgemein beliebtes Mädchen, verdiente diese Liebe des Vaters.

Es war nicht zu verkennen, daß Fräulein Emmy schon ihrer körperlichen und geistigen Vorzüge wegen die Blicke der jungen Männerwelt hatte auf sich ziehen müssen. Wie viel mehr mußte das erst bei einem Mädchen der Fall sein, das mit seiner Hand und seinen Reizen noch eine solche reiche Mitgift zu bringen versprach?

Alle, die vermöge ihrer sozialen Stellung sich einige Hoffnung auf Erfolg machen konnten, bewarben sich um des hübschen Mädchens Gunst und — Geld! Des Bürgermeisters Flori, des Kaufmanns Weber Anton, des Herrn Notars Fritz und sonst noch ein paar Dutzend heiratsfähiger und beutelustiger Herren zeigten die nicht mißzuverstehende Neigung, sich mit dem hübschen Vögelchen, das in solch wohlausgefüttertem Neste saß, ehelich zu verbinden. Einige legten bei ihrer Bewerbung sogar die Hand aufs Herz und schwuren, daß sie ohne Fräulein Emmy nicht mehr zu leben vermöchten, so sehr seien sie von ihren Reizen und ihrem liebenswürdigen Wesen, das auf Erden seinesgleichen suche, eingenommen.

Trotz dieser Beteuerungen — und Emmy zählte doch bereits dreiundzwanzig — war es noch keinem gelungen, des schönen Mädchens Gegenliebe und damit ihr Geld zu erobern; denn Fräulein Emmy, die den Vater zärtlich liebte,

BLB Karlsruhe

brachte es nicht übers Herz, den alternden Mann zu verlassen. Außerdem war sie klug genug, um einzusehen, daß der Sturmlauf der jungen Herren trotz aller gegenteiligen Beteuerungen mehr ihrem Vermögen als ihr selbst galt, sonst, so sagte sie sich, hätte doch des Ratschreibers Pauline, die ihr, der Emmy, an körperlichen Reizen gewiß noch über war, zum mindesten ebenso viele Freier haben müssen. Dort aber, wo die Moneten fehlten, war beständig Windstille, von einem Sturm nicht das mindeste zu spüren. Also! —

Außerdem hatte der Vater bei der Vergebung der Tochter auch noch ein Wörtchen zu reden. Wo es sich um das Lebensglück seines Kindes handelte, sah er zwar nicht besonders auf Geld und Gut der Freier, um so mehr aber auf einen soliden Charakter, der ihm für eine anständige Lebensführung bürgte.

Diesen Charakter hatte er aber bei allen bisher auf dem Plan erschienenen jungen Herren vermißt. „Alles, Emmy," hatte er dabei gesagt, „nur keinen Windbeutel!"

Des Bürgermeisters Flori, der angesichts der Stellung seines Vaters sich am meisten Hoffnung gemacht hatte, war ob der Sprödigkeit der „hochmütigen Gans" aufs äußerste empört, warf den Stehkragen, den er sich auf seinem Freiersgang umgelegt hatte, ins Güllenloch und zog statt der eleganten Stiefelchen wieder die gutbäuerlichen Bundschuhe an. Herrn Webers Anton aber, der bei allen Heiligen geschworen, daß er ohne die liebreizende Emmy nicht mehr zu leben vermöge, nahm, als er die Wahrnehmung machte, daß ihm in Herrn Wursthorns Garten die Trauben zu hoch hingen, flugs eine andere und lebte vergnügt weiter. Alle andern schlugen sich mit Murren und Surren in die Büsche und nannten Emmy, die sie vorher nicht genug zu rühmen vermochten, ein hochnasiges, eingebildetes Ding.

Nun machte sich im Orte aber ein Stadtherr ansässig, der an jedem Finger goldene Ringe, eine schwer goldene Uhrkette und einen goldenen Zwicker auf der Nase trug und sonst auch den Stutzer zu markieren verstand.

Er hatte den Schorlenhof, wenn auch nicht bezahlt, so doch gekauft und ließ sich infolgedessen Gutsbesitzer und Oekonom nennen, machte zu den Schulden, die er hatte, durch eine über seine Verhältnisse weit hinausgehende Lebensführung deren täglich noch mehr, alles zur Erhöhung seines Ansehens, wie er meinte.

Die Schulden, die andere Leute gewöhnlich um den ruhigen Schlaf zu bringen pflegen, genierten ihn nicht im geringsten; denn ein Elegant, wie er einer war, mußte durch eine reiche Heirat die finanziellen Schwierigkeiten zu beseitigen verstehen.

Daß ihm beim Ausschauen nach einem mit Glücksgütern gesegneten „Ding" natürlich die reiche Emmy nicht entgehen konnte, ist begreiflich.

Er warf sich also in Gala, ringelte den Schnurrbart, der Mode der Zeit entsprechend, kühn nach oben, ließ den Rappen an das elegante Chaischen spannen und fuhr bei Herrn Wursthorn vor, wo er, von seinem Werte mehr als überzeugt, auch sofort seinen Antrag machte, über den Erfolg nicht im geringsten im Zweifel.

Herr Wursthorn bot ihm höflicherweise einen Sessel, rieb sich die Hände und sagte: „Ihr Antrag, Herr Buttenmüller, ehrt uns. Leider aber bin ich nicht in der Lage, ihm zu entsprechen; denn soviel ich gehört, sind Sie katholisch, wir aber sind evangelisch, und obwohl ein guter Katholik in meiner Wertschätzung ebenso hoch als ein Evangelischer steht, so bin ich doch dafür, daß zwei Ehegatten schon der Kindererziehung wegen in Sachen der Religion, wenn es immer möglich ist, eins sein müssen."

„Dann empfehle ich mich Ihnen," entgegnete Herr Buttenmüller, indem er wie ein begossener Pudel sich entfernte.

„Ach, Herr Wursthorn," entgegnete Herr Buttenmüller, „wenn das der einzige Stein des Anstoßes ist, dann bin ich bereit, ihn sofort zu beseitigen und zwar dadurch, daß ich aus meiner Kirche austrete und in die evangelische übergehe."

„Herr Buttenmüller," sagte Herr Wursthorn lächelnd, „Sie haben die Probe schlecht bestanden. Ob Protestant oder Katholik ist mir völlig gleich; denn beide, wenn sie die Gebote ihrer Kirche gewissenhaft befolgen, sind zuverlässige Leute, denen man, auch wenn man anderes Glaubens ist, die Achtung nicht versagen kann. Ein Mensch aber, der seine Religion materieller Vorteile wegen wie einen Rock wechselt, hat überhaupt keine Religion, noch weniger Charakter. Jedenfalls bin ich nicht in der Lage, einem solchen das Lebensglück meines Kindes anzuvertrauen."

„Dann empfehle ich mich Ihnen," entgegnete Herr Buttenmüller, indem er abwechselnd blaß und rot im Gesicht wurde und wie ein begossener Pudel sich entfernte. „Solch eine Blamage," sagte er, als er wieder in seinem Chaischen saß. „Und blamiert von einem Bauern! Die Kerls, das seh' ich erst jetzt, haben es faustdick hinter den Ohren."

BLB Karlsruhe